

# ARCHIV

## FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

WILHELM HORN UND GERHARD ROHLFS

**186. BAND**

**101. JAHRGANG**

### ABHANDLUNGEN

Franz Koch / Dichtung des Plunders . . . . .	1
Walther Fischer / Henry David Thoreau, der Dichter des 'Walden-Sees' . . .	28
Gerhard Jacob / Defoe und Robinson . . . . .	49
Wilhelm Horn / Schwächung und Stärkung des Sprachkörpers . . . . .	65
Wilhelm Horn / Eine Lautsubstitution im Englischen . . . . .	83
Franz Rauhut / Molières Lebensweisheit . . . . .	91
Gerhard Rohlf s / Die Weltgeltung der französischen Sprache . . . . .	111
Gerhard Rohlf s / Jules Romains . . . . .	119

### KLEINERE MITTEILUNGEN

Walther Suchier / Zur Chronologie der Lieder Wilhelms von Poitou . . . . .	125
Joachim Storost / Karl Voretzchs Vermächtnis . . . . .	129
Siegfried Heinimann / Die italienischen Imperativkomposita . . . . .	136
Alberto Menarini / Note di Charles G. Leland sui Gerghi . . . . .	144
Friedrich Schürr / Die rumänische Diphthongierung . . . . .	184

### BIBLIOGRAPHIE mit kurzen Anzeigen

Neuere Sprachen (155); Deutsch (157); Englisch (158); Amerikanisch (160);  
Romanisch (162); Französisch (168); Iberoromanisch (183); Italienisch (188);  
Rätoromanisch (190);

GEORG WESTERMANN VERLAG / BRAUNSCHWEIG BERLIN HAMBURG

---

Germanistisch-anglistische Redaktion:  
Prof. Dr. Wilhelm Horn, Berlin-Charlottenburg 9, Bayernallee 6

Romanistische Redaktion:  
Prof. Dr. Gerhard Rohlfs, München-Pasing, Presselweg 1

Alle für das Archiv bestimmten Beiträge sind dementsprechend zu adressieren, doch ist besonders bei längeren Aufsätzen vorherige Anfrage erwünscht

Bezahlte Anzeigen können nicht aufgenommen werden



# ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM  
DER NEUEREN SPRACHEN

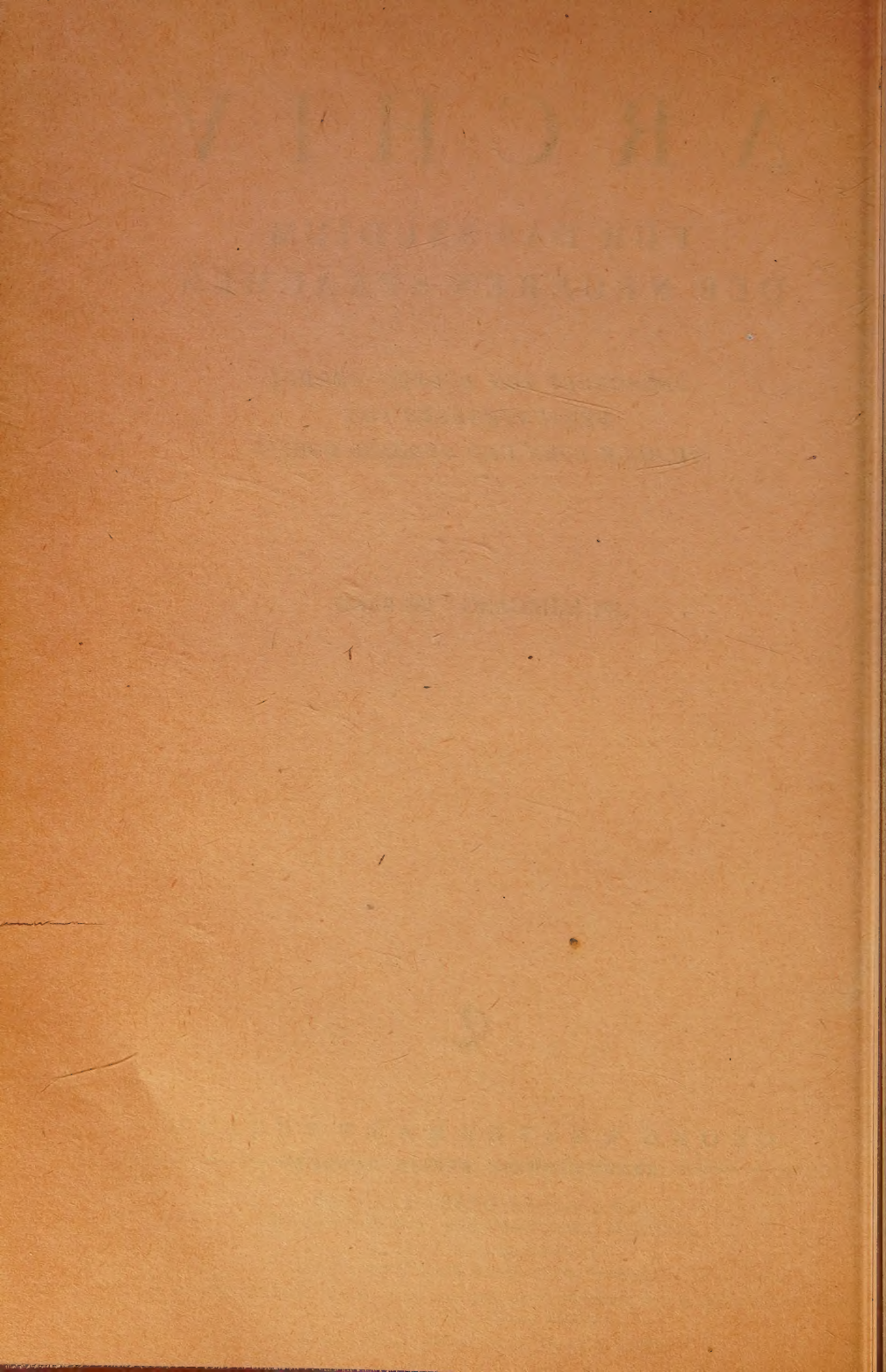
*BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG*  
*HERAUSGEGEBEN VON*  
*WILHELM HORN UND GERHARD ROHLFS*

101. JAHRGANG / 186. BAND



GEORG WESTERMANN VERLAG  
BRAUNSCHWEIG BERLIN HAMBURG

1949





# Inhaltsverzeichnis des 186. Bandes

## Abhandlungen

	Seite
Koch, Franz, Dichtung des Plunders . . . . .	1
Fischer, Walther, Henry David Thoreau, der Dichter des 'Walden Sees' . . . . .	28
Jacob, Gerhard, Defoe und Robinson . . . . .	49
Horn, Wilhelm, Schwächung und Stärkung des Sprachkörpers (Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung, mit Beispielen aus der englischen Sprache) . . . . .	65
Horn, Wilhelm, Eine Lautsubstitution im Englischen: s > š, z > ž nach t, d und n . . . . .	83
Rauhut, Franz, Molières Lebensweisheit . . . . .	91
Rohlf's, Gerhard, Die Weltgeltung der französischen Sprache . . . . .	111
Rohlf's, Gerhard, Jules Romains . . . . .	119

## Kleinere Mitteilungen

Suchier, Walther, Zur Chronologie der Lieder Wilhelms von Poitou . . . . .	125
Storost, Joachim, Karl Voretzschs Vermächtnis . . . . .	129
Heinimann, Siegfried, Die italienischen Imperativkomposita . . . . .	136
Menarini, Alberto, Note di Charles G. Leland sui Gerghi . . . . .	144
Schürr, Friedrich, Die rumänische Diphthongierung . . . . .	146

## Bibliographie mit kurzen Anzeigen

### Neuere Sprachen

Die lebenden Fremdsprachen (W. Horn) . . . . .	153
Neuphilologische Zeitschrift (W. Horn) . . . . .	165

### Deutsch

Heliand, übertragen von F. Genzmer (W. Horn) . . . . .	157
--	-----

### Englisch

Beowulf, hrsg. von Ferd. Holthausen (W. Horn) . . . . .	158
Beowulf, Eine Auswahl, hrsg. von M. Lehnert (W. Horn) . . . . .	158
Collins, E., Englischcs Übungsbuch . . . . .	159
Förster, Max, Altenglisches Lesebuch für Anfänger (W. Horn) . . . . .	159
Schöffler-Weis, Taschenwörterbuch, Englisch-Deutsch (W. Horn) . . . . .	159
Saxo Grammaticus, Amlethus (W. Horn) . . . . .	160
Shakespeare, Othello, hrsg. von A. Schröder (W. Horn) . . . . .	160

### Amerikanisch

Walt Whitman, Grashalme, Auswahl von E. Serelmann-Küchler . . . . .	160
---	-----

### Romanisch

Onomastica, Tome I, 1947 (G. Rohlf's) . . . . .	162
Bruckner, Wilhelm, Schweizerische Ortsnamenkunde (G. Rohlf's) . . . . .	162
Curtius, E. R., Das mittelalterliche Bildungswesen und die Grammatik . . . . .	163
Fouché, P., Aller, andare, andar, anar (G. Rohlf's) . . . . .	163
Guitier, Henri, Etude sur la sonorisation du k initial (G. Rohlf's) . . . . .	163
Hasselrot, B., L'origine des suffixes romanes en -tt (G. Rohlf's) . . . . .	164
Lerch, E., Altfranz. ço dit 'so sagt man' (G. Rohlf's) . . . . .	164
Lombard, Alf, Remarques sur l'infinifif de narration (G. Rohlf's) . . . . .	164

Pult, Jon, Die Bezeichnungen für Gletscher und Lawine in den Alpen (G. Rohlfs) . . . . .	165
Rohlfs, Gerhard, Germanisches Spracherbe in der Romania (E. Poppe) . . . . .	165
Spitzer, Leo, La conjonction romane <i>si</i> (G. Rohlfs) . . . . .	166
Verlinden, Ch., L'origine de <i>slavus</i> 'esclave' (G. Rohlfs) . . . . .	166

### Französisch

Becker, Ph. Aug., Aspremont (G. Rohlfs) . . . . .	168
Bruneau, Ch., Quelques notes sur l'accent en wallon namurois (G. Rohlfs) . . . . .	169
Cahen, J.-G., Le vocabulaire de Racine (G. Rohlfs) . . . . .	169
Dauzat, A., Les noms de famille de France (G. Rohlfs) . . . . .	169
Hasselrot, B., Le genre des noms de villes en français (G. Rohlfs) . . . . .	171
Hasselrot, B., Technique et style de Jean Giraudoux (G. Rohlfs) . . . . .	171
Hubschmied, J. N., Bezeichnung von Göttern und Dämonen als Flußnamen (G. Rohlfs) . . . . .	171
Jasinski, R., Histoire de la littérature française (K. Wais) . . . . .	172
Jeanroy, A., Histoire sommaire de la poésie occitane (G. Rohlfs) . . . . .	173
Kjellén, O., Le patois de Nozeroy (G. Rohlfs) . . . . .	174
Långfors, A., Deux recueils de sottes chansons (G. Rohlfs) . . . . .	174
Lechanteur, Fern., Noms de famille normands (G. Rohlfs) . . . . .	175
Lippand, Else, Die Gründe des Wortunterganges (G. Rohlfs) . . . . .	175
Martinet, A., La prononciation du français contemporain (G. Rohlfs) . . . . .	176
Rostaing, Ch., Les noms de lieux (G. Rohlfs) . . . . .	177
Schöne, Maurice, Langue écrite et langue parlée (G. Rohlfs) . . . . .	178
Tilander, G., Maître Aliboron (G. Rohlfs) . . . . .	178
Tjerneld, H., Moumin et Ghatrif, Traités de fauconnerie (G. Rohlfs) . . . . .	179
Vendryes, J., Sur le suffixe <i>-is</i> du français (G. Rohlfs) . . . . .	179
Wartburg, W. von, Französisches etymologisches Wörterbuch (G. Rohlfs) . . . . .	180
Wartburg, W. von, et Zumthor, Paul, Précis de syntaxe du français con- temporain (G. Rohlfs) . . . . .	181
Wind, B. H., De quelques curiosités syntaxiques (G. Rohlfs) . . . . .	182

### Iberoromanisch

Bénichou, Paul, Observaciones sobre el judeo-español de Marruecos (G. Rohlfs) . . . . .	183
Bonfante, G., El nombre de Cataluña (G. Rohlfs) . . . . .	183
Corominas, J., Indianorománica (G. Rohlfs) . . . . .	184
García de Diego, V., Manual de dialectología española (H. Janner) . . . . .	184
Gili Gaya, S., Tesoro lexicográfico (H. Janner) . . . . .	184
González Palencia, A., Versiones castellanas del 'Sendebár' (H. Janner) . . . . .	185
Nebrija, Ant. de, Gramática castellana (H. Janner) . . . . .	186
Zamora Vicente, A., Poema de Fernán González (H. Janner) . . . . .	186

### Italienisch

Alessio, G., I nomi collettivi sardi in <i>-ai</i> (G. Rohlfs) . . . . .	188
Heinimann, S., Wort- und Bedeutungsentlehnung durch die italienische Tagespresse (G. Rohlfs) . . . . .	188
Migliorini, Br., Pronunzia fiorentina o pronunzia romana (G. Rohlfs) . . . . .	188
Milano, E., I patrónimici (G. Rohlfs) . . . . .	189
Pestelli-Gori, V., Sull' uso dell' articolo nella Divina Commedia (G. Rohlfs) . . . . .	189
Rohlfs, G., Sprachgeographische Streifzüge durch Italien . . . . .	190

### Rätoromanisch

Bezzola, R., und Tönjachen, Rud. O., Deutsch-romanisches Wörterbuch: Ladinisch (G. Rohlfs) . . . . .	190
Vieli, R., Deutsch-romanisches Wörterbuch: Surselvisch (G. Rohlfs) . . . . .	191



# Dichtung des Plunders

Franz Koch (Berlin)

Die Worte 'Dichtung des Plunders' stehen in dem einleitenden, 'Die Altertümer' überschriebenen Kapitel der Studienfassung der 'Mappe meines Urgroßvaters', wo von jenen Dingen die Rede ist, die vom Urgroßvater her, verstaubt und unbeachtet, zwischen Dach und Schüttboden stehen und deren eigentümlicher Zauber den Erzähler in Zeit und Stimmung seiner Kindheit zurücklockt. Und so mag sich auch unsere Zeit für einen Augenblick in jene besinnlichen Stimmungen verspinnen lassen, die Stifter durch einen 'sanften, schwermütigen Herbstglanz' zu vergolden weiß. Gedanken überkommen ihn angesichts dieser Altertümer, 'wie der Mensch doch selber arbeitet, daß das vor ihm Gewesene versinke, und wie er wieder mit seltsamer Liebe am Versinkenden hängt, das nichts anderes ist als der Wegwurf vergangener Jahre. Es ist dies die Dichtung des Plunders, jene traurig sanfte Dichtung, welche bloß die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit prägt, aber in diesen Spuren unser Herz oft mehr erschüttert als in anderen, weil wir auf ihnen am deutlichsten den Schatten der Verblichenen fortgehen sehen und unseren eigenen mit, der jenem folgt. Darum hat der Großstädter, der stets erneuert, keine Heimat, und der Bauerssohn, selbst wenn er Großstädter geworden ist, hegt die heimliche, sanft schmerzliche Rückliebe an ein altes, schlechtes Haus, wo die Bretter, Pfähle und Truhen seiner Voreltern standen und stehen'.<sup>1</sup> Die beiseitegesetzten ältesten Dinge würden so wieder die Gespielen der Jüngsten, der Kinder. 'Stumme, unklare Erzähler' der unbekannten und ungelesenen Geschichte eines solchen Hauses seien diese Dinge, Zeugen, Glieder einer weit in die Vergangenheit zurückreichenden und vielleicht noch längeren, unbekannten, in die Zukunft sich fortsetzenden Kette, einer Reihe der Verwandtschaft und Liebe, in deren Mitte der einzelne einsam stehe. Aber eins dieser Dinge, ein Bild, ein Trümmer, ein Stäubchen, das ihm von denen erzählt, die vor ihm gewesen, mache ihn schon um vieles weniger einsam. Und sei diese Geschichte auch ganz bedeutungslos, wenngleich sie ein unfabbares Maß von Liebe und Schmerz enthalte, so liege doch 'in der andern,

<sup>1</sup> S. 427. Zitiert wird nach Stifters Sämtlichen Werken in der 'Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien'.



großen Geschichte' auch nicht mehr, ja sie sei nur das entfärbte Gesamtbild dieser kleinen, 'in welchem man die Liebe ausgelassen und das Blutvergießen aufgezeichnet hat. Allein der große, goldene Strom der Liebe, der in den Jahrtausenden bis zu uns herabgeronnen, durch die unzählbaren Mütterherzen, durch Bräute, Väter, Geschwister, Freunde, ist die Regel, und seine Aufmerkung ward vergessen; das andere, der Haß, ist die Ausnahme und ist in tausend Büchern aufgeschrieben worden'.

Wer seinen Stifter kennt, der weiß und fühlt, daß hier etwas aus der 'Tiefe seines Wesens laut geworden ist und das Innerste seiner Seele mitschwingt, daß man an einem Kardinal-, wenn nicht im Mittelpunkte seiner geistig-sittlichen Welt, seines Lebens- und Schicksals-Gefühles steht. Der einzelne, einsam und verloren in der fortschreitenden Verstädterung des Lebens, streckt die Hände aus, um die der Gewesenen und der Kommenden zu fassen, sich einzureihen als Glied einer Kette, in der auch das Einzelleben wieder sinnvoll wird und die es seiner Einsamkeit enthebt. Brücke zu diesem Fühlungsnehmen mit Gewesenem, zur Wiedergewinnung eines Lebenssinnes aber sind ihm die 'Dinge'. Da klingen Obertöne mit, die nicht nur Stifter, die der Zeit angehören; man denke an Stifters Zeitgenossen Klaus Groth, der am andern Ende Deutschlands in seiner 'Rumpelkammer' Dichtung des Plunders gibt, wenn er den Inhalt der Kammer, dieses Symbols des Armenhauses, so beschreibt:

En Kassen mit en oldmodsch Slött,  
Wormfreten Bornn un half verrött:  
Dar kikt en Blatt rut mit en Bild,  
Swinsleddern Inband, mal vergüldt,  
En Dos' ut Mischen mit en Kopp,  
Hollandsche Rimelsch stat darop:  
Mynheer mit Kalkpip oppe Tünn,  
En nakten Neger inne Sünn,  
En Schipp mit Segeln wit int Meer,  
En Mann mitn Mistfork achterher. —<sup>2</sup>

'Sin (des alten Insassen) Hart levt vun de ole Tid', so faßt sich hier zusammen, was an Gemütswerten in diesen Dingen lebt. Kurt Kluge beschwört in seinem Erstlingsroman 'Grevaservas' die 'Weisheit des dämmerigen Hausbodens', hinter dessen Tür 'gelegentlich ein Flügelrauschen ahnungsvoll das Himmelsblauen hörbar macht', wenn man an die Büchertruhe unter den Schellenbändern der Schlittengespanne gelangt: 'eine gelbe Bilderbibel liegt da, mit blassen Tintenstrichen unter manchem

<sup>2</sup> Gesammelte Werke Bd. I, S. 104.



dunklen Wort, ein Arzneibuch, ein uraltes Heftlein über Schwangerschaft, Bündel braunfleckigen Papiers in zerfallenden Deckeln, auf dem Dinge stehen, die einem keiner sagt' (S. 35 f.). Wußte doch auch die Antike schon um den *χρονος, ἀρχαιότητος* den 'Duft des Altertums'. 'die lebendige Luft in Claude Lorrains Landschaften'.<sup>3</sup> Ein Lebensgefühl spricht sich da aus, das scheinbar in Zeiten des Übergangs, der Wandlung und inneren Unsicherheit den Menschen ergreift und ihn Anschluß, Rückendeckung suchen läßt: an der großen Wende der Antike, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, endlich in der Epoche des Individualismus, innerlicher Verarmung und Vereinsamung des einzelnen.

Auch Rainer Maria Rilke hat das von einem mystischen Hauch unwitterte Eigenleben der 'Dinge' entdeckt, erfühlt, ertastet, zur Eigensprache erweckt, 'die Leibeigenschaft der Dinge aufgehoben'.<sup>4</sup> Welche Rolle die Dinge im Werden seines dichterischen Kosmos vom 'Stunden-Buch' bis zu den 'Duineser Elegien' und den 'Späten Gedichten' spielen, ist bekannt. Blickt man aber von hier aus einmal auf Stifters Werk, so wird einem klar, daß Rilke darin einen Vorgänger in Stifter hat, daß die Liebe zu den Dingen in Stifters Werk eine ähnliche zentrale Rolle spielt wie in dem Rilkes. So mag sich der Versuch rechtfertigen, einmal vom Gegenwärtigeren, Näheren aus diese Beziehungen zu überblicken, natürlich nicht, um etwa eine Abhängigkeit Rilkes festzustellen, sondern um die dichterischen Schöpfungen Rilkes und Stifters wechselseitig aneinander zu erhellen, von Rilkes 'Dingmystik' her den richtigen Blick für diejenige Stifters zu gewinnen, von Stifters offenliegenden Ursprüngen her vielleicht eine der Wurzeln von Rilkes Verhältnis zu den Dingen zu ergraben. Denn daß in Stifters Liebe zu den Dingen, die sich so offensichtlich mit dem Generationsgedanken verbindet, bäuerliches, konservatives Lebensgefühl sich ausspricht, belegt allein das Einleitungskapitel zur Mappe mit völliger Überzeugungskraft. Dasjenige Rilkes allerdings, dessen väterliche Vorfahren auch Bauern gewesen sind,<sup>5</sup> stellt einen späteren, vielfältig aufgegliederteren Zustand dar, das Lebensgefühl des Vereinsamten, des Individualismus, das im Malte sich zu der Frage erhebt: 'Was für ein Leben ist das eigentlich: ohne Haus, ohne ererbte Dinge, ohne Hunde. Hätte man doch wenigstens seine Erinnerungen. Aber wer hat die?' (V, 23.)

<sup>3</sup> Vgl. den Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm vom 7. 12. 1794 über diesen Ausdruck des Dionysius von Halicarnass. Friedrich Schlegels Briefe hrsg. von O. F. Walzel. Berlin 1890, S. 201.

<sup>4</sup> Vgl. R. M. Rilke, Bücher, Theater, Kunst, Wien 1934, S. 222.

<sup>5</sup> Vgl. C. Sieber, René Rilke, Leipzig 1932, S. 11.



In den 'Frühen Gedichten' Rilkes tauchen die 'Dinge' auf, um dann nicht mehr aus seinem Werke zu verschwinden, im 'Stunden-Buch' haben sie schon bestimmtes Profil. Da sind sie selbstlebendige, dunkle und kluge Wesenheiten, von einer 'flugbereiten Güte' überwacht, dem Gesetz der Schwerkraft, die sie dem Kern der Welt zuträgt, einfügt einem kosmischen Ganzen und Zusammenhalt, während der Mensch aus solchen einigen Zusammenhängen ins Leere, in die Einsamkeit hinausdrängt. Wer aber den Dingen gut und wie ein Bruder ist, dem werden sie, ob groß oder klein — darauf wird noch zurückzukommen sein — Führer und Brücke zu Gott, für den gewinnen sie eine religiöse Bedeutung:

Ich finde dich in allen diesen Dingen,  
denen ich gut und wie ein Bruder bin;  
als Samen sonnst du dich in den geringen  
und in den großen gibst du groß dich hin. (II, 189.)

Auch in den gleichzeitig mit dem 'Stunden-Buch' im Spätherbst 1899 entstandenen 'Geschichten vom lieben Gott' spielen die Dinge eine ähnliche Rolle. Unbeweglich und schweigsam lauschend (IV, 87), harren sie gleichsam des Auftrages von Gott, seine Träger zu sein, denn 'ein jedes Ding kann der liebe Gott sein, man muß es ihm nur sagen' (IV, 144), wie umgekehrt im 'Stunden-Buch' Gott als das 'Ding der Dinge' (II, 187), als 'der Dinge tiefer Inbegriff' (ebd. 252) erscheint.

Ein paar kurz nachher entstandene Tagebuchaufzeichnungen führen weiter. Unsere Gedanken, die das Gewaltige wagen, würden, meint Rilke da, blind vor jedem Dinge, das vor uns sein Gesicht verhängt, als wäre es an seiner Schönheit schuld.

Die Dinge aber müssen willig halten,  
was einer ihnen in die Hände legte;  
da sagt ein Glas, was meinen Ahn bewegte,  
ein Buch verrät mir, was er heimlich hegte,  
und dieser Atlas, der um die Gestalten  
vergangner Frauen rauschend sich erregte,  
fällt immer wieder in die alten Falten.  
Was in uns schläft, bleibt in den Dingen wach,  
aus ihnen schaun uns dunkel Augen nach,  
die unsere Gebärden weit begleiten:  
Die Ersten dauern, und wir sind die Zweiten ...<sup>6</sup>

Hier ist also schon jene Verbindung des Ding-Begriffes mit dem Motiv der Ahnenverehrung und des sich forterbenden Lebens

<sup>6</sup> Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902, S. 241.



vollzogen, die auch in Stifters 'Altertümern' begegnet. Da sind die Dinge Wahrer und Hüter vor uns gelebten Lebens, das sie dem feinen Herzen eines Spürenden wieder fühlbar machen, und werden so zur Brücke ins Vorfeld eigenen Lebens, das sich bis in unsere Gebärden hinein vererbt hat. Diese Gedanken führt Rilke zwei Tage später, in der Nacht seines 24. Geburtstages, weiter aus. Allmählich erst habe er die Schönheit der Dinge erfahren und — nun ein neues Moment — 'ihre unendliche Gesetzmäßigkeit' erkennen gelernt. Zwischen schönen und nicht-schönen Dingen zu wählen, komme ihm vor wie eine grausame Lieblosigkeit des Auges: 'Jedes Ding ist nur ein Raum, eine Möglichkeit, und an mir liegt es, diese vollkommen oder mangelhaft zu erfüllen. Denn da Menschen und Verhältnisse eigenmächtig sind und sich ewig verwirren, woran soll man sich messen dürfen, wenn nicht an den willigen Dingen?' (Ebd. S. 242.) Sie sind als das Beharrende, Sich-selber-gleich-Bleibende, sozusagen der Probestein für den Echtheits-, den Wirklichkeitsgrad und -gehalt des so wandelbaren und unbeständigen Menschen. Das Leben dieser Dinge kann so stark, das eigene so leise werden,

— daß das Leben sich  
oft an die Dinge wendet, sie zu fragen,  
ob sie dich kennen aus den jähren Tagen,  
in denen deine Kindheit von dir wich. (Ebd. S. 255.)

Denn die meisten Menschen wüßten mit den Dingen nicht umzugehen und hielten sie in der Hand, 'um damit irgendeine Dummheit zu machen (wie zum Beispiel sich zu kitzeln mit Pfauenfedern), statt sich jedes Ding gut anzusehen und statt jedes um die Schönheit zu fragen, die es besitzt. So kommt es, daß die meisten Menschen gar nicht wissen, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart. Die erwachsenen Menschen, die Geschäfte und Sorgen haben und sich mit lauter Kleinigkeiten quälen, verlieren allmählich ganz den Blick für diese Reichtümer, welche die Kinder, wenn sie aufmerksam und gut sind, bald bemerken und mit dem ganzen Herzen lieben. Und doch wäre es das schönste, wenn alle Menschen in dieser Beziehung immer wie aufmerksame und gute Kinder bleiben wollten, einfältig und fromm im Gefühl, und wenn sie die Fähigkeit nicht verlieren würden, sich an einem Birkenblatt oder der Feder eines Pfauen oder an der Schwinge einer Nebelkrähe so innig zu freuen wie an einem großen Geirge oder einem prächtigen Palast. Das Kleine ist ebensowenig klein, als das Große — groß ist. Es geht eine große und ewige

Schönheit durch die ganze Welt, und diese ist gerecht über den kleinen und großen Dingen verstreut; denn es gibt im Wichtigen und Wesentlichen keine Ungerechtigkeit auf der ganzen Erde'.<sup>7</sup> Wenn aber verachtete, geringe Dinge in die zärtlichen Hände eines Einsamen kommen, dann erholen sie sich wie kleine Vögel, 'denen die Wärme wiederkehrt, sie rühren sich, wachen auf, und ein Herz beginnt in ihnen zu schlagen, das wie die äußerste Welle eines mächtigen Meeres in den horchenden Händen steigt und fällt'. (Ebd. S. 242.) So geschieht es ihm immer öfter, daß er nicht mehr sagen kann: ich bin, sondern sagen muß: es ist. (Ebd. S. 205.) Zu solchen Stunden rauscht in den stillen Dingen ihre Schweigsamkeit wie Blut, die Zeit wird vor ihnen machtlos, und sie selbst werden ein Stück Ewigkeit. (Ebd. S. 251.) Darum die Mahnung im zweiten Teil des 'Stunden-Buches':

Demütig sei jetzt wie ein Ding  
zu Wirklichkeit gereift. (II, 230.)

Dabei unterscheidet Rilke natürliche, 'ursprungslose' Dinge, wie Felsen, Gebirge, Bäume und vom Menschen gemachte. Diese, die gemachten, die Kunst Dinge, erschließen sich vor dem Werke Rodins, weshalb denn auch Rilkes Rodin-Buch den Begriff des Dinges von neuem umkreist. Beiden, Kunst- wie natürlichen Dingen gemeinsam ist, wie er jetzt erkennt, das 'Ganz-mit-sich-Beschäftigtsein' (IV, 321), die 'Gelassenheit', ihre 'stille Würde' (379), ihre 'Inständigkeit' (380), 'der eigentümliche, fast verzweifelte Ernst' (380). Sie sind 'ein Dauerndes' (379), erfüllt von einer Gesetzmäßigkeit, die man erst nach und nach begreift (390), in sich bestimmt, 'überall abgelöst von dem Kontinent des Ungewissen' (387). Sie verlangen und erwarten nichts von außen, beziehen sich auf nichts außer ihnen, ihre Umgebung liegt in ihnen (321). Das wird in einem aufschlußreichen Briefe an Lou Andreas-Salomé weiter so ausgesponnen, daß dem Kunst-Ding nun die höhere Würde zufällt: 'Von allem Zufall fortgenommen, jeder Unklarheit entrückt, der Zeit enthoben und dem Raum gegeben, ist es dauernd geworden, fähig zur Ewigkeit. Das Modell scheint, das Kunst-Ding ist. So ist das eine der namenlosen Fortschritt über das andere hinaus, die stille und steigende Verwirklichung des Wunsches, zu sein, der von allem in der Natur ausgeht'.<sup>8</sup> Kunst ist 'Verwirklichung' der Dinge, die bedroht sind durch die Zeit, und die der Künstler einpaßt 'in die weniger bedrohte, innigere und ewigere Welt des Raumes'. (Ebd. 113.) Da gibt es kein Zurücktreten, sondern nur 'ein immer-

<sup>7</sup> An Helmuth Westhoff, 12. 11. 1901, ebd. S. 122 f.

<sup>8</sup> Briefe 1902—1906, S. 8. 1903, S. 112.



währendes Nahesein und Gebeugtsein über das Werdende'. Der Künstler erlebt das Sein der Dinge. Die Gegenwart aber habe keine solchen, wir dürfen sagen, symbolischen, das Ganze stellvertretenden Dinge mehr, 'keine Häuser, kein Äußeres. Denn das Innere, das diese Zeit ausmacht — Hofmannsthal beklagt in den Terzinen der Vergänglichkeit dasselbe — ist ohne Form, unfassbar, es fließt'. (Ebd. 415 f.) Ein Künstler wie Rodin aber ergreift 'alles das Vage, Sich-Verwandelnde, Werdende', schließt es ein und stellt es hin wie einen Gott.

Rilkes letzte Gedanken über die Dinge stehen mit diesen Überlegungen in unmittelbarer Verbindung. Sie gipfeln in den 'Duineiser Elegien' in dem Entschlusse, die Dinge 'zu sagen', d. h. sie, die mehr und mehr dem Untergange geweiht sind, durch Kunst-Dinge zu verewigen, durch dichterische Gestaltung zu ersetzen, sie unsichtbar und eben dadurch auch wirklicher, dauernder, 'vorhandener' zu machen. Rilke hat sich darüber in dem berühmten Briefe an den polnischen Dichter Witold von Hulewicz unmißverständlich ausgesprochen: 'Die Natur, die Dinge unseres Umgangs und Gebrauchs, sind Vorläufigkeiten und Hinfälligkeiten; aber sie sind, solange wir hier sind, *unser* Besitz und unsere Freundschaft, Mitwisser unserer Not und Froheit, wie sie schon die Vertrauten unserer Vorfahren gewesen sind. So gilt es, alles Hiesige nicht nur nicht schlecht zu machen und herabzusetzen, sondern gerade, um seiner Vorläufigkeit willen, die es mit uns teilt, sollen diese Erscheinungen und Dinge von uns in einem innigsten Verstande begriffen und verwandelt werden. Verwandelt? Ja, denn unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige, hinfällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, daß ihr Wesen in uns 'unsichtbar' wieder aufersteht.

*Wir sind die Bienen des Unsichtbaren. Nous butinons éperdument le miel du visible, pour l'accumuler dans la grande ruche d'or de l'Invisible.* Die 'Elegien' zeigen uns an diesem Werke, am Werke dieser fortwährenden Umsetzungen des geliebten Sichtbaren und Greifbaren in die unsichtbare Schwingung und Erregtheit unserer Natur, die neue Schwingungszahlen einführt in die Schwingungssphären des Universums. (Da die verschiedenen Stoffe im Weltall nur verschiedene Schwingungsexponenten sind, so bereiten wir, in dieser Weise, nicht nur Intensitäten geistiger Art vor, sondern wer weiß, neue Körper, Metalle, Sternnebel und Gestirne.) Und diese Tätigkeit wird eigentümlich gestützt und gerängt durch das immer raschere Hinschwinden von so vielem Sichtbaren, das nicht mehr ersetzt werden wird. Noch für unsere Großeltern war ein 'Haus', ein 'Brunnen', ein ihnen vertrauter Turm, ja ihr eigenes Kleid, ihr Mantel: unendlich mehr, unend-

lich vertraulicher; fast jedes Ding ein Gefäß, in dem sie Menschliches vorfanden und Menschliches hinzusparten. Nun drängen, von Amerika her, leere gleichgültige Dinge herüber, Scheindinge, *Lebens-Attrappen* ... Ein Haus, im amerikanischen Verstande, ein amerikanischer Apfel oder eine dortige Rebe, hat *nichts* gemeinsam mit dem Haus, der Frucht, der Traube, in die Hoffnung und Nachdenklichkeit unserer Vorväter eingegangen war ... Die belebten, die erlebten, die uns mitwissenden Dinge gehen zur Neige und können nicht mehr ersetzt werden. *Wir sind vielleicht die Letzten, die noch solche Dinge gekannt haben.* Auf uns ruht die Verantwortung, nicht allein *ihr* Andenken zu erhalten (das wäre wenig und unzuverlässig), sondern ihren humanen und larischen Wert ('Larisch', im Sinne der Haus-Gottheiten). Die Erde hat keine andere Ausflucht, als unsichtbar zu werden: *in* uns, die wir mit einem Teil unseres Wesens am Unsichtbaren beteiligt sind, Anteilscheine (mindestens) haben an ihm, und unseren Besitz an Unsichtbarkeit mehrten können während unseres Hierseins, — *in* uns allein kann sich diese intime und dauernde Umwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares, vom Sichtbar- und Greifbar-sein nicht länger Abhängiges vollziehen, wie unser eigenes Schicksal in uns fortwährend *zugleich vorhandener und unsichtbar* wird'<sup>9</sup>.

Soweit Rilke. Eine deutliche Verschiebung der Auffassung der Dinge hat sich vollzogen. Waren sie früher das Dauernde, das Maß geradezu, an dem der Mensch sich zu erproben hatte, so empfangen sie jetzt, am Ende, ihre Wirklichkeit und Dauer vom Menschen, d. h. vom Dichter. Drei Entwicklungsstufen, Zustände lassen sich unterscheiden. Der Mensch steht den Dingen als selbstlebendigen Wesenheiten gegenüber, er gewinnt Fühlung mit ihnen, lernt sie als Möglichkeiten eigener Bewährung erfahren, endlich durchschaut er die Hinfälligkeit auch dieser Dinge und ist, eins geworden mit ihnen, nun imstande, ihnen von sich aus eine dauernde Existenz zu geben. Wohlverstanden aber eine Seinsform, die nicht seine, des Künstlers, sondern ihre, der Dinge, Wesenheit verwirklicht, sichtbarer und vorhandener macht, indem er sich selber dabei völlig auslöscht, seine Kräfte ganz auf die Natur des Dinges hin versammelt, bis es ihn ansieht wie im 'Reliquienschrein' der Rubin den Goldschmied (III, 151 f.), 'plötzlich um sein Dasein fragend'. So ist es Aufgabe des Dichters, die Dinge zu rühmen, zu sagen:

<sup>9</sup> Briefe aus Muzot, 13. 11. 1925, S. 334—336.



Haus,  
Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster  
höchstens: Säule, Turm ... aber zu sagen, verstehs,  
o zu sagen so, wie selber die Dinge niemals  
innig meinten zu sein (III, 298 f.).

Die Auffassung, die Stifter von den Dingen hat, erhellt sich, von Rilke aus gesehen, merkwürdig gut. Auch bei Stifter hat sie sich gewandelt. Auch er steht ihnen in späteren Entwicklungszuständen seines Lebens anders gegenüber als in früheren. In der Jugend nähert er sich den Dingen von ihrem Gefühlswerte her, den sie als Träger vergangenen, aber verwandten Lebens haben. Die drei Fassungen, in denen die Mappe überliefert ist, bieten Gelegenheit, die Entwicklung dieses Empfindens zu überblicken. In der Urfassung der Mappe<sup>10</sup> drängt es, noch mannigfach gehemmt, nach Ausdruck und Form. Es steht gleichsam noch am Rande, da das Einleitungskapitelchen, hier 'Die Antiken' betitelt, als technischer Behelf und noch ohne dichterischen Selbstwert nur die Aufgabe zu erfüllen hat, die Entdeckung des Handschriftbuchs, der Mappe des Urgroßvaters, vorzubereiten. Es ist mehr eine Laune, die den Erzähler beim Besuche der Mutter mit seiner jungen Frau in den Winkeln des Bodens herumstöbern und 'narrische Objekte' wie die unheimliche schwarze Weste, die geknickte Hutfeder und zwei himmelblaue Wagenräder, eine holzgeschnitzte heilige Margareta finden läßt, noch kein innerer Trieb. 'Phantastisch' nennt der Erzähler den aufgestapelten und vergessenen Hausrat und betont damit den Abstand, den er solcher Romantik gegenüber wahrte. Nur ein Wort verrät, daß auch eine tiefere Schicht seines Wesens beteiligt ist, das Wort von der 'ehernen Chronik', als welche diese Dinge zu Vaters Zeiten solid und wohnlich im Raume standen. In diesem Bilde sammelt sich, vorerst noch bloß thematisch, all das an 'larischen' Werten, was dann die im dritten Bande der 'Studien' (1847) erschienene zweite Fassung breit ausmalt und instrumentiert. Aus den kaum vier Seiten umfassenden 'Antiken' ist das umfangreiche Kapitel 'Die Altertümer' geworden, das zwar im Aufbau des Ganzen, wie natürlich, immer noch jener vorbereitenden und einleitenden Aufgabe dient, daneben und darüber hinaus aber durch mannigfache Abwandlungen und Erweiterungen jenes Themas sein eigenes dichterisches Leben entfaltet. Das Lebensgefühl, dem das Wort von der ehernen Chronik entwuchs, hat sich vertieft. Der Dichter steht nicht mehr halb ironisch und überlegen den

<sup>10</sup> Hrsg. von Max Steß in den 'Büchern der deutschen Meister', München 1923.

Dingen gegenüber, spricht nicht mehr über sie, sondern sie selber gewinnen Laut und Stimme und drängen den Erzähler in die Rolle des von heimlicher, sanft schmerzender Rückliebe bewegten Betrachters. Das geschieht nicht unbewußt, denn ausdrücklich nimmt Stifter jetzt Bezug auf das Motto, den Spruch des Egesipp: 'Dulce est, inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria', um den Leser in sein 'altes, fern von hier stehendes Vaterhaus' einzuführen, wodurch das Ganze von vornherein ein anderes Vorzeichen, eine sentimentalische Färbung erhält. Der Spruch hat nunmehr auch schon eine Beziehung auf die Kindheit des Erzählers, ist nicht mehr nur Motto, sondern wird selbst Bestandteil der Erzählung. Er spielte eine Rolle in einer Schul-Auszeichnung und fällt dem Besucher immer wieder ein, wenn er im Hause umhergeht, das vollsteckt 'von verschiedenen Dingen unserer Vorfahren'. Im Verkehr mit ihnen empfindet er das Vergnügen, von dem Egesippus spricht, und so wirkt das Motto hier viel stärker als stimmender Akkord als in der ersten Fassung. Die Dinge, die schon dort eine Rolle spielten, Weste, Hut, Räder und Statue, werden eingehender geschildert, neu dazu kommt eine Truhe, deren Inhalt, silberne Guglknöpfe, Schnallen, Löffel, eine silberne Schale, in welcher der Doktor das Blut seiner vornehmen Patienten auffing, Adlerschnäbel, Goldborten und anderes, worin er als Kind kramen durfte, Gelegenheit zu noch stärkerer Gefühlsbetonung gibt. Die Atmosphäre vergangenen Lebens verdichtet sich, wenn Erinnerung, wiederum eine Erweiterung, jene andere Truhe emporzaubert, in der die Mutter die Brautkleider aufbewahrte. Eine Betrachtung schaltet sich ein, die fast schon an Rilkes Brief an Hulewicz erinnert: 'Wie Reliquien pflegte man sonst derlei Kleider aufzubewahren und bei Gelegenheiten vorzuzeigen; aber diese Ehrfurcht nahm in den Zeiten ab, und endlich kam der schwarze Frack, in dem wir zur Trauung, zum Besuche, zum Spaziergange gehen — was soll daher an ihm sein, das der Aufbewahrung würdig wäre?' 'Steife, eckige', 'sammtene, seidene, goldstarrrende Dinge' kommen zum Vorschein, ein veilchenblauer Samtanzug des Doktors 'mit den vielen Schleifen und unten Goldblümchen, dann mit den Bandschuhen und schwarzem Barret'. Das aschgraue Seidengewand seiner Braut hatte hinten einen Zipfel als Schleppe hinaus, es war ein goldener Saum da, und aus dem Innern lauschte das schwefelgelbe seidene Unterfutter — Stifter hat eine Vorliebe für Grau und Veilchenblau. Noch im "Frommen Spruch" sind Gerlint und die Nichte in diese Farben gekleidet —. Insonderheit war auch der Rock der Großmutter, der meßgewandstoffig und unbiegsam war, mit den vielen Falten



und großen Seidenblumen'. Früher habe es, wieder drängt sich das Ich des Erzählers vor, mehr solcher 'Gedenksachen' gegeben, und in der Folge entwickeln sich jene Gedanken, die unsere Einleitung wiedergibt.

Die Dinge erweisen sich auch hier, bei Stifter, dauernder als der Mensch, dessen Gebeine schon unterm Grase des Kirchhofs vermodern, während 'seine bleichenden Schreine' noch in der alten Wohnung stehen. Großstädter und Bauer werden gegeneinander gestellt, und der Leser bleibt nicht im Zweifel, wo er Stifter zu suchen hat. Wenn er sich einsam findet unter diesen Zeugen einer alten, in der Kindheit noch im Abglanz genossenen Zeit, wenn er sich weniger einsam fühlt, sobald diese Trümmer und Stäubchen zu sprechen beginnen, so tritt ein Erlebnis in Erscheinung, von dem 'Die Antiken' noch nichts zu melden wußten: die Ernüchterung des in die Großstadt verpflanzten Bauernjungen, der mittlerweile, d. h. in den zwischen der ersten und zweiten Fassung verstrichenen Jahren, die vereinsamende Wirkung der Großstadt, ihre die natürlichen Bindungen und Verbindungen einer gewachsenen Gemeinschaft auflösende Macht am eigenen Leibe erfahren hat. Hier, angesichts dieser Dinge, fühlt er sich wieder aufgenommen von dem 'großen, goldenen Strom der Liebe', der die Jahrtausende miteinander verbindet, und aufgeschlossen auch für das organische Gesetz geschichtlichen Geschehens.

Keht der Erzähler wieder zu seinem eigentlichen Thema zurück, so wendet er auch noch jetzt einen Rest von Romantik daran, wenn er allem, was an den Doktor erinnert, der 'Macht hatte über die Dinge auf der Erde und in der Luft', ein gespenstisches Ansehen gibt, ein 'Gespensterfieber' durch die Stube wehen läßt. Spürbar gern gehorcht der Erzähler dem Triebe, einzelne dieser Geräte eingehender darzustellen: den Schrank, 'hoch und dünn wie Ritterfräulein, die in ein Leibchen gepreßt sind', den Arzneyschragen, den Ahorntisch mit dem eingelegten perlmutternen Osterlamme, die Uhr mit der Spitzhaube, den langen Lederpolstern auf der Bank mit Bärenatzen, die wie lebendige griffen, endlich am Fenster, mit bleichen Tropfen des hereinscheinenden Mondes betupft, das Schreibgerüste, vielfächrig, gotisch, mit einem kostbaren Geländer, auf dem braune Frösche paßten und gleißten, die Schreibplatte überwölbt mit einem hölzernen Baldachine wie mit einem Herdmantel, darauf oben ein ausgestopfter Balg saß, den man nicht mehr kannte und den wir jedes Abends fürchteten' (XXI, 37). Dann eilt die Erinnerung über die Zeit, in der diese Dinge dem neuen Herrn, dem Stiefvater, das Feld räumen müssen und in die Geisterstube verbannt

werden, dem eigenen Lebensschicksal zu, den Bestrebungen des Mannes zu der Zeit, 'in der der Mensch die Sehnsucht hat, den sachte vergehenden Lebensstrom in holden Kindern wieder aufquellen zu sehen', um sich neuerdings an den Trödel zu verlieren, in dem jenes Schreibgerüst, 'ein wahres Kunstwerk in uralter Eichenschnitzerei', ein Vorläufer des Delphin-Schreibschranks im 'Nachsommer', besondere Aufmerksamkeit erfährt. 'Ein schwermütig klares Licht der Gegenwart' liegt auf all diesen Dingen, die ihn anblicken, 'als hätten sie die Jahre meiner Kindheit vergessen'. Zufällig findet sich beim Wegräumen der Margaretenstatue das lang vergeblich gesuchte Lederbuch, die Mappe. Auch dieser Vorgang ist breit ausgestaltet, besonders durch die Einschaltung der Überlegung, ob es richtig sei, von einem Zufall zu reden. 'Daß das Bildnis hier stand, daß es heute regnete, daß ich heraufstieg und es wegnahm — das sind lauter Glieder derselben Kette, damit das werde, was da ward', ein Gedanke, der Stifter in den einleitenden Sätzen des 'Abdias' neuerlich beschäftigt.

Mit dem Abschied vom Vaterhaus enden 'Die Altertümer'. Der Gedanke bewegt den Scheidenden, daß jeder, der komme, nun an dem Hause ändern und bauen werde und den im Alter zurückkehrenden vielleicht ein neues, prunkendes Ding empfangen. 'Ich werde als zitternder Greis davorstehen und die erblödenden Augen anstrengen, um alles zu begreifen'. Die Urfassung hatte dagegen den 'lieben Leser' kurz und gut aufgefordert, an einigen Stücken des Ahnenlebens mit vorüberzugehen, 'ob es dir auch, wie mir, den Eindruck mache eines drolligen, schwermütig kräftigen Vorfahrers'.

Zwei entscheidende Wandlungen haben sich von der ersten zur zweiten Fassung vollzogen. Die innere Haltung des Dichters gegenüber seinem Stoffe ist eine andere geworden, und die Erweiterungen vollziehen sich in einer bestimmten Richtung. Steht der Dichter, der Erzähler in der Urfassung mehr außerhalb des Geschehens, nur gelegentlich berührt von dessen auch ihn betreffenden Sinn, so nunmehr mitten drin, ergriffen von dem, was, um mit Rilke zu reden, die Dinge willig halten, aus dem Schlummer geweckt durch ihr Wachsein, gebannt von ihren Augen, die ihm dunkel nachschauen. Zugleich aber behaupten diese Dinge gegenüber solcher subjektiven Teilnahme ihr objektives Recht und Sein, d. h. Stifter folgt dem Drange, sie darzustellen, sie zu gestalten und durch sich selber wirken zu lassen. So wird das Kapitel zu einem kunstvollen Ineinander von persönlicher Ergriffenheit und gegenständlicher Ruhe, von Stimmung und Sachtreue. Der Plunder gewinnt Gestalt, breitet sich bunt und farbig,



wirklich seiend vor unseren Augen, zugleich aber fühlen wir den beschleunigten Schlag des Herzens ihres Gestalters, das Leben der Dinge und das ihres Schöpfers.

Wiederum anders ist das Verhältnis Stifters zu den Dingen in der letzten Fassung der Mappe. Das Ganze ist nun, an der Studien-Form gemessen, wiederum verstraft, gekürzt, und zwar auf Kosten des subjektiven Empfindungsausdrucks, dem in der zweiten Fassung ja ein verhältnismäßig breiter Raum gegönnt gewesen war. Eine Versachlichung und Verdinglichung hat um sich gegriffen, die bis in die letzten Ausläufer der Stilgebung gedrungen ist mit dem Ergebnis jener typischen Altersstil-Form, die, herb, verhalten und bis zur Askese vereinfacht, nur noch im 'Witiko' und im 'Frommen Spruch' begegnet.

Alles Dingliche ist geblieben, ja, trotz sonstiger starker Beschneidung eher noch erweitert worden. Die schwarze Weste, die geknickte Hutfeder, die blauen Wagenräder werden schon in den ersten Zeilen genannt, alles Besinnliche, die geschichtsphilosophische Abschweifung ist verschwunden. Den Hochzeitsanzug des Doktors überliefert die Studien-Fassung 'mit den Bandschuhen und schwarzem Barett'. Das wird nun gewissenhafter und farbig: in dem Satze ausgemalt: 'Es waren noch die veilchenfarbigen Strümpfe und die Schnallenschuhe mit den rosenroten Absätzen, ebenso die schwarze, goldgeränderte Sammethaube'. (XII, 5.) Wie kennzeichnend sind die Veränderungen in der Beschreibung der Dinge! Der Schrank ist zwar noch hoch und dünn wie Ritterfräulein, die aber nun nicht mehr 'in ein Leibchen gepreßt sind', was schon gegen das Feingefühl des alternden Dichters verstößt. Das Schreibgerüst, 'vielfächerig, vielgliederig (nicht mehr 'gotisch'!) mit emsig ausgearbeitetem Geländer und Füßen, darauf geschnitzte Frösche und Eidechsen und Gewürm krochen' (ebd. 8), eine Lesart, die den Schreibtisch vorstellbarer, anschaulicher wiedergibt als in der Studienfassung. Obwohl nun 'die Altertümer' in der letzten Fassung mehrfach durch Einzelheiten aus Stifters eigenem Leben erweitert wurden, wirken sie, insonderheit durch die soziale Überhöhung und Verklärung des elterlichen Hauses und seiner Umstände, viel weniger persönlich als vordem. Denn auch diese autobiographischen Zutaten sind sachlicher, nicht aber gemütlicher Natur, wie denn auch jene 'schmerzliche Rückliebe' ganz verschwunden ist — auch von Dichtung des Plunders ist nicht mehr die Rede — und die Dinge nicht mehr als Träger eines Erbes, einer geheimnisvollen Gemeinschaft, sondern durch sich selbst zur Geltung kommen. Was in der zweiten Fassung breiten Raum beansprucht hatte, drängt sich hier in den sachlich berichtenden Satz zusammen: 'Mir kam zu

Sinne, daß sie (die altertümlichen Dinge) Zeugen einer langen Geschichte sind, die von den ersten Menschen bis zu ihnen und mir herabgeht, und von mir weiter, wer weiß, wohin' (ebd. 8). Auch 'das schwermütig klare Licht der Gegenwart' liegt nicht mehr auf den Dingen, sie blicken nicht mehr, als hätten sie die Jahre der Kindheit des Erzählers vergessen. Statt dessen heißt es: 'Ich erkannte jetzt, daß diese Geräte sehr schön sind, daß sie meistens aus einer älteren Zeit stammen, als da der Doktor gelebt hatte, daß er sie gesammelt haben müsse, und daß sie, besonders das wunderschöne, geschnitzte Schreibgerüste, der Erhaltung und Aufbewahrung wert sind' (ebd. 12). An die Stelle gemütlich-seelischer Teilnahme ist das sachliche, künstlerische Interesse getreten.

Dagegen schaltet sich ein Abschnitt ein, der die junge Gattin, die unmißverständlich Amalia heißt, und die Mutter in ihren Beziehungen hervortreten läßt. Auch das wird dinglich, sachlich untermalt, wenn die Schwiegertochter mit der Mutter durch die Felder wandert, Getreide, Weißkohl, Klee, Flachs, Erbsen und Kartoffel bewundert, sich den Inhalt der Fächer, Truhen und Schreine zeigen läßt, was in Keller und Stall, Scheune und Speisekammer, am Schütthoden aufbewahrt wird, wenn die Mutter den Scheidenden Flachs, Wolle, Linnen, Garn, Mehl, Bohnen, Eßwaren mitgibt. Auch der Ausklang ist nicht mehr elegisch, vielmehr endet das Kapitel jetzt mit dem Entschlusse des Erzählers, die Brüder dahin zu bestimmen, daß an dem Vaterhause so wenig wie möglich geändert werde, daß es nicht aufhöre, 'unser Vaterhaus, das Haus unserer Erinnerungen zu sein'.

Es fehlt also nicht an Persönlich-Seelischem, es ist nur zurückgedrängt, auf den sparsamsten, den kargsten Ausdruck beschränkt, muß mehr erraten werden, als daß es sich bekennt. So etwa aus dem feinen Zuge, daß die Besucher nun auch ihr Brautgewand für die Brautruhe zurücklassen und auf diese Weise ihr Gefühl des Eingegliedertseins in die Kette bekunden. Die Gebärde, die symbolische Handlung, das Ding, der Frack — alles Abwertige ist geschwunden — und das grauseidene Kleid übernehmen die Aufgabe, das mittelbar auszudrücken, was sich vor dem unmittelbar geoffenbart hatte.

Die Art, wie sich Stifters Verhältnis zu den Dingen in den drei Fassungen der *Altertümer* wandelt, gilt für Stifters gesamte Dichtung, für sein Bemühen, in heiliger Nüchternheit die Gegenstände und Sachen, die Vorgänge und Dinge für sich selber sprechen zu lassen. Nicht um Gefühle geht es ihm, 'die hat man früh genug', wie man mit Rilke sagen möchte, sondern darum, ein Sein, eine Wirklichkeit, Natürliches im Gegensatz zu soviel



Unnatürlichem seiner Zeit so vollständig, so erschöpfend, so wahr, so rein wie möglich wiederzugeben, die Kategorie der Zeit immer mehr zugunsten des Raumes, um wiederum an Rilke zu erinnern, auszuschalten. Also genau das Gegenteil dessen zu tun, was Lessing im Laokoon als rechtens erkannt hatte, wenn er den Dichter vom weiten Feld des Raumes, des Nebeneinanders, der Malerei, verwies, um ihm den Bezirk des Nacheinanders, der Zeit, zu erschließen! Darum glückten ja Stifter die Käfer und Butterblumen, das Kleine so sehr, wie Hebbel spottete, dem umgekehrt Stifter seine Auffassung des Großen so übelnahm. Aber gerade aus den ungerechten Urteilen der beiden Dichter übereinander wird ersichtlich, daß es in Stifters Dingliebe, in der Dichtung des Plunders noch um etwas anderes geht als um die artgerechte, 'natürliche' Gestaltung einer Wirklichkeit, nämlich um eine sittliche Entscheidung und Stellungnahme.

Stifter hat bekanntlich in der Vorrede zu den 'Bunten Steinen' vornehm und zurückhaltend — in Briefen gab er sich rückhaltloser — auf Hebbels Epigramm über 'Die alten Naturdichter und die neuen', in dem dieser Stifter auf eine Stufe mit Brockes, Geßner und Kompert stellt, geantwortet. Groß oder klein — das war hier die Frage. Hebbel kam vom Menschen und seinen Leidenschaften, Stifter von den Dingen der Natur und Geschichte, von den dort gültigen Gesetzen, die, wie es in den ersten Sätzen von 'Abdias' heißt, 'mit gelassener Unschuld' wirken, Regen und Entsetzliches mit der gleichen Unbefangenheit verteilen. Stifter verehrt diese Gesetze, wenn auch 'etwas Schauderndes' in ihnen liegt. Ihre Wirkung kennt und schildert er schon im 'Hochwald'. Als die Schwestern und ihr treuer Wächter durch das Fernrohr schauen und hoch in der glasklaren Luft das väterliche Schloß erblicken, um im nächsten Augenblick entdecken zu müssen, daß es nur mehr eine niedergebrannte Ruine ist, geht die Erzählung mit den nun auch ihrerseits 'gelassenen' Sätzen darüber hinweg: 'Es war ein unheimlicher Gedanke, daß in diesem Augenblicke dort vielleicht ein gewaltiges Kriegsgetümmel sei und Taten geschehen, die ein Menschenherz zerreißen können; aber in der Größe der Welt und des Waldes war der Turm selbst nur ein Punkt. Von Kriegsgetümmel ward man gar nichts inne, und nur die lächelnde, schöne Ruhe stand am Himmel und über der ganzen Einöde' (XI, 310). Vom Persönlichen her gesehen mag ein Schicksal grausam, erschütternd, groß erscheinen. 'in der Größe der Welt' ist es klein, nicht größer als ein Punkt. Stifter sucht und sieht das organische Ganze, je älter er wird, um so inbrünstiger, wie auch sein Witiko 'das Ganze' will. Jedes einzelne Ding, sei es groß oder klein, wird ihm

unter diesem Blickpunkt zum Sinnbild dieses Ganzen und erhält von dieser sinnbildlichen Verrichtung her seine Bedeutung. Es wäre demnach ein Akt der Willkür, diese oder jene Erscheinung schlechthin und an sich groß oder klein zu nennen. Wem mit der geknickten Hutfeder des Urgroßvaters die ganze Zeit emporstieg, wer ein Ohr besaß für diese Dichtung des Plunders, wer das Eigenleben jedes Dings zu erfüllen vermochte, es als einen mit vergangenem Leben geladenen Kondensator empfand, der konnte zu jener Großes und Kleines gleich bewertenden Gelassenheit der Natur selber gelangen. Hebbel dagegen gestaltet seinen Kandaules in 'Gyges und sein Ring' als einen, der nicht begreifen kann, daß man die Krone des Rostes wegen schätzt, während Thoas sich als Mensch nach dem Herzen Stifters entpuppt, wenn er 'die alten Heiligtümer' zu würdigen weiß und sich durch das neue Diadem nicht beeindrucken läßt, den neuen Schmuck betrachtet,

Wie jedes andre Ding, das glänzt und schimmert,  
Und das man hat, wenn man's bezahlen kann.

Rilke steht nur scheinbar auf einem anderen Standpunkte als Stifter, wenn er das Urteil groß oder klein von ästhetischen Wertungen abhängig macht. Denn auch für ihn ist ja die Schönheit eines Steins, einer Blume, eines Birkenblattes, eines 'kleinen' Dinges ein Sinnbild für die große und ewige Schönheit, die durch die ganze Welt geht, also für einen metaphysischen Wert, zu dem nur Kinder noch eine unmittelbare Beziehung haben. Sehr früh schon steht Rilke auf diesem Stifterschen Standpunkte, von dem aus sich das Leben als Ganzes und Einheit darbietet, 'und zwar nicht nur an seinen Höhepunkten; auch in seinen Einfältigkeiten und Alltagen', was dann zur Folge hat, 'daß auch diese irgendwie reich und wichtig und rührend werden'<sup>11</sup>.

Bei beiden Dichtern aber, bei Stifter wie Rilke, liegt eben hier der Punkt, wo die Dinge eine über ihre Gegenständlichkeit, ihr bloßes Dasein hinausragende Bedeutung gewinnen. Aus solchen Voraussetzungen erfließt das Glaubensbekenntnis der Vorrede zu den Bunten Steinen. Habe man ihm, verteidigt sich Stifter gegen Hebbel, ohne ihn zu nennen, den Vorwurf gemacht, daß er nur Kleines bilde, so wolle er nun 'ein noch Kleineres und Unbedeutenderes' anbieten, Spielereien, die nur durch das wirken sollen, 'was sie sind'. Groß und klein im herkömmlichen Sinne lehnt er als Maßstab ab, auf den es ihm gar nicht ankomme. Seinen Standpunkt offenbaren die herrlichen Sätze: 'Das Wehen

<sup>11</sup> In der Besprechung des Romans 'Peter Michel' von Friedrich Huch im Bremer Tageblatt 19. 3. 1902. Jetzt: R. M. Rilke, Bücher, Theater, Kunst, Wien 1934, S. 5.



der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind'. Augenfälliges, das den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen auf sich ziehe, dürfe man nicht mit Großem verwechseln, das sich nur im 'Ganzen und Allgemeinen' bekunde. So sind die Kräfte der Natur dieses Große, nicht aber ihre Wirkungen, weshalb denn auch 'die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Wandlung der Ansichten über dieses Große' bestehe. Von der äußeren, dinglichen Natur schließt Stifter auf die innere, auf die des menschlichen Geschlechtes: 'Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwungung seiner selbst, Verstandesgemäßigkeit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren gelassenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.' Das Große posaunet sich eben nicht aus, es ist bloß und wirkt so. Und nirgends wird der Gegensatz zwischen den dichterischen Persönlichkeiten Stifter und Hebbel sichtbarer, als wo sie sich einander zu nähern scheinen. Denn wenn Hebbel seinem Tagebuch den Gedanken anvertraut: 'Ein Mensch, der sich in Leid verzehrt, und ein Blatt, das vor der Zeit verwelkt, sind vor der höchsten Macht gleich viel, und so wenig dies Blatt, als Blatt, für sein Welken eine Entschädigung erhält oder auch erhalten kann, so wenig der Mensch für seine Leiden, der Baum hat der Blätter im Überfluß und die Welt der Menschen' (Tgb. II. 2881) oder: 'Wenn der Mensch sich so recht in die Unermeßlichkeit des Welt-Ganzen verliert, so wird nicht bloß er selbst klein, sondern auch sein Schmerz' (ebd. 2942), so ist das nicht der Stiftersche, groß und klein relativierende, organische Blickpunkt mit seiner Liebe zu jedem Einzelding, sondern der pessimistisch tragische, dualistische, der das absolute Mißverhältnis zwischen dem einzelnen und dem Ganzen mitleidslos feststellt. So kennt sein Holo-

fernes in der Theaterbearbeitung der 'Judith' nur die eine Sünde, 'daß das Kleine sich gegen das Große zu empören und die Welt um ihre Krone zu betrügen wagt', Holofernes, an den Stifter sicher in jener Vorrede gedacht hat, etwa an dessen Bekenntnis: '...ich mag's so gern, wenn's wie ein Meer aus mir hervorbricht und alles, was Damm und Grenze heißt, überflutet! Und wenn's einmal in allem, was lebt, so drängte und strömte, sollte es dann nicht durchbrechen und zusammenkommen und wie ein großes Gewitter in Donner und Blitz über die nassen, kalten, fetzenhaften Wolken triumphieren können, die der Wind nach Lust und Laune herumjagt?' (I, 48.)

Dagegen erhebt und preist Stifter das sittliche Moment der Mäßigung und Selbstbeherrschung. Denn sein 'sanftes' Gesetz eines bauerlich gesehenen, vegetativen, einfach wachsenden Seins ist kein andres als das Sittengesetz, 'das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist'. Hier steht Stifter vorbehaltlos auf dem Boden des Idealismus, in der Verehrung dieses Gesetzes, für dessen Sieg ganze Geschlechter untergegangen seien, wobei wir uns aber nicht besiegt fühlten, sondern sich ein jauchzendes Entzücken in unser Mitleid mische, 'weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische und werden mit Schauern in den reinen Äther des Sittengesetzes emporgehoben.' So sehr das an Hebbels Anschauung des Tragischen, wonach das Individuum immer wieder zum Opfer des Ganzen bestimmt ist, anzuklingen scheint, es ist doch auch hier wieder etwas anderes, wofür Judiths Worte in der Theaterbearbeitung zeugen mögen: 'Es gibt in der Welt nicht Böses und Gut, es gibt nur Groß und Klein!'

Aus gleichem Empfinden betet Rilke im Stunden-Buch zu Gott als dem 'sanftesten Gesetz', 'an dem wir reiften, da wir mit ihm rangen' (II 190 f.). Einem großen Heimweh vergleicht er es, einem Wald, aus dem wir nie hinausgegangen, einem Lied, einem dunklen Netz, 'darin sich flüchtend die Gefühle fangen' — natürlichen Dingen, die uns von den Wurzeln unsres Wesens her, gefühlsmäßig, triebhaft mit dem All verbinden. 'In Menschen, Engeln und Madonnen' aber vollendet es sich, reift Gott als sittliches Gesetz, als höhere Wachstumsstufe jenes sanftesten organischen Lebens, das Geist und Natur, Trieb und Sitte umfaßt. Auch Stifter stellt organisch-natürliche wie geistig-sittliche Erscheinungen unter dasselbe Gesetz, so daß das Urteil, groß oder



klein, im gewöhnlichen Sinne für sie keine Geltung hat. Eine geknickte Hutfeder, ein altes, brüchig gewordenes Seidenkleid, 'Plunder' kann kraft seiner sinnbildlichen und vergangenheits-trächtigen Wirkung die Bedeutung von Großem und Wertvollem gewinnen, wie umgekehrt die Weltgeschichte zur Familien-geschichte zusammenschrumpft. Es ist wiederum bäuerliches Empfinden, das sich so bekundet und vom Sippenbewußtsein her sich den Weg zum Geschichtsbewußtsein bahnt, von wachstümlicher Entwicklung zur handelnden und entscheidenden Geschichte, von der Natur zur Sitte, vom Bauerntum zum Humanismus, woraus der 'Persönlichkeit' Stifter die so schwer zu bewältigende Aufgabe erwächst, beides ineinzuleben. Johann Heinrich Merck, der Freund des jungen Goethe, hat diese Art des Sehens dem Landschaftler zugeschrieben: 'Für's erste gehört wohl eigentlich das ganze poetische Gefühl dazu, alles, was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden und das geringste, was uns umgibt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerken, was so viele andere mit Füßen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen derselben — was den Charakter von Goethes Schriften und Denkart ausmacht — dies ist wohl die erste und distinktive Grundlage des Landschaftlers' und das heißt doch wohl des naturnahen Menschen<sup>12</sup>.

Man wird in Stifters Hymnus auf das sanfte Gesetz, das Sittengesetz, dem sich seine gesamte Dichtung unterstellt, uns schwer jene Elemente erkennen, die seine Dingliebe kennzeichnen: das Moment des Organischen, Natürlichen, Wirklichen, wie es ja vor allem sich in den unzähligen 'dauernden', alltäglichen Handlungen der Menschen verkündet. Diese Handlungen, Großes und Kleines, sind nun selber Dinge geworden, mit denen sie gemeinsam haben, daß sie einfach da sind und durch ihr Dasein wirken, dauern wie die Dinge und wie die natürlichen Dinge den Naturgesetzen, so als menschliche den Sittengesetzen gehorchen. Daher kommt der Freiherr von Risach, der seinem jungen Gaste die Erfahrung übermittelt, daß vor Gott nicht groß und klein sei, was die Menschen dafür halten, auf den Gedanken, 'daß die Erforschung des Menschen und seines Treibens, ja sogar seiner Geschichte nur ein anderer Zweig der Naturwissenschaft sei' (VI, 128), eine Erkenntnis, der sich ja unsere Gegenwart mit aller Leidenschaft wieder zuwendet. Heinrich Drendorf aber lernt aus dem Gespräche, 'wie man die kleinsten Dinge nicht ver-

<sup>12</sup> J. H. Merck: Ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal, hrsg. von A. Stahr, Oldenburg 1890, S. 302.

nachlässigen soll, wenn man auch noch nicht weiß, wie sie mit den größeren zusammenhängen' (ebd. 129). Bei seinem zweiten Besuche im Rosenhaus erscheint ihm das Leben dort als das wirkliche und das in der Stadt unwirklich, während es früher umgekehrt war, eine Empfindung, die er in den Satz zusammenfaßt: 'Großes ist mir klein, Kleines ist mir groß' (VI, 235).

Der Freiherr aber erwidert im Geiste der Vorrede zu den 'Bunten Steinen': 'Es gehört wohl beides und alles zu dem Ganzen, daß sich das Leben erfülle und beglücke. Weil die Menschen nur ein Einziges wollen und greifen, weil sie, um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich. Wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieser Erde haben. Aber wenn ein Übermaß von Wünschen und Begehungen in uns ist, so hören wir nur diese immer an und vermögen nicht die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen. Leider heißen wir sie wichtig, wenn sie Gegenstände unserer Leidenschaften sind, und unwichtig, wenn sie zu diesen in keinen Beziehungen stehen, während es doch oft umgekehrt sein kann.' Heinrich allerdings muß bekennen, daß er dieses Wort noch nicht ganz verstanden habe, weil er, noch zu jung, selber oft nur sein eignes Innere reden, nicht aber die Dinge um sich gehört habe. Dagegen ist es sichtlich des Dichters inniges Bestreben, im 'Nachsommer' seine Gestalten sich durch die Dinge aussprechen, die Dinge selber reden, sie, die Menschen auf diese Dinge reagieren zu lassen.

Wie das geschieht, wie sich eben dadurch, daß die Dinge 'an sich' rein sich ausprägen, zugleich ein Sittliches sich bezeugt, das genauer zu erkennen hilft eine Stelle aus dem 'Waldgänger', der, wenn er von seinem Leben erzählt, wie ein Vorgänger Heinrich Drendorfs anmutet. Er sei, berichtet er, nur wenig mit Menschen in Berührung gekommen, 'gleichsam nur wie mit zufälligen Naturgewalten . . ., die nach ihren inwohnenden fremden Gesetzen wirken, nicht wie mit lebendigen Wesen, die innerlich sind, wie er, und in Liebe und Haß zugetan und abgeneigt sein können'. So habe es ihm nach dem Tode der Eltern geschienen, als sei er der einzige Mensch auf der Welt. Darum habe er sich auch von der Rechtswissenschaft und den Staatslehren abgewendet, weil sie 'überall eine Geselligkeit und einen Zusammenstoß von Menschen voraussetzen, die in lebendiger Leidenschaft, in Gunst und Abgunst aufeinander wirken, die es für ihn nicht gab. Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heranwuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denk-



male, von Toten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls selbständig dastehen, schöne Merkmale zeigen, als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken und in ihrer düsteren Pracht auf diejenigen weisen, die hinübergegangen sind und da weilen, wo seine Eltern sich jetzt befinden' (Insel-Ausg. S. 407).

Hier ist alles beisammen, was die Dinge für Stifter beachtenswert und teuer macht: ihre Eigenständigkeit — Rilke sagt Inständigkeit —, ihre Natürlichkeit, ihr sicheres Dasein und Dauern, der ihnen anhaftende 'Reiz des Vergangenen', wie es im 'Nachsommer' einmal heißt, die Tatsache, daß sie Träger eines gewesen und so Brücke zu einem noch blühenden Leben sind, genau das, was Rilke einmal in einer Auseinandersetzung mit Rudolf Steiner über den Wert des Monologes, und das heißt für ihn des Wortes, so ausgedrückt hat: 'Raum will ich für das alles, was mit teilnimmt an unseren Tagen und was, von Kindheit auf, an uns rührt und uns bestimmt. Es hat ebensoviel Anteil an uns als die Worte'<sup>13</sup>. Beide verehren jenes leisere Leben und bemühen sich um seine Gestaltung, jenes eigentliche Leben, in dem wir 'in ein Land mit heiligen, heimlichen Gebräuchen' zurückkehren und 'das wie eine feine Begleitung über unserem Tun und Ruhen bleibt und uns in unseren letzten Entschlüssen lenkt und bestimmt' (ebd. 169).

Die Verbindung mit dem Sittlichen aber ist dadurch gegeben, daß die Dinge nichts, will sagen kein Handeln oder Eingreifen, vielmehr, wie im 'Kuß von Sentze' zu lesen ist, ihre 'eigene Weise' wollen (Insel-Ausg. S. 649). Die Dinge verlangen nichts anderes als, um wiederum mit Rilke zu reden, 'Demut', Ausschaltung alles Eigenwillens, Mäßigung, Verzicht. 'Unter den Menschen sind es nur einzelne', schreibt Stifter einmal<sup>14</sup>, 'die, ohne an sich zu denken, die reine Freude an dem haben, was Gott selbst im Kleinsten so schön geschaffen hat'. Daher empfindet er es mit vorrückendem Alter als ein ungemeines Glück, 'wenn man mit der Abwägung der Welt im Reinen ist, und die Dinge weder durch die eigenen Empfindungen noch durch die Darstellungen anderer in wechselnden Farben sieht. Dies schlägt auch den Dichtungen gut zu, sie werden wirklicher und höher'<sup>15</sup>. Unter solchen Voraussetzungen kommen ein Ding, eine Wirklichkeit am ehesten in der Dichtung zu ihrem Rechte; denn 'Tatsachen der Menschheit, ja Tatsachen unseres eigenen Innern werden uns', wie es

<sup>13</sup> Bücher, Theater, Kunst. S. 174, 289.

<sup>14</sup> An Carl von Hippel, 15. 11. 1867, XXII, 169.

<sup>15</sup> An Heckenast, 2. 11. 1861, XX, 20.

im 'Nachsommer' heißt, 'durch Leidenschaft und Eigensucht verborgen gehalten oder mindestens getrübt' (VI, 238).

Damit ist die Standfläche für die Beurteilung der Art und Weise gewonnen, wie der reife Stifter die Dinge darstellt, vor allem im 'Nachsommer', wo sie ja eine so wichtige Rolle spielen. Schon Heinrichs Kindheit ist von Dingen als Bildern, geschnittenen Steinen, Münzen, Zeichnungen umgeben. Erfüllt von der 'Wirklichkeit der Dinge' beginnt er selber zu zeichnen. Das wiederholt sich im Verkehr mit Risach sozusagen in vermehrter und verbesserter Auflage: kunstgerechte Gegenstände und Möbel, eingelegte Fußböden, Türen, Schränke, Tische, das Naturalienkabinett, das Bibliothekszimmer, die Gärtnerei mit Rosenzucht und Kaktuspflanze, die Werkstatt, wo alte Kunstgegenstände erneuert oder nachgeahmt werden, die Gemälde und Zeichnungen, endlich das Ding der Dinge, die Marmorgestalt, alles das, was Stifters Phantasie träumend in dieses Idealheim zusammenträgt. Dazu Naturdinge wie Vögel und Insekten, ihr Leben, ihr Verhalten bei Schwankungen des Wetters, die Besuchs-, Verlobungs- und sonstigen Feierlichkeiten. Auch sie müssen ja ganz dinghaft aufgefaßt werden, auch sie sind nicht nur pedantische Sonderbarkeiten eines alternden Dichters, sondern auch Nachwirkung bäuerlicher Lebensformen. Man vergleiche die Art, wie in Stelzhamers 'Ahn!' die Werbung vorgebracht wird, mit den Stifterischen Umständlichkeiten im 'Nachsommer' oder im 'Frommen Spruch', und man wird das bestätigt finden, wird in der stilisierten und gehobenen Form Stifters die Urform bäuerlichen Brauchtums erkennen. Nur ein Beispiel sei für das Wie der Schilderung dieser Dinge hervorgehoben. Heinrich benützt in Wien die Gelegenheit, bei seinem Freunde sich über die Natur der Edelsteine und ihre 'zweckgemäße Fassung' zu unterrichten. Da sieht er: je einfacher die Fassung, um so mehr kommen die Steine in ihrem Wert, ihrer Schönheit zur Geltung. Er denkt aber in seinem Herzen, 'daß die Edelsteine, wie schön sie auch seien, doch nur Stoff' wären und das noch vorzüglicher sein müßten, wenn man sie, ohne daß ihre Schönheit Einbuße litte, doch auch mit einer Gestalt umgebe, welche außer der Lieblichkeit des Stoffes auch den Geist des Menschen sehen ließe, der hier tätig war und an dem man Freude haben könnte' (VI, 205). Man erinnert sich an Rilkes Gedicht 'Der Goldschmied'<sup>16</sup> als der höchstmöglichen Entwicklung aller der Keime, die schon bei Stifter angelegt sind. Natürlich waltet hier kein bewußter Zusammenhang, sondern eine Form des Sehens und der Gestaltung

<sup>16</sup> Späte Gedichte, S. 127.



hat sich zu einer Verfeinerung entwickelt, die dem Ding und dem Gestalter, dem Stoff und dem jedem Dinge eingeborenen Schicksal gleiche Rechte einräumt, denn, wie der Goldschmied, der Dichter, bekennet:

Hier sind alle gleich, von Gottes Gnaden:  
ich, das Gold, das Feuer und der Stein.

Mag ein Seitenblick auch hier wieder Hebbel streifen und an jene Stelle in 'Gyges und sein Ring' erinnert sein, wo Gyges dem königlichen Freunde den Diamanten gibt, den er nachts aus Rhodopes Gemach mitgenommen hat,

Weil er an ihrem Hals — Erlaß es mir.  
Es ist gebüßt!

Bei Hebbel spricht das Ding nicht für sich selbst, sondern im Dienste des Menschen. Daß Gyges nur ansetzt dazu, die Wirkung des Steins an sich auf dem Hals, der bloßen Haut der Königin zu schildern, daß er abbricht, nachdem der Hörer auf die von Hebbel gewollte Spur gesetzt ist, das charakterisiert ihn und den Dichter, der Ideen verfolgt, nicht Anschauungen sich hingibt. Was in der Seele des Gyges vor sich geht, soll uns vermittelt werden, das Ding selbst, hat es diese Verrichtung erfüllt, interessiert uns nicht mehr. 'Ich lasse die Dinge auf mich wirken', schreibt er aus Paris, 'ich genieße mich selbst, indem sie mich erweitern, ich komme zu neuen Ideen, aber ich kann mich nicht an sie hingeben'<sup>17</sup>, während er umgekehrt an Uhland bewundert, 'wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte' (Tgb. I, 136).

Wenn Heinrich zu Hause vom Rosenhause und den dort empfungenen Eindrücken erzählt, so gilt das Wort, womit er den Einwand der Schwester abwehrt, er habe offenbar Risach und seine Umgebung schon von vornherein in einem besonderen Lichte gesehen, für Stifter und seine Darstellung der Dinge, daß er nämlich gar nichts sage, als was er gesehen habe und ihm so deutlich sei, daß er es, wenn er mit Farben besser umzugehen wüßte, sogar malen könnte (VI, 197). Denn auch Stifter hat kein anderes Bestreben, als, man denke an den Delphin-Schreibschrank, das Ding an und für sich zum Ausdruck zu bringen, 'Gestalten' zu machen, 'nicht Worte', sich aller eigenen Zutaten zu enthalten, 'das Klare und Bildnerische' sich angelegen sein zu lassen. Daher 'das Genaue und Zweckmäßige', 'das Leichte und Feine' der Gegenstände und ihrer Darstellung, 'die Treue und Sachgemäßheit' der Zeichnung, bei der 'mit Gegenständlich-

<sup>17</sup> Briefe III, 118.

keit und Maß' (VI, 104, 105, 107) verfahren wird. 'Gegenständlichkeit' — das Wort stellt sich ein, wo Stifter haben will, die Sache soll um ihrer selbst willen da sein, so sehr sie selber sein, 'daß man darauf vergißt, daß jemand da ist, der das Ding gemacht hat'<sup>18</sup>. Aus dieser Darstellungsart, die sich mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit, mit Mäßigung und Reinheit, kurz mit dem Sittlichen paart, aus dieser Klarheit in den Dingen, die ihn zur Klarheit in sich selber erzogen hat, fließt die wunderbare Ruhe, die der 'Nachsommer', die des reifen Stifter Dichtung im ganzen ausstrahlt. Die Dinge, rein und klar geformt, werden so zum Spiegelbild der Seele des Menschen, wie umgekehrt er in den Dingen Leben von seinem Leben, Blut von seinem Blute spürt<sup>19</sup>. Die Welt der Dinge lebt und entfaltet sich nach ihrem eigenen Gesetz, unbeirrt und unverwirrt vom Menschen, der sie nicht nach seinem Willen prägt, sondern dem ihrigen sich fügt, sie wie Rilke als einen Raum, eine Möglichkeit betrachtet, die es gilt vollkommen oder unvollkommen auszufüllen, überzeugt, im Kosmos des Lebens, dessen Teil auch das seinige ist, so auch am besten Sinn und Sendung dieses seines Lebens zu erfüllen.

Es sei hier noch einmal auf die so ganz andre Art seines großen Antipoden Hebbel hingewiesen, um an ihr die Stifiers um so deutlicher zu machen. Ist doch eine tiefdringende Betrachtung von Hebbels Stil<sup>20</sup> zu dem Ergebnis gelangt, daß Hebbel 'sich in die Dinge hineinknirscht, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der sich in seinen Werken sehr oft findet und dessen häufige Anwendung sicherlich in Zusammenhang steht mit seiner zäh-durchdringenden und erkennenwollenden Natur, die nichts von einem Hindernis wissen will und sich durch jedes stoßweise hindurchreibt'. Es ist auch da kein größerer Gegensatz denkbar als zwischen der 'zerreibenden' Weise Hebbels, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen, und der Stifiers, der sie gleichsam still umwandert wie eine Skulptur, um sie und nur sie sprechen zu lassen. Für Hebbel ist ja 'das Problematische der Lebensodem der Poesie und ihre einzige Quelle'. 'Alles Abgemachte, still in sich Ruhende' ist für ihn so wenig vorhanden wie der Gesunde für den Arzt. 'Nur, wo das Leben sich bricht, wo die inneren Verhältnisse sich verwirren, hat die Poesie eine Aufgabe' (Tgb. II, 3003), während Stifiers Dichtung gerade das Gegenteil, das ungebrochene, gesunde Leben, die Stille und Ruhe sucht und liebt.

<sup>18</sup> An G. Heckenast, 20. 7. 1857, XIX, 32.

<sup>19</sup> Vgl. Albert Daur, *der Weg zur Dichtung*, München 1933, S. 93.

<sup>20</sup> Vgl. Albert Malte Wagner, *Das Drama Friedrich Hebbels. Eine Stilbetrachtung zur Kenntnis des Dichters und seiner Kunst*. Hamburg 1911: Beiträge zur Ästhetik, Bd. 13, S. 268, auch 131.



Jedem Ding das ihm eingeborene Wesensgesetz abzulauschen und durchscheinen zu lassen, weil er darin den Widerschein sittlichen Seins und Adels zu finden hoffte, ist die dichterische Sorge Stifters, der damit zugleich der sittlichen Forderung, der er sich im künstlerischen Schaffen unterworfen wußte, am besten zu genügen glaubte. Die Einsicht in das Wie hat sich, während ihm die Praxis längst selbstverständlich ist, im Verkehr mit den Dingen erst allmählich entwickelt. 'Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht', so schreibt er einmal<sup>21</sup>, ohne daß er auch schon mehr zu geben wüßte als die alte Formel, daß der Elefant und der Großglockner als Kunstwerke nicht größer seien als die Mücke oder ein Sandkorn. Der Stoff macht nicht die Größe eines Kunstwerks aus. Der Künstler müsse ihn erschöpfen, d. h. die bezeichnenden Merkmale, 'die Merkmale des Lebens', alle bringen, die falschen, 'die Merkmale der Unmöglichkeit' aber weglassen. Falsch sei es, Fülle durch Masse ersetzen zu wollen, weshalb denn 'ein sprudelnder Jüngling' — man mag an Hebbel oder Schiller denken — fast die halbe Weltgeschichte zu einem Trauerspiele brauche, 'während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Gestalt des Altertums steht'. Die Einsicht in das Wie der Darstellung bringt der Brief an Gustav Heckenast vom 7. März 1860. Die Arbeit am 'Witiko' hat sie ihn gelehrt, am Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen wird sie ihm klar. Im Hochwald noch habe er, schreibt er da, die Geschichte als leichtsinniger junger Mensch übers Knie gebrochen und sie dann in die 'Schubfächer seiner Phantasie hineingepropft. 'Jetzt steht mir das Geschehen fest wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen und die Frage ist jetzt nicht mehr die: "was will ich mit ihm tun?", sondern: "was ist er?"' (XI, 223 f.). In der Verwandlung der Fragestellung liegt die Lösung: Stoffe nicht zu erfinden, sondern zu finden, ihnen das Geheimnis ihres So-seins abzulauschen. Das könne man nicht in der Jugend, sondern müsse in die Jahre kommen, 'in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig wallenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischste Epos, und wenn Teile davon als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran ... der Wille, vor der

<sup>21</sup> An Ottilie Wildermuth, 8. 2. 54, XVIII, 192 f.

Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen mischt das Ich stets einen Teil von sich unter die Wirklichkeit mit und tauft ihn Wirklichkeit'. Also wiederum das Problem groß und klein, wiederum Bändigung und Mäßigung des Ich, möglichste Zurückdrängung alles Subjektiven, um den Stoff, das Ding, das Geschehen in seiner Wirklichkeit zu geben. Die Form hänge, schreibt er ein andermal<sup>22</sup>, vom Stoffe ab, aber finden müsse man sie, nicht erfinden. Es ist dasselbe Schaffensgebot, nur anders ausgedrückt, die Forderung, demütig hinter dem Wesen des Dinges zurückzutreten und ihm das Wort zu lassen, damit es sich in Gestalt umsetze. Denn es ist, wie es im 'Prokopos' heißt (Insel-Ausg., S. 516), in unsere Macht gegeben, 'die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge'. Ein wahrhaft Rilkescher Grundsatz oder umgekehrt und besser: wenn Rilke auf solchen Gedankenpfaden sich bewegt, ein wahrhaft Stifterscher!

Diese Wesenheit ist den Dingen von Gott gesetzt, 'Gott fügt die Dinge',<sup>23</sup> und eben dadurch erhalten sie metaphysische Würde und Bedeutung. Ist diese Wesenheit erkannt und gebraucht man sie danach, so verfährt man nach göttlichem, nach natürlichem Gesetz. Das wird an entscheidender Stelle im 'Witiko' klar ausgesprochen, als Witiko von Zdik vor den Kardinal Guido gebracht wird. Der Kardinal belobt ihn für seine Haltung im Kampfe, in dem er Friedfertigkeit angestrebt habe, und Witiko antwortet: 'Ich suchte zu tun, wie es die Dinge fordern und wie die Gewohnheit will, die mir in der Kindheit eingepflanzt worden ist.' Es wäre gut, erwidert der Kardinal, wenn alle wüßten, was die Dinge fordern, und wenn alle täten, was die Dinge fordern; denn dann täten sie den Willen Gottes (XI, 176). Als Witiko aufrichtig gesteht, er wisse oft nicht, was die Dinge fordern, erhält er den Rat: 'Dann folge dem Gewissen, und du folgst den Dingen.' Das den Dingen einwohnende Gesetz ist das Sittengesetz, wie umgekehrt dieses nichts anderes ist als das Gesetz des reinen, ungestörten Einzel-Lebens, das sich dem Leben und Gesetz des Ganzen einordnet. Denn, wie der 'Kuß von Sentze' lehrt, 'nur die Naturdinge sind ganz wahr. Um was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig' (Insel-Ausg., S. 651), was mit anderen Worten dasselbe besagt.

An der Dichtung des Plunders ist Stifter die eigentümliche Wesenheit, die Selbst- und Inständigkeit der Dinge aufgegangen, aus der Tiefe seines bäuerlichen, sippengebundenen Wesens, aus

<sup>22</sup> An G. Heckenast, Januar 1861, XIX, 266.

<sup>23</sup> Stifter an Louise Freifrau von Eichendorff, 1. 11. 1856, XVIII, 324.



jener sanft schmerzenden Rückliebe, die der vom Dorfe in die Stadt und ihre Bildung verpflanzte Bauernjunge erleben lernte. Da sind ihm die Dinge noch Mittel zum Zweck, Erzähler einer unbekannten Geschichte, Weg zu der 'andern, großen Geschichte', in der auch nicht mehr liege und die er im 'Nachsommer' als Naturgeschichte verstanden wissen will. Zugleich ist diese Naturgeschichte der Völker, dieser 'großartigen Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers', in deren Schicksalen sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes, das Sichtbarwerden des Sittengesetzes zeigt<sup>24</sup>, ein neuer Beweis für den sittlichen Charakter der Stifterschen Natur und für den organischen Charakter der Stifterschen Sittlichkeit. In der Zeit seiner künstlerischen Reife sind ihm die Dinge, wie für Rilke in den 'Neuen Gedichten', Selbstzweck, kennt er kein innigeres Bemühen als sich 'nur rein und keusch der Gegenständlichkeit der Dinge' (XIX, 33) hinzugeben. Trotzdem behalten sie den Hauch des Metaphysischen, über sich selber Hinausdeutenden, der sie unwittert, insonderheit als Träger eines sittlichen Wertes, an dem sich der Mensch zu erproben hat und der ihn bestätigt. Im 'Witiko' fallen Dinge und Geschichte, organisches und sittliches Geschehen zusammen, ist das Leben der natürlichen Dinge — 'Dinge' im weitesten Sinne verstanden — zugleich Geschichte und Schaffen, so gesehen, nach Rilkes schönem Wort, vielleicht 'nichts anderes als sich tief erinnern'<sup>25</sup>. Den Weg von der Dichtung des Plunders bis zum Witiko aber erfüllt Stifters Ringen um die den Dingen gebührende Form, um das Gesetz ihrer dichterischen Gestaltung, das ihnen selbst abgehört werden muß, was der Mensch nur als sittliches Wesen, d. h. in Verzicht auf alle Eigengeltung und in Demut zu leisten vermag. Diese Sittlichkeit ist organische Sittlichkeit, das Gesetz des großen alleinigen Lebens, dem das der einzelnen Dinge eingeordnet ist. Von ihnen muß der Mensch — man kann es, um Stifters Sinn zu treffen, geradezu mit Versen Rilkes umschreiben — eines lernen:

anfangen wieder wie ein Kind,  
weil sie, die Gott am Herzen hingen,  
nicht von ihm fortgegangen sind.  
Eins muß er wieder können: fallen,  
geduldig in der Schwere ruhn,  
der sich vermaß, den Vögeln allen  
im Fliegen es zuvorzutun. (II, 246.)

<sup>24</sup> An Heckenast, 8. 6. 1861, XIX, 292.

<sup>25</sup> Bücher, Theater, Kunst, S. 63.

## Henry David Thoreau (1817—1862) der Dichter des 'Walden-Sees' (1854)

Von Walther Fischer (Marburg a. L.)

Daß die zwei wesentlichsten Triebkräfte des amerikanischen Schrifttums bis auf den heutigen Tag Puritanismus und Demokratie sind, denen sich als dritter, mehr äußerlicher Faktor noch das Verhältnis zu England (weiterhin zu Europa überhaupt) hinzugesellt, ist eine Erkenntnis, die sich bei jeder Beschäftigung mit der Literatur der Vereinigten Staaten erneut aufdrängt, und sie gilt auch für Perioden, in denen die beiden ersteren Kräfte mehr oder minder gefährdet erscheinen oder weniger deutlich zutage treten. So war es um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in jenen Jahrzehnten, die der großen Erschütterung des Bürgerkrieges vorausgingen. Es sind Jahre, wo eine Reihe weniger bedeutender Präsidenten — zwischen dem Demokraten Andrew Jackson (1829—37) und dem Republikaner Abraham Lincoln (1861—65) — bei allen Erfolgen in der äußeren Politik und der Erweiterung des kontinentalen Lebensraumes, die große Kluft, die sich zwischen Nord und Süd immer deutlicher auftut, nicht zu verringern vermögen, wo unbekümmertes Draufgängertum und der freie Gebrauch rücksichtsloser Ellenbogen und starker Fäuste der vorzüglichste Ausdruck der Beziehungen von Mensch zu Mensch und des demokratischen Bewußtseins geworden zu sein scheint. Es sind aber auch die Zeiten, wo der schon um die Jahrhundertwende stark säkularisierte Puritanismus sich mehr und mehr im Lippenbekenntnis eines verschwommenen Christentums meist unitarischen Gepräges ausdrückt und man im optimistischen Gefühle des erreichten materiellen Erfolges von jener härteren und herberen Seite des alten Glaubens der Pilgerväter abrückt, die dereinst in stolzer Demut bereit waren, 'zum Ruhme Gottes verdammt zu werden.'<sup>1</sup>

Geistes- und literaturgeschichtlich fallen diese Jahrzehnte in den Kulturzentren des Ostens mit der Blüte der amerikanischen Hochromantik zusammen, wie sie im Wirken von R. W. Emerson (1803—83), H. W. Longfellow (1807—82) und N. Hawthorne (1804—64) in Neuengland, von J. F. Cooper (1789—1851) und

<sup>1</sup> Vgl. William James, 'Pragmatism', London 1931, S. 297.



H. Melville (1819—91) in New York und Neuengland, E. A. Poe (1809—49) im Süden und Walt Whitman (1819—92) in Pennsylvanien zum Ausdruck kommt.

# I.

Zur Gruppe der Neuengland-Romantiker gehört auch die eigenwillige Gestalt des Emersonschülers Henry David Thoreau (1817—62), der in Deutschland fast nur durch sein volkstümlichstes Buch autobiographischer Naturschilderung und Kulturkritik bekannt geworden, 'Walden, or Life in the Woods' (1854). In diesem Buch ist aber der ganze Thoreau enthalten, denn alle seine anderen Werke sind nur Abwandlungen jener dreifachen Bezogenheit von Natur, Gesellschaft und eigenem Ich, die sein lebenslanges Thema ausmacht. Neue Züge treten kaum hinzu; nur wird in den letzten postumen Bänden die immer genauere Naturbeobachtung und -beschreibung mehr und mehr zum Selbstzweck. Das Bedeutendste, das Thoreau ungedruckt hinterlassen, sind seine von Anfang an für den Druck bestimmten 'Tagebücher' — '*Journal*' genannt — die einigermaßen vollständig, in 14 Bänden, erst 1906 erschienen, nachdem mehr oder weniger abgerundete Auszüge daraus schon seit längerem bekannt geworden wären. Erst damals, anlässlich der Gesamtausgabe der '*Walden Edition*', in 20 Bänden, unterzog man sich der Mühe, die zahlreichen Hefte und Memoranden in lesbarer Form zu edieren, von denen bereits Thoreau selbst mehrere ins reine kopiert hatte, um daraus, ganz so wie es auch Emersons Übung war, Material für Vorträge und Bücher zu schöpfen.<sup>2</sup>

Thoreaus Gesamtwerk ist in seiner sprachlichen Form wie in seiner Gedankenwelt so ausgesprochen amerikanisch, daß es sich dem Europäer nicht ohne weiteres erschließt. Versucht man aber, sich tiefer in die geistige Atmosphäre dieser spröden Persönlichkeit zu versenken, so wird an ihr ein menschliches Wollen und Streben kund, das uns immer wieder aufs neue überraschen und anziehen wird, nicht nur wegen der kritischen Durchleuchtung der zeitgeschichtlichen Situation, die gerade aus der hier vorliegenden Begrenztheit und Selbstbeschränkung besonders deutlich erhellt, sondern auch durch eine innere Beschwingtheit, die, aus den Bezirken des transzendentalen Idealismus stammend, sich mit einer völlig realistischen Auffassung der Umwelt und des gelebten Lebens verbindet. Und gerade darin ist Thoreau ein

<sup>2</sup> '*Walden Edition*': '*The Writings of H. D. Thoreau*', Boston und New York, Houghton Mifflin & Co., Bd. I—V: Prosawerke und Gedichte; VI: 'Familiar Letters' und Index; VII—XX: '*Journal*' und Index. Der Herausgeber der Briefe ist F. B. Sanborn, der des '*Journal*' Bradford Torrey.

wirklich beispielhafter Vertreter eines das ganze amerikanische Schrifttum durchwaltenden Wesenszuges: der Verbindung eines irgendwie erfüllten oder ersehnten Ideals mit der konkret geschauten und beschriebenen Wirklichkeit. Dieser Zug hebt in bemerkenswerter Weise den amerikanischen vom europäischen Realismus ab. (Beispiele dafür auf dem Gebiete des klassischen Romans sind etwa W.D. Howells (1837—1920) oder Henry James (1843—1916), und zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg wurde dieser Grundsatz in der amerikanischen Lyrik ganz programmatisch von der Schule der 'Imagisten' verkündet.)

Schon aus diesen allgemeinen Andeutungen ergibt sich, daß das herkömmliche Bild Thoreaus als eines schrulligen Sonderlings und eingefleischten Hagestolzes, der in seinem Neuengland-nest Concord oder in der Einsamkeit des Walden-Sees ohne eigentlichen Beruf sich botanischen und zoologischen Studien hingab, gelegentlich mit der Staatsautorität in Konflikt kam und sich einer nicht sehr erfolgreichen Schriftsteller- und Vortragstätigkeit widmete, den Autor nicht in der richtigen Perspektive schaut. Aber auch jene andere Auffassung, die die Bedeutung des 'poet-naturalist'<sup>3</sup>, des Dichters und Naturbetrachters, allzu ausschließlich als eine ästhetisch-metaphysische Erscheinung wertet, enthält nur einen Teil der Wahrheit. Nach W. E. Channings Skizze (1873) und den älteren gewissenhaften Biographien von Franklin B. Sanborn ('*Henry David Thoreau*', 1882) und des Engländer Henry S. Salt ('*The Life of Henry David Thoreau*', 1890), nach den kürzeren Studien von Emerson (1862), James Russell Lowell (1865) oder Robert Louis Stevenson (1880) und manch neueren Werken (z. B. Léon Bazalgette, '*Henry Thoreau, Sauvage*', 1914 (engl. 1924) oder J. Brooks Atkinson, '*Henry Thoreau. the Cosmic Yankee*', 1927) war eine umfassende objektive Würdigung nötig geworden, und diese lieferte, vor rund zehn Jahren, uns aber erst heute zugänglich, der verdiente ehemalige Literaturhistoriker der Universität Yale und langjährige Herausgeber der besten Literaturzeitschrift Amerikas, '*The Saturday Review of Literature*', Henry Seidel Canby (geb. 1878), mit seinem schönen Buch '*Thoreau*' (Boston 1939), das sich im Biographischen auf mannigfache ungedruckte Quellen stützen konnte und das in gerechter Abwägung Leben und Werk des Schriftstellers in einen inneren, überzeugenden Zusammenhang stellt<sup>3a</sup>.

<sup>3</sup> Das vielgebrauchte Wort ist der schmückende Beiname, den der erste Biograph Thoreaus, W. E. Channing, seinem Freunde Thoreau gab (1873).

<sup>3a</sup> Soeben erschien, mir noch nicht zugänglich, in den 'American Men of Letters Series' '*Henry David Thoreau*' von Joseph Wood Krutch (Boston und New York [London: Methuen] 1949).

## II.

Thoreaus Geburtsort Concord ist von Boston, dem eigentlichen Kulturzentrum Neuenglands, etwa 30 Kilometer entfernt und zählte damals rund 2000 Einwohner. Den gleichnamigen Fluß, an dem es gelegen, von Thoreau und Emerson unter seinem vollklingenden indianischen Namen Musketaquid, 'Grasgrundfluß', gefeiert, ergießt sich in nördlichem Laufe in den dem Atlantischen Ozean zuströmenden Merrimac. Über ihn führt noch heute mitten im Ort jene Brücke, wo dereinst (19. April 1775) die von Emerson in seiner *'Concord Hymn'* gefeierten amerikanischen Milizsoldaten gegen die britischen Truppen die Feindseligkeiten eröffneten und damit 'den Schuß auslösten, der rings um den Erdball vernommen wurde'. Hier in diesem amerikanischen Weimar, wie die Neuengländer es oft voll Stolz genannt haben, stand auch die Wiege des amerikanischen Transzendentalismus, einer spezifisch neuenglischen Ausprägung idealistischer, apriorischer Philosophie mit platonischer, deutscher und orientalischer Ahnenreihe. Von Emerson, dem aristokratischen 'Weisen von Concord', zwar nicht systematisch durchgebildet, wohl aber als einzig werthafte Lebens- und Erkenntnisart intuitiv erfaßt, wurde sie von ihm, den die Außenstehenden als Oberhaupt einer Schule betrachteten, in aphoristisch gefeilter, gelegentlich etwas präziöser Sprachkunst künstlerisch gestaltet und entwickelt.

Wenn Kant, eingestandenermaßen der Taufpate der Bewegung, in seinem *Opus Postumum* die Transzendentalphilosophie als 'die Idee der Befassung des Ganzen' der 'empirischen Philosophie, welche sich nur mit dem Einzelnen der Anschauung beschäftigt', gegenüberstellt, so ist hierdurch nicht nur Emersons, sondern auch Thoreaus geistiger Ort genauestens umschrieben. Während aber Emerson in seinen großen Aufsätzen (wie 'Nature', 1836) diese Ganzheit des geistigen Seins, das sich im Materiellen offenbart, und die symbolhaften 'Korrespondenzen', die zwischen den Gegebenheiten der Natur und ihrem transzendentalen Sinne bestehen, mit dichterischer Beschwingtheit preist und verkündet, liegt bei Thoreau dieselbe Erkenntnis zwar jederzeit gleichfalls zugrunde; aber seine sich am Gegenständlichen ergötzende, viel schärfere Beobachtungsgabe äußert sich nicht im Hymnus, sondern in der lebendigen Beschreibung, die den einfachsten Naturvorgängen, etwa der allmählichen Vereisung eines Sees im Winter<sup>4</sup> oder dem Abschmelzen des Schnees in einer Eisenbahnschlucht<sup>5</sup>, dem Laichen des Sonnenfisches (*Pomotis Vulgaris*) im

<sup>4</sup> 'Walden', Kap. I, 3 (Walden Edition II, 273).

<sup>5</sup> Ebenda, Kap. 17 (II, 336).



Brackwasser des Flusses<sup>6</sup> oder dem possierlichen Spiel eines Waldmurmeltiers (*Arctomys*)<sup>7</sup>, wahrhaft dramatische Einzeltzüge abzugewinnen versteht. Wie aber das Werk Emersons, bei aller akademischen Distanz, eine wichtige andere, eine praktische Seite hat, nämlich das aus lebendiger Umwelterfahrung geborene, unumgängliche Postulat der sozialen Verpflichtung, so wird bei Thoreau, dem fast plebejischen Kleinbürger, diese praktische Forderung weniger durch die Schrift als durch die Tat erfüllt, indem er selbst sich dem lieben Nachbarn zu handwerklichen Verrichtungen zur Verfügung stellt und er sich auf diese Weise dem Mikrokosmos der Provinz willig eingliedert.

Und provinzierisch ist dieses Leben in der Tat gewesen, das sich fast ausschließlich innerhalb seines Geburtsortes Concord und seines Heimatstaates Massachussetts abspielte, abgesehen von kleinen Exkursionen und Aufenthalten in den angrenzenden Staaten, in New York und Kanada. Und dies geschah in denselben Jahrzehnten, in denen der junge Walt Whitman, das Großstadtkind, auf einer denkwürdigen Reise nach dem Süden die Landschaft und die Bedeutung des sich weitenden Mittelwestens auskostet, in denen wohlhabende Männer wie Emerson und Longfellow auf wiederholten Europareisen unschätzbare Bildungserlebnisse genießen und Cooper und Hawthorne als Konsulatsbeamte ihren bewußten Amerikanismus in der alten Welt spazieren führen!

### III.

Der äußere Verlauf von Thoreaus Leben ist deshalb denkbar einfach und ereignisarm. Der Großvater, Abkömmling einer französischen Hugenottenfamilie, war als Kaufmann 1773 aus der Kanalinsel Jersey nach Boston eingewandert. Der Vater heiratete eine Amerikanerin schottischer Abstammung und verlegte sich in Concord auf die lange Zeit wenig gewinnbringende Herstellung von Bleistiften; die Mutter mehrte das Familieneinkommen durch Aufnahme zahlender Gäste in ihrem Hause. Aus dieser Ehe, in der allem Anschein nach ein guter Geist herrschte, wurde am 12. Juli 1817 als drittes von vier Kindern Henry David geboren. Nicht ohne erhebliche Opfer ließ man ihm eine gute Erziehung zuteil werden und schickte ihn mit einem kleinen Stipendium zu dem üblichen vierjährigen Lehrgang aufs Harvard College (1833—37). Ohne sich sonst besonders auszuzeichnen, legte er hier den Grund zu seiner um-

<sup>6</sup> 'A Week on the Concord' (Saturday), I, 24.

<sup>7</sup> 'Journal', 16. 4. 1852 (Band IX, S. 420 der Walden Edition) auch bei Canby, S. 330.

fassenden Belesenheit in den klassischen Sprachen — er war ein guter Gräzist — und in der englischen Literatur des 17. Jahrhunderts. Im dritten Jahre mußte er wegen ernster Krankheit mehrere Monate zu Hause verbringen — das erste Anzeichen einer erbten Schwindsucht, die ihn später mit veranlaßte, eine möglichst ungebundene Berufsausübung im Freien zu erwählen und auf eigene Familiengründung zu verzichten. In Harvard verlegte er sich auch auf das Studium des Deutschen, das er später in Concord noch weiter pflegte und das ihn befähigte, den in Transzendentalistenkreisen sehr geschätzten Goethe im Urtext zu lesen.

Eine tiefere Einwirkung Goetheschen Geistes auf Thoreau ist jedoch kaum festzustellen. An der Stelle, die das ausführlichste Zeugnis seiner frühen Beschäftigung mit Goethe enthält, ein paar Seiten im 7. Abschnitte seines ersten Buches 'A Week on the Concord' (1849), gesteht er selbst: 'I am not much acquainted with the works of Goethe' (Walden-Edition I, 347); in späteren Werken fehlen solche Hinweise gänzlich. Vor allem eine Eigenschaft in Goethes italienischen Reisebeschreibungen merkt er hier an, die seiner eigenen Beobachtungsgabe entgegenkam, daß nämlich Goethe sich weise damit begnüge, eine einfache Darstellung der Dinge zu geben, so wie er sie eben sieht, und ihren unmittelbaren Eindruck zu schildern. Thoreau bezieht sich hierbei augenscheinlich auf Goethes eigene Bemerkung: 'Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt<sup>8</sup>. Fragwürdiger — aber nicht alleinstehend in der puritanisch-demokratisch bedingten Goetheauffassung Neuenglands — sind Thoreaus Bemerkungen über 'Wahrheit und Dichtung' und 'Wilhelm Meister'. Denn hier erscheint ihm sowohl Goethe selbst wie die Gestalt seiner Helden zu sehr als der allseitig gebildete, bewußte Künstler (im Gegensatz zum unbewußten, wahren Dichter) und als bloßer Weltmann, der mit der untersten Volksschicht keine echte Berührung hat.

Während schon die innere Unruhe des Schriftstellers in ihm gährte, dem sein Weg noch nicht deutlich vor Augen steht, während er im 'Dial', dem kurzlebigen (1840—44) Transzendentalistenorgan, einige Gedichte und Prosabeiträge veröffentlichte und in den damals beliebten Volksbildungsinstituten, den sog. 'Lyzeen', in Concord und Umgebung Vorträge über Lebensphilosophie hielt, versuchte er sich zunächst als Lehrer in der städtischen

<sup>8</sup> Vgl. Goethe, 'Ital. Reise', im ersten Abschnitt von 'Vom Brenner bis Verona — 11. 9. 1786'. Den Schluß dieses Abschnittes ('Die Etsch fließt nun sanfter...') hat Thoreau ebenda geschickt und ansprechend ins Englische übertragen.

Volksschule. Da er aber mit den Stadtvätern ob der von ihnen gewünschten Prügelpädagogik sofort in Konflikt geriet, quittierte er grollend den Dienst und begründete mit seinem älteren Bruder John eine gern besuchte Privatschule, die bis zum vorzeitigen Tode Johns (Frühjahr 1841) eine auskömmliche Erwerbsquelle bildete.

Inzwischen wuchsen die Tagebucheinträge und die Aufzeichnung von Lesefrüchten erheblich an. Für die später oft wenig zusammenhängende literarische Form seiner Bücher ist die Tatsache nicht ohne Bedeutung, daß, ähnlich wie bei Emerson, wesentliche Bestandteile auf Vortragsmanuskripten beruhten, die ihrerseits wieder weitgehend aus verstreuten Tagebucheinträgen zusammengestellt waren. Auch suchte er durch wirkungsvolle Absätze, durch geschliffene Epigramme, durch Wortspiele, ja durch Witze und Kalauer die Gunst seiner Hörer zu erringen.

In diese Zeit äußerlich geregelter Tätigkeit fällt ein Ereignis, dessen Bedeutung für Thoreaus innere Entwicklung nicht übertrieben werden sollte, das aber zweifellos für das Gemüt des scheuen, zurückhaltenden Jünglings für längere Zeit von beherrschendem Einfluß blieb: die Begegnung der beiden Brüder mit Ellen Sewall. Sie war eine Pfarrerstochter aus einer nahen Küstenstadt (Scituate, Mass.) und gern gesehener Besuch im Hause der Thoreaus. Beide Brüder verliebten sich in sie, und Johns Anträge führten zu einem kurzen Verlöbnis (Juli bis August 1838), das nach wenigen Wochen wieder gelöst wurde. Henry, der seine Neigung dem Bruder zuliebe unterdrückt hatte, fühlte sich nun frei, ihr einen schriftlichen Antrag zu machen, den sie jedoch zurückwies (November 1838). Daß Ellen, vielleicht nicht ohne Zutun ihres Vaters, des Geistlichen, dem schwärmerischen, als radikal verschrienen Transzendentalisten, den sie kaum näher kannte, einen Korb gab, wird man ihr nicht verübeln. Sie fand später ihr Glück in einer kinderreichen Ehe mit einem neuenglischen Pfarrer, mit dem sie wirkliche Zuneigung verband; für Thoreau aber war sie das erste Herzenserlebnis, auf das sich auch in seinem Tagebuch ein paar versteckte Anspielungen finden. Aber da nichts Ungesundes an Thoreau war, überwand er die Enttäuschung, indem er sie wegräsonierte:

‘Unter dem kühlen, kalten Monde einer unerwiderten Liebe nachzuseufzen, ist ein Beleidigung der Natur. Das natürliche Heilmittel ist, sich in den Mond und die Nacht zu verlieben und so seine Liebe erwidert zu sehen’<sup>9</sup>.

<sup>9</sup> Canby, S. 121 — unveröffentlicht. Die Einzelheiten der Ellen Sewall-Episode wurden erst 1926 von R. T. Raysor (‘Studies in Philology XXXIII,



Ein anderes Ereignis jener Jahre ist die denkwürdige Bootsfahrt, die die beiden Brüder im Sommer 1839 den Concord-Fluß hinunter und den Merrimac hinauf bis nach Concord, New Hampshire, führte. Sie wurde Anlaß zu Henrys erstem Buche 'A Week on the Concord and the Merrimac Rivers', das erst zehn Jahre später seine endgültige Form gewann. Es ist am äußerlichen Faden der Wochentageinteilung nicht sehr organisch aus den ursprünglichen Tagebuchnotizen zusammengesetzt, die den Verlauf der Reise schildern, aus Memoranden über literarische Gegenstände, vom römischen Dichter Persius bis zu Goethe und Tennyson und aus eingestreuten, z. T. schon im *Dial* veröffentlichten Gedichten. Neben 'Walden' ist es das frischeste, bekannteste Buch Thoreaus und zeigt die Weite der Interessengebiete eines jungen, gelehrten, humanen Humanisten. Sehr präzise Naturbeschreibungen nehmen bereits hier einen weiten Raum ein.

Durch Aufgabe der Privatschule erwerbslos geworden — denn die Hilfe, die er dem Vater in der Bleistiftfabrik leistete, bedeutete nicht viel —, wurde er nun von Emerson ins Haus genommen, als eine Art Hausgeist und allgemeiner Helfer (1841—43). Das Verhältnis zu dem 14 Jahre älteren erfolgreichen (und immer etwas herablassenden) Emerson war für Thoreau gewiß mit manch innerer Demütigung verbunden; und nicht umsonst begegnen jetzt in den Tagebüchern mit verräterischer Häufigkeit die Worte 'mean' und 'meanness' ('niedrig, plebejisch', 'Inferiorität') zur Beschreibung seines Seelenzustandes. Gleichzeitig aber faßte er eine tiefe, unkörperliche Zuneigung zu Emersons zweiter Frau, der schönen Lidian, die sich der verhaltenen Verehrung des verschlossenen Jünglings durchaus bewußt war. Sie ist es wohl auch, der der späterehapsodische Prosalik auf 'Eine Schwester' gilt. (Canby, S. 160 f., ungedruckt). Die größte Bedeutung für Thoreaus Entwicklung hatte dieser Aufenthalt dadurch, daß er jetzt in ständige Berührung mit den führenden Transzendentalisten kam, die im Hause seines Gönners verkehrten. Nach zwei Jahren vermittelte Emerson für seinen Schutzbefohlenen, von dessen schriftstellerischer Zukunft er überzeugt war, eine Hauslehrerstelle bei seinem Bruder William Emerson (1843—44), der in Staten Island, im Hafen von New York, als wohlhabender Geschäftsmann lebte, in der nicht ganz trägerischen Erwartung, daß Thoreau

S. 457—58, ans Licht gebracht. Von einigen Kritikern (wie B. Atkinson, l. a. O. S. 22, als 'sentimentaler Larfari') abgesehen, kann nach den sorgfältigen Nachprüfungen Canbys, der sich auf neues ungedrucktes Material stützt, über den äußeren Verlauf der Episode so, wie sie oben geschildert ist, m. E. kein Zweifel mehr obwalten.

von hier aus nützliche Verbindungen mit New Yorker Verlegern anknüpfen würde. Aber im Gegensatz zu Walt Whitman, den die körperliche Berührung mit der Großstadtmenge in Verzückungen versetzte, war Thoreau ein Mann der ländlichen Umwelt. Ihn trieb es nach Concord zurück, wo er nunmehr die väterlichen Bleistifte technisch vervollkommnete. Er verbesserte auch die Qualität des von ihm gebrauchten Graphitpulvers, das damals durch das eben aufkommende galvanoplastische Verfahren zum begehrten Artikel geworden war. Später, nach des Vaters Tod (1859), verlegte er sich ausschließlich auf die gewinnbringendere Herstellung des Graphitpulvers. Diese kleinbürgerlich-kapitalistischen Betätigungen des Individualisten Thoreau sind im Gesamtbilde seines Strebens nicht zu übersehen.

#### IV.

Die innere Ruhe und Berufssicherheit hatte er auch in New York nicht gefunden, und im nächsten Jahre (1845) begann er nun die Vorbereitungen für jenes Experiment, das von den Biographen gerne in den Mittelpunkt seines Lebens gerückt wird und das von vielen Zeitgenossen und späteren Beurteilern so oft als selbstgefällige Pose verlacht wurde, jenen berühmten, fast zweieinhalbjährigen Aufenthalt in der Waldeinsamkeit des Waldensees, auf selbstgerodetem Land, in einer selbstgebauten, heute längst verfallenen Blockhütte (vom 4. Juli 1845 bis 6. September 1847). Um dieses Experiment richtig zu würdigen, ist es nötig, sowohl Thoreaus persönliche Lage und Absicht, wie die allgemeinen Zeitumstände in Betracht zu ziehen. Experimente von gelebtem Individualismus, sei es in der Form von Einsiedeleien, sei es als eigenbrötlerische, kollektivistische Gemeinschaften, lagen damals gewissermaßen in der Luft. Seit Rousseaus Tagen war ja die romantische Forderung des 'Zurück zur Natur!' im ganzen europäischen (wie amerikanischen) Schrifttum zum Gemeinplatz geworden. Auch gehörten Schriften wie die des Schweizer Arztes Johann Georg Zimmermann 'Über die Einsamkeit' (1756; 1784—85), der nun freilich neben dem 'Nutzen' auch die 'Nachteile' der Einsamkeit ganz rationalistisch analysierte, in England wie in den Vereinigten Staaten zu den am meisten gelesenen Übersetzungen aus dem Deutschen, und die englische Seeschule hatte die Forderung der Naturverbundenheit in die Tat umgesetzt. Und war in den Vereinigten Staaten nicht jeder Waldläufer, der sich in die noch von Indianern besetzten Urwälder wagte, ein Vorbild? Hatte nicht Cooper der 'Leidenschaft zum einsamen Leben' das Wort geredet und sie in den Gestalten des 'Lederstrumpfs' oder des 'Bienenjägers' (1848) ein-

drucksvoll idealisiert<sup>9a</sup>? Verschiedene Bekannte Thoreaus hatten vor ihm auf längere oder kürzere Zeit denselben Versuch gemacht, und die Transzendentalisten erprobten vor den Toren Bostons das Kollektivsystem der 'Brook Farm', bei dem körperliche Arbeit in freier Natur sich mit geistiger Sammlung verbinden sollte (1841—47)<sup>10</sup>.

Was Thoreau beabsichtigte, war dem ursprünglichen Gedanken der Brook Farm-Leute nicht unähnlich — mit Ausnahme der von jenen gepflegten Gemeinschaftsidee. Auch er wollte mit sich innerlich ins reine kommen, durch körperliche Arbeit und Kontemplation (z. T. nach indischem Yogamuster) den Geist sublimieren und dabei der Mitwelt zeigen, auf wie wenig echten Bedürfnissen 'die Grundgesetze der menschlichen Existenz' beruhen<sup>11</sup>. Denn, wie es an einer der bekanntesten Stellen des Buches heißt, 'ein Mensch ist reich im Verhältnis zur Anzahl der Dinge, ohne die auszukommen er sich leisten kann'<sup>12</sup>. Das war die gleiche Lehre, die vor etwa zehn Jahren Carlyle in seinem 'Sartor Resartus' (1833/34) verkündet hatte, jenem dem Geiste der Transzendentalisten so verwandten Werke, das in Amerika, in der von Emerson freundschaftlich betreuten Ausgabe, einen starken Widerhall gefunden hatte (Boston, 1836): 'Der gemeine Bruch unseres Lebens kann an Wert erhöht werden nicht so sehr durch Vergrößerung des Zählers als durch Verminderung des Nenners: ... eins geteilt durch Null ergibt Unendlich'<sup>13</sup>.

Auch Sammlung zu erneuter ausgedehnter Lektüre und zu schriftstellerischer Tätigkeit, die er in dem unruhigen Boarding-house-Leben in der Familie nicht gewinnen konnte, erwartete er von diesem Aufenthalt, und in der Tat wurde 'Eine Woche auf dem Concord' damals im Manuskript fertiggestellt. Auch die Tagebuchaufzeichnungen wurden fleißig gefördert, und ein guter Teil davon wurde später in 'Walden' aufgenommen. Seine systematischen, durch ernste Studien unterbauten Naturbeobachtungen hoben ihn allmählich über den Stand eines Dilettanten weit hinaus.

Thoreaus praktischer, realistischer Sinn bewährte sich auch in diesem Experiment. Auf Dollar und Cent genau legt er sich (und uns) Rechenschaft ab über seine Ausgaben für den Bau

<sup>9a</sup> Vgl. Van Wyck Brooks, 'The World of W. Irving' (New York 1944, Kap. 10) [In deutscher Ausgabe: 'Das Erwachen Amerikas, München 1947, S. 199 u. 419].

<sup>10</sup> Canby, S. 204 f., über Thoreaus theoretische und praktische Vorbilder.

<sup>11</sup> 'Walden' (II, 13) 'The essential laws of man's existence'.

<sup>12</sup> Ebenda, Kap. 2 (II, 91) 'A man is rich in proportion to the number of things which he can afford to let alone'.

<sup>13</sup> 'Sartor Resartus', Book II, Ch. IX, *The Everlasting Yea*.



der Hütte, den Ankauf von Saatgut, Nahrungsmitteln und Handwerkszeug und stellt sie seinen Einnahmen gegenüber, die er durch Verkauf seiner Erzeugnisse und gelegentliche Arbeitsleistung in der Stadt erzielte.

Wichtig vor allem aber ist es, daß Thoreau kein Reformator war oder sein wollte, kein pessimistischer Weltverbesserer, wie er es an Carlyle bemängelte<sup>14</sup>. Für seine Zwecke wollte er seine Erfahrungen sammeln, ohne den geringsten Ehrgeiz, Anhänger zu werben. Auch war es keine wirkliche Einsiedelei, in der er lebte. Das Grundstück von etwa 6 ha (14 acres), das Emerson im Vorjahr für sich erworben hatte und ihm nun freigebig zur Verfügung stellte, lag nicht im dichten Urwald, sondern in einem von Wäldern eingesäumten Buschgrund an der Nordspitze des kristallklaren Sees, nicht ganz 3 km von der Stadt entfernt, in Sehweite der nordöstlich vorbeiziehenden Landstraße, während vom westlichen Ufer her der Lärm der hier vorbeidampfenden Eisenbahnzüge herüberdrang. In der Nachbarschaft hatten schon verschiedene Farmer zu siedeln versucht, die Thoreau gelegentlich besuchte. Auch der Gesellschaft der übrigen Menschheit hatte er keineswegs abgeschworen. Häufig kamen Besucher aus der Stadt, und bei günstigem Wetter verbrachte er fast täglich einige Stunden in Concord; auch hielt er gelegentlich Lyzeumsvorträge, und im zweiten Sommer unternahm er einen längeren Ausflug in die Wälder von Maine. In einer Tagebuchstelle vom 6. 7. 45, zwei Tage nach seiner Ankunft in Walden, faßt er seine Absicht folgendermaßen zusammen: 'Die Tatsachen des Lebens möchte ich von Angesicht zu Angesicht kennenlernen, die wesentlichen Tatsachen, die uns die Götter als Phänomene oder als Aktualität (*actuality*) zeigen wollten. Deshalb kam ich hierher. Das Leben, wer weiß, was es ist, was es schafft? Wenn ich auch hier noch nicht ganz richtig liege, so liege ich doch weniger falsch als zuvor, und nun wollen wir sehen, was sie (die Götter) haben wollten'<sup>15</sup>. Für sich allein wollte er den Feldzug gegen alles Unechte, gegen vorgefaßte Meinung und Überlieferung durchstehen und zum 'Realometer', zum 'Wirklichkeitsmesser' werden, damit künftige Generationen erkennen möchten, wie hoch die Flut falscher Werte und trügerischen Scheins zeitweise angestiegen war<sup>16</sup>.

Indem nun Thoreau auch die Institutionen des Staates mit diesem kritischen Individualismus maß, kam er in jenen Kön-

<sup>14</sup> 'Journal' VII. 413 (undatiert, 1845—47). Vgl. auch Thoreaus Aufsatz 'Carlyle and his Works' in *Graham's Magazine*, 1847 (Works IV, 316 f.).

<sup>15</sup> 'Journal', VII, 362.

<sup>16</sup> 'Walden', Kap. 2 (II, 109).

flikt, den seine Biographen zur dramatischsten Episode seines Lebens ausgestaltet haben. Sie erblicken darin den Höhepunkt eines konsequenten politischen Protestes, der sich hier bis zum Anarchismus gesteigert habe. Aber auch in diesem Falle gilt es wohl zu unterscheiden.

Obwohl Thoreau grundsätzlich nicht zur Wahlurne ging, sympathisierte er (wie auch Emerson) im allgemeinen mit den Republikanern, die damals noch 'Whigs' hießen. Der imperialistischen Politik des Whig-Präsidenten Tyler (1841—45) und des Demokraten Polk (1845—49), der Texasannexion (1845) und der Kriegserklärung an Mexiko (13. 5. 46) stand er jedoch feindlich gegenüber. Zum äußeren Protest hatte er seit mehreren Jahren keine Kopfsteuer mehr bezahlt. Und als er nun an einem schönen Juliabend des Jahres 1846 von seiner Waldbehausung ins Städtchen ging, um ein Paar Schuhe abzuholen, wurde er festgenommen und ins Stadtgefängnis geworfen. Sobald die Kunde davon zu seinen Verwandten drang, bezahlten diese stillschweigend die Steuerschuld, und Henry wurde am anderen Morgen wieder entlassen. Dieser Steuerverweigerung maß Thoreau prinzipielle Bedeutung bei und verbreitete sich darüber, außer an einer kurzen Stelle im 'Walden'<sup>17</sup>, in einem Vortrag 'Civiler Ungehorsam' (1848), der damals gewiß eine Sensation für die Kleinstadt bedeutete und der dann viele Jahre später Gandhi in seiner Lehre vom passiven Widerstand bestärkte<sup>17a</sup>. Thoreau erklärt darin seine Bereitwilligkeit, zu allen gemeinnützigen Zwecken, wie Straßeninstandsetzung oder öffentliche Erziehung, sein Scherflein beizutragen; den Staat als solchen aber müsse er ablehnen. 'Nicht wegen einer bestimmten Steuerweigere ich mich, den Steuerzettel zu begleichen. Ich möchte einfach dem Staat die Anhängerschaft verweigern, mich von ihm zurückziehen und nichts mit ihm zu tun haben. Es liegt mir nichts daran (auch wenn ich es könnte), den Weg zu verfolgen, den mein Dollar nimmt, bis er einen Menschen kauft oder ein Gewehr, um einen anderen damit zu erschießen — der Dollar ist daran unschuldig —, aber es liegt mir daran, die Wirkung meiner Staatsanhängerschaft zu beobachten. Kurz, ich erkläre dem Staat in aller Ruhe und auf meine Weise den Krieg, will aber trotzdem soviel Nutzen aus ihm ziehen, als ich nur kann'<sup>18</sup>.

Obgleich also hier ein ganz entschiedener Protest gegen die Macht des Staates vorliegt, will Thoreau doch auch hier keine

<sup>17</sup> Ebenda, Kap. 8 (II, 190).

<sup>17a</sup> Die einschlägigen Stellen bietet A. Christie, *The Orient in American Transcendentalism*, New York 1932, S. 264—266.

<sup>18</sup> 'Civil Disobedience' (IV, 380).

Proselyten machen, sondern nur seinen Standpunkt feststellen und 'sich nicht für besser als seine Nachbarn halten'<sup>19</sup>. Vom gewöhnlichen Gesichtspunkte aus betrachtet scheint ihm das amerikanische Staatswesen sogar 'in vieler Hinsicht bewundernswürdig', jedenfalls stellt diese Form der Demokratie einen Fortschritt gegenüber monarchischen Systemen dar. Aber von höherer und höchster Warte aus gesehen, 'wer kann sagen, daß diese Dinge auch nur des Anschauens oder des Nachdenkens wert sind?'<sup>20</sup>.

Daß aber Thoreau in seinem politischen Radikalismus doch nicht nur Theoretiker war, sondern, wenn er es für nötig hielt, auch in breiterer Öffentlichkeit seinen Mann stellen konnte, dies zeigt seine Haltung in der Sklavenfrage. Wie alle Transzendentalisten war auch Thoreau ein grundsätzlicher Gegner der Sklaverei in den Südstaaten. Als nun das Bundesgesetz zur Ergreifung flüchtiger Sklaven (1850) gewissermaßen aus jedem amerikanischen Bürger einen Sklavenjäger machte<sup>21</sup>, schien es ihm nicht mehr — wie bei jener Steuerverweigerung — um eine private Angelegenheit, sondern ums Ganze, um Alle zu gehen. 'Wir haben das Erbe der Freiheit ganz aufgebraucht. Wenn wir unser Leben retten wollen, müssen wir darum kämpfen!' rief er in einem Vortrag mit dem ominösen Titel 'Sklaverei in Massachusetts' aus (4. 7. 1854)<sup>22</sup>. Dann ereignete sich die Tragödie des fanatischen Aktivisten John Brown aus Kansas, 'der Abstammung und Geburt nach ein neuenglischer Farmer'<sup>23</sup>, dem er zweimal begegnet war. Nach verschiedenen Gewalttaten hatte dieser in der Nacht des 16. Oktober 1859 das bundesstaatliche Arsenal von Harper's Ferry in Virginia überfallen und war für diesen offenen Aufruhr, den nicht einmal alle Abolitionisten und am wenigsten die Bürger von Concord rechtfertigen wollten, zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Die Hinrichtung wurde zu Charlestown, West-Va., am 2. Dezember 1859 vollzogen. Noch während Brown der Urteilsvollstreckung entgegen sah, hielt Thoreau (30. 10. 59) trotz aller Widerstände im Ort eine flammende Verteidigungsrede — wohl das beredteste Bekenntnis, das er je abgelegt. Er sprach nicht, um für Browns Leben zu bitten; denn auch er begriff, daß dieser 'tapferste und humanste Mensch im ganzen Lande', dieser 'amerikanischste aller Amerikaner' sterben müsse. Aber er wollte ihn von den

<sup>19</sup> Ebenda (IV, 382).

<sup>20</sup> Ebenda (IV, 383, 387).

<sup>21</sup> Canby, S. 385 (nach J. B. McMaster, 'History of the People of the U. S.', VIII, 44).

<sup>22</sup> *Walden Edition*, IV, 407.

<sup>23</sup> Ebenda, IV, 411: 'A Plea for Captain John Brown'.



Anwürfen reinigen, die gegen seinen Charakter erhoben wurden, d. h. 'gegen sein unsterbliches Leben'. 'Vor etwa achtzehnhundert Jahren wurde Christus gekreuzigt, heute morgen, vielleicht, wurde John Brown gehängt. Das sind die beiden Enden einer Kette, die nicht ohne Glieder ist. Jetzt ist er nicht mehr "Old Brown", jetzt ist er ein Engel des Lichtes'<sup>24</sup>.

Dieses tapfere Eintreten für eine Sache um 'höherer Gesetze' willen — die wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Gründe, die für die Sache des Südens und eine schiedliche Lösung des Konfliktes sprachen, übersah er —, diese leidenschaftliche Verteidigung eines Märtyrers seiner Überzeugung war m. E. der eigentliche Höhepunkt im Leben Thoreaus — nicht das Walden-Idyll und nicht die symbolische Steuerverweigerung. Allein in diesen erregten Jahren unmittelbar vor dem Bürgerkrieg war er bereits ein vom Tode Gezeichneter, und der Biograph kann rasch zum Schlusse eilen.

Nach der Rückkehr vom Waldensee verbrachte er nochmals fast ein Jahr als verlässlicher Wirtschaftler im Hause des in Europa weilenden Emerson (Oktober 1847 bis Juli 1848) und kehrte dann für immer ins Elternhaus zurück. Der Veröffentlichung der 'Woche auf dem Concord' im Selbstverlag (Mai 1849) folgte die Vollendung des 'Walden'-Buches, das aber wegen des Mißerfolges des ersteren Werkes erst fünf Jahre später erscheint (1854). Trotz des blühenden Graphitgeschäftes übernahm Thoreau nun immer häufiger private Landvermessungsaufträge, die ihm bei seinem Plan, eine ausführliche naturgeschichtliche Beschreibung von Concord zu liefern, wohl zu statten kamen. Denn Thoreau war ja seit den Walden-Tagen ein ernsthafter Naturfreund geworden, der fleißig die Werke der Harvard'schen Fachvertreter, des Botanikers Asa Gray (1810—88) und des Zoologen Jean Agassiz (1807—73) studierte. Sein Verdienst um die Beschreibung und Klassifikation gewisser Tiere und Pflanzen wurde von der Fachwelt dadurch anerkannt, daß er (1850) zum korrespondierenden Mitglied der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Boston ernannt wurde, der er auch seine wertvollen Sammlungen hinterließ. Seine Aufzeichnungen werden nun immer genauer und wissenschaftlicher. Obwohl er sich gelegentlich im Tagebuch (5. 3. 1853)<sup>25</sup> als 'Mystiker, Transzendentalist und Naturphilosoph' bezeichnet, verleugnet er auch jetzt nicht jenen oben erwähnten amerikanischen Wesenszug der Verbindung von Idealismus und Realismus. Nicht nur der Dichter oder Philosoph, auch der Naturwissenschaftler muß nach ihm

<sup>24</sup> Ebenda, IV, 425, 438.

<sup>25</sup> 'Journal', XI, 4.

(Tagebuch 6.5.54) das Geschaute verlebendigen und verinnerlichen; die bloße sinnliche Wahrnehmung genügt auch bei ihm nicht<sup>26</sup>. Und dies scheint mir der tiefere Grund, warum er diese Beschreibung des tierischen Verhaltens, der Verlebendigung der Tierseele, so große Bedeutung beimaß, ohne dabei in überspannte Naturmystik zu verfallen. Damit steht aber auch vielleicht im Zusammenhang, daß die neuen Ideen Darwins, die in Transzendentalistenkreisen lebhaft diskutiert wurden, bei Thoreau (wie übrigens auch bei Agassiz) nur schwachen Widerhall fanden.<sup>27</sup>

Jenes 'höhere Gesetz', das ihn seinerzeit zur entschiedenen Parteinahme für John Brown trieb, drängte ihn um dieselbe Zeit zu einer letzten Abrechnung mit dem amerikanischen Wirtschaftsethos. 1848 war das Land vom kalifornischen Goldfieber ergriffen worden; jetzt sieht er allenthalben immer krampfhaftere Anstrengungen nach Gelderwerb und Höchstgewinnst. Mit Unbehagen verfolgt er die zunehmende Industrialisierung des Landes, in dem '*business*' die Losung ist und Unternehmungsgeist und 'Aktivität' jetzt die positivsten, sogar von Philosophen anerkannten Werte bedeuten. Und so stellt er jener geschäftigen Lebensführung in einem ingrimmigen Vortrag (1854; postum gedruckt 1863) ein 'Leben ohne Grundsätze' gegenüber, d. h. ein Leben erfüllt von echter Weisheit, mit dem Blick auf dauernde Werte. '*Read not the "Times". Read the Eternities,*' sagt er mit einem unübersetzbaren Wortspiel<sup>28</sup>.

Thoreaus Anlage zur Schwindsucht war vielleicht durch Einatmen des Graphitstaubes in seinem Berufe verstärkt worden, und in frühen Jahren stand ihm schon ein baldiger Tod vor Augen. Gleichwohl aber steht diese letzte Periode — wie sein Eintreten für John Brown, verschiedene neue Vorträge und seine naturwissenschaftlichen Arbeiten beweisen — nicht im Zeichen des Niedergangs. Erst nach Ausbruch des Bürgerkrieges, und nachdem eine Reise (Mai/Juni 1861) in das trockene Klima Minnesotas keine Besserung gebracht, blieb er, bis zuletzt mit literarischen Aufzeichnungen beschäftigt, dauernd ans Krankenzimmer gefesselt. Am 6. Mai 1862 verschied er ruhig und still im fünfundvierzigsten Lebensjahr. Einem befreundeten Geistlichen, der ihn kurz zuvor besuchte, um ihn auf die Ewigkeit vorzubereiten, hatte er flüsternd abgewinkt: 'Eine Welt nach der anderen!' ('*One world at a time*')<sup>29</sup>.

<sup>26</sup> '*Journal*', XII, 237.

<sup>27</sup> Canby, S. 482.

<sup>28</sup> *Walden Edition*, IV, 475 ('*Life without Principle*').

<sup>29</sup> Canby, S. 435 (mit Quellenangabe). — Außer der '*Woche auf dem Concordfluß*' (1849) und '*Walden*' (1854) hat Thoreau nur einen Teil seiner

## V.

Wenden wir uns nun der anfangs gestellten Frage zu, wie sich die beiden von uns in der amerikanischen Literatur festgestellten Triebkräfte in diesem Schriftsteller ausgewirkt haben, so ist der erste Teil der Frage durch die Darlegung von Thoreaus politischer Stellung bereits im großen beantwortet. Daß die Demokratie die relativ fortschrittlichste Regierungsform ist, daß der einzelne das größtmögliche Maß politischer Freiheit besitzen solle und daß diese Forderung vom amerikanischen Staatswesen wenigstens theoretisch bejaht wird, das war der gemeinsame Boden, auf dem sich dieser Individualist mit seinen Mitbürgern verständigen konnte. Im übrigen hat er für Politik und Parteiwesen keinerlei Interesse: 'Was man Politik nennt, ist vergleichsweise so oberflächlich und so außermenschlich (*"inhuman"*) heißt es hier; weiter unten prägt er das Wort *"infra-human"* im gleichen Sinne), daß ich tatsächlich niemals anerkannt habe, daß es mich überhaupt betrifft', heißt es im 'Leben ohne Grundsätze'<sup>30</sup>. Ein paar Jahre früher (Tagebuch vom 9. 11. 1851) vergleicht er die Politik mit einem mit Kies und Sand gefüllten Vogelmagen, in dem die beiden Parteien gegeneinander reiben. Und wie die Dyspeptiker ständig von ihrer schlechten Verdauung reden, so sprechen auch die Staaten dauernd von ihren Krankheitssymptomen — und mit welcher fragwürdiger Beredsamkeit: wie viel besser wäre es, statt der Dyspepsie etwas Eupepsie zu entwickeln und solch normale Dinge überhaupt nicht zu erwähnen<sup>31</sup>.

Thoreau ist also ebenso weit entfernt vom theoretischen Optimismus der Jeffersonschen Demokratie, die da glaubte, den Menschen schlechthin zur weisen Staatslenkung erziehen zu können, wie von der robusten Volksherrschaft eines Andrew Jackson, dessen 'Beutesystem' die politische Parallele zur allgemeinen Jagd nach Besitz und Reichtum jener Tage ist. Daß aber das System, das er schmähte und das ihn doch hervorgebracht, ihn nicht ohne Wohlwollen duldete, zeigt, daß ein Grundsatz echter Demokratie, der der freien Rede und Meinung, zu seiner Zeit jedenfalls unangetastet war.

Vorträge, einige Gedichte und wenige Aufsätze (in der üblichen Form längerer Buchbesprechungen) selbst veröffentlicht. Postum erschienen in den 60er Jahren vier Bücher, die alle den Untertitel 'Reisetagebuch eines Philosophen' führen könnten: *Excursions* 1863, *The Maine Woods* 1864, *A Yankee in Canada* 1866, *Cape Cod* 1864. Dazu noch eine Briefsammlung 1864. Auszüge aus den Tagebüchern erschienen 1881—92.

<sup>30</sup> *Walden Edition*, IV, 480 und 481.

<sup>31</sup> *'Journal'*, III (= *Works* IX, 103); wiederholt in den Schlußsätzen von *'Life without Principle'* (IV, 481—82).



Schwieriger ist Thoreaus Verhältnis zum Puritanismus zu erfassen. In Neuengland hatte um die Jahrhundertwende in den fortschrittlichen Kreisen kalvinistischer Theologie der Unitarianismus als Oppositionsbewegung gegen eine zu starre Orthodoxie immer mehr an Böden gewonnen, und auch Landgemeinden unterlagen dem unitarischen Einfluß. Viele liberal Gesonnene, darunter die meisten Thoreaus, traten aus der Kirche aus, um sich mit dem Transzendentalismus dem 'neuen Geist' und den 'Reformen' zuzuwenden. Auch Henry David Thoreau war kein Kirchenmitglied, und aus seiner Abneigung gegen organisierte Religionsformen und deren Hüter machte er kein Hehl. Die Religion, die ihm zusagt, ist eine 'Laienreligion'<sup>32</sup>. Gleichzeitig aber wendet sich sein vernünftiger Sinn gegen den damals gerade in Transzendentalistenkreisen viel gepflegten Spiritismus, und er wettet gegen 'diese Idioten' von Concord, die wahren Heiden, die da an Geisteroffenbarungen durch Tischrücken und Klopffzeichen glauben<sup>33</sup>. Ein humanes, praktisches Christentum erkennt er an, und Christus ist für ihn der 'Fürst der Reformatoren und Radikalen'; das Neue Testament, das zur Reue anspornt, zielt auf moralische Wahrheit<sup>34</sup>. Gegenüber dem verweltlichten, rein äußerlichen Christentum seiner Zeit aber verweist Thoreau immer und immer wieder auf die tiefe Philosophie, 'den weisesten Konservativismus' des alten Indiens, auf die Gesetze Manus, die Upanishaden und vor allem — an einer ausführlichen Stelle der 'Woche auf dem Concord' — auf die Bhagavad-Gita, den 'Gesang des Erhabenen', aus dem er charakteristischerweise zunächst Krischnas Rat zum Handeln hervorhebt. Denn die orientalische Art zu meditieren ist nicht die Weise des aktiven Okzidents. Zwar wird sich auch der — idealistisch gerichtete — Abendländer gelegentlich bewußt, daß seine glorreichste, wertvollste Erfahrung nicht in einer vergangenen oder zukünftigen Tat besteht, sondern in einem Gedanken, in einer Vision, einem Traum, der ihm irgend einmal flüchtig zuteil wird. Aber dabei bleibt es dann meist für den Mann des Westens. Wer schafft ihm auch nur eine wahre dauernde Vision? Und Thoreau selbst? 'Wie kann ich, der ich auf Erden ein Bleistiftmacher bin, mit den Göttern mich vereinen, ohne wahnsinnig zu sein?'<sup>35</sup>.

<sup>32</sup> 'Journal', VII, 239—40 (13. 3. 1841).

<sup>33</sup> Brief an seine Schwester Sophie Thoreau vom 13. 9. 52 (VI, 193).

<sup>34</sup> 'A Week on the Concord' (I, 142).

<sup>35</sup> Ebenda, I. 140 f., 145 f. — Die beste Darstellung des orientalischen Einflusses auf Thoreau bietet das obengenannte Werk von Arthur Christie, 'The Orient in American Transcendentalism: A Study of Emerson, Thoreau, and Alcott', New York 1932, S. 185—233.

Die puritanische Lebensauffassung jedoch, die mit der Atmosphäre Neuenglands gegeben war, hat Thoreau nie abgestreift. Ohne dogmatische Gebundenheit trug auch er jenen 'heroischen Gürtel', der das sittliche Leben des Puritaners stützte. Es ist daher nicht von ungefähr, daß er an der soeben erwähnten Stelle aus der 'Woche am Concord' das Neue Testament als 'höchst inhaltsträchtig und praktisch', als eine 'Stimme des Gewissens' anerkennt. Auch seine ästhetischen Wertungen mit ihrer Begrenzung auf strenge, ernste Gedankenliteratur unter fast völliger Vernachlässigung von Drama und Roman sind ebenso von puritanischem Ethos bestimmt wie seine ganze introvertierte Lebensführung. Zwar ist er den Sinneseindrücken so zugänglich wie jede echte Künstlernatur; aber er ist nicht sinnlich. In seinen Begegnungen mit dem anderen Geschlecht ist er von zarter, scheuer Zurückhaltung; in sexuellen Dingen legt er, nach den Andeutungen der Tagebücher, die strengsten Maßstäbe an sich an. Dabei ist er aber nicht prüde. Sein Aufsatz über 'Keuschheit und Sinnlichkeit' (*Chastity and Sensuality*) in einem Brief an einen Freund, September 1852<sup>36</sup>, mit der uralten Scheidung zwischen *love* und *lust*, Liebe und Begehrlichkeit, mag den Europäer an manchen Stellen gemeinplätzig oder herkömmlich bedünken; für ihn aber, in seiner engen, kleinstädtischen Umwelt, war es eine befreiende Rechenschaftsablage vor der eigenen nach Reinheit strebenden Seele.

## VI.

Thoreau war kein Dichter in dem umfassenden Sinne, den er selbst dem Worte beilegte, kein Dichter mit jenen transzendenten Eigenschaften, die er sogar an Goethe — dem bloßen 'Schriftsteller' (im Emersonschen Verstande) — vermißte. Er fühlte in sich die Diskrepanz nicht nur zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen, sondern auch zwischen der zu einem gewissen Grade realisierten persönlich-ethischen Lebensführung und seinen ästhetisch-dichterischen Formungen. Zwar hatte er noch im 'Walden' mehrere vielleicht nicht formvollendete, aber unmittelbar empfundene, schlichte Verse eingestreut (u.a. das schöne, wahrhaft metaphysische *'It is no dream of mine'* (Kap. IX; II, 215) und das vielgepriesene *'Light-winged smoke'* (Kap. XIII; II, 279); aber die klare Einsicht, daß es ihm versagt war, Leben und Dichtwerk zu göltiger Einheit zu verschmelzen, nötigte ihm schon 1841 (noch vor jeder größeren Veröffentlichung) jenes bedauernde Selbstbekenntnis ab, das er dann acht Jahre später in der 'Woche am Concord' wiederholte:

<sup>36</sup> *Works*, VI, 204 f.

'My life hath been the poem I would have writ;  
 But I could not both live and live to utter it'<sup>37</sup>.  
 'Mein Leben war die Dichtung, die ich schreiben wollte;  
 Doch konnt' ich es nicht leben und zugleich besingen.'

Gleichwohl bleibt Thoreau auch in formaler Hinsicht eine der markantesten Gestalten der klassischen amerikanischen Literatur. Als sorgfältig feilender Stilist, als hervorragender Sprachkünstler hat er, ähnlich wie Emerson, durch die für beide charakteristische Essayform auf Generationen amerikanischer Schriftsteller anregend gewirkt.

Zwar ist der äußere Aufbau all seiner Werke lose und wenig organisch. Dies ist nicht nur in der oben geschilderten Entstehungsweise aus Tagebuchbruchstücken begründet, sondern bis zu einem gewissen Grade auch in seinen eigenwilligen Kunstprinzipien. Er verschmähte es auch meist in seinen Vorträgen, streng gegliederte Predigten zu halten oder logisch deduzierte Lehren zu verkünden. Vielmehr gibt er uns Soliloquien über die eigene persönliche Lebenserfahrung, an der er uns teilhaben läßt, soweit sie ihm wertvoll erscheint. Wie Montaigne hätte auch er sich als '*saoûl de moi-même*' bezeichnen können. Literarisch steht er in der Linie der großen angelsächsischen älteren und neueren Essayisten. Der Kenner wird bei ihm häufig an den barocken Tonfall Thomas Brownes, den er gut kannte, erinnert, und die Parallelen zum Emersonschen Essaystil springen in die Augen.

Thoreaus essayistische Formgebung ist ganz wesentlich durch seine epigrammatische Technik bedingt, die er in dreifacher Form abwandelt. Unter Epigramm verstehen wir hierbei einen knappen, inhaltsschweren, geistreich geformten Satz, der hintergründige Zusammenhänge oft wie ein aufleuchtender Blitz erhellt. Einen solchen Satz stellt er einmal an den Eingang eines längeren Sinnabschnittes, häufig in der Form eines plastisch geschauten Bildes. In einem zweiten Fall wird ein Thema nach den verschiedenen Seiten hin zunächst in realistischen Einzelsätzen erörtert, und das Epigramm bildet einen wirkungsvollen Abschluß; dabei legt er gelegentlich eine wohlbekannte, längst abgegriffene sprichwörtliche Redensart zugrunde, verwendet sie im ursprünglichen Wortsinn und erzielt so eine begriffliche

<sup>37</sup> 'Journal', VII, 275. Vgl. zur Stelle auch F.W. Lorch, *Thoreau and the Organic Principle in Poetry*, in FMLA 53 (1938), S. 297, der eine bekannte Miltonstelle (*Apology for Smectymnaus*), die letztlich auf Longinus zurückgeht, hervorhebt und Canby, S. 38, 133, 466, der die spätere Variante in '*A Week on the Concord*' (I, 365: '*But I could not both live and utter it*') vergleicht.



Spannung mit unerwarteter Tiefenwirkung. Am charakteristischsten aber ist die Verwendung bildhafter, realistischer Epigramme im Verlauf der Erörterung subtiler Gedankengänge, die aus Thoreaus transzendentalistischer Grundhaltung entspringen. Hier eignet dem größeren Sinnzusammenhang eine gewisse Idealität, die zunächst durch die Häufung sinnlicher Einzelheiten der konkreten Erfassung durchaus zugänglich bleibt, bis gegen Schluß der Gedanke ins rein Metaphysische überspringt oder mit anderen geistigen Bezügen assoziiert wird. Häufig kehrt dann der Gedanke wieder zum realen Ausgangspunkt zurück, der dadurch einen neuen ethischen Sinn empfängt.<sup>38</sup>

Und wie in den betrachtenden Teilen seines Werkes, so entwickelt Thoreau auch in seinen Naturbeschreibungen eine ganz ausgeprägte Art, die ihn vom Sprachstil anderer Naturforscher deutlich unterscheidet. Wie schon angedeutet, beruhen diese Schilderungen auf einer ungewöhnlichen Schärfe der eigenen, bewußt geschulten Wahrnehmungsgabe, die dem natürlichen Instinkt der Indianer wenig nachgab. Hier handelt es sich nicht um genial hingeworfene, knappe Einzelbilder, etwa in der Art Walt Whitmans, dessen nebeneinanderstellende oder aufreihende Technik man mit der pointillistischen Malerei vergleichen könnte, sondern um die Verlebendigung des gesamten sorgfältig beobachteten Naturvorganges. Man untersuche etwa die Einzelzüge der berühmten Beschreibung des Ameisenkrieges im 12 Kap. von 'Walden' (II, 253 f.). Zwar tragen hier die vielen Gleichnisse aus der menschlichen oder epischen Sphäre zu einer gewissen Vermenschlichung des dramatischen Vorgangs bei, zwar beflügelt ein gewisses transzendentes Ethos und eine dichterische Empfindung all diese Bilder und strebt über das Konkrete

<sup>38</sup> Beispiele für diese dreifache Anwendung des gleichnishaften 'Epigramms' aus dem ersten Kapitel von 'Walden':

1. Fall (II, 21 f.; Epigramm zu Anfang des Absatzes):

'If your trade is with the Celestial Empire, then some small counting house on the coast ... will be fixture enough',

2. Fall (II, 75 f.; Epigramm als Abschluß, zugleich mit Doppelsinn der schwärzlichen Redensart):

Die Auseinandersetzung über nutzlosen, dem Staub verfallenden Tand endet mit dem Satz:

'When a man dies, he kicks the dust.'

3. Fall (II, 51 f.; Erörterung über Architektur, baulichen Zierat und dessen inneren Wert und symbolische Bedeutung). Beginn des sehr langen Absatzes:

'True, there are architects so-called in this country';

Schluß:

'When you have got my ornaments ready, I will wear them.'

Eine eingehende Untersuchung über Thoreaus Ausdruckskunst und Gleichnisstil ist in Marburg in Vorbereitung.

hinaus. Aber der genau geschilderte Vorgang selbst spielt sich doch gänzlich im tierischen Bereiche ab und meidet jede verschwommene Naturmystik. Ähnliches gilt auch von der sehr präzisen Beschreibung des 'ätherischen' Habichtsfluges (II, 348 f., Kap. 17), ja selbst von der anthropomorph-phantastischen Ausmalung des nächtlichen Konzerts der Ochsenfrösche (II, 139 f., Kap. 4). Überall obwaltet eine wesentlich realistische Kunstübung, der zwar mystische 'Korrespondenzen' im Sinne Emersons und der älteren Naturphilosophie nicht fremd sind und die sich gerne ins Geistige erhebt; stets aber bleibt der Ausgangspunkt der feste Boden der Erfahrung und ruht auf der tatsächlichen Beobachtung.

\*     \*     \*

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück und stellen nochmals die gewonnenen Erkenntnisse von Thoreaus persönlichem und literarischem Amerikanismus fest. Sein Lebenswerk gründet sich auf demokratische Unbekümmertheit und puritanisch bedingte Eigenwilligkeit, die auch jede formal-religiöse Bindung ablehnt. Seine Kunstübung erhebt sich auf dem Fundament des konkret Geschauten und Geschilderten ins Idealistische. Nichts Verschwommenes oder Unklares ist in dieser Gedankenwelt, die hergebrachte Formeln und Anschauungen in Zweifel zieht und es unternimmt, von der individuellen Erfahrung aus ins Allgemeine vorzudringen. Gelegentlich wird die begrenzte Umwelt allzu lokalpatriotisch überwertet; aber als Gegengewicht dazu ist wertvolles Gedankengut der antiken Klassiker und der neuentdeckten orientalischen Literatur in diese Vorstellungswelt eingegangen. So zeigt Thoreau innerhalb seines geistigen Horizontes in der Tat die wesentlichen Eigenschaften, die damals am Werke waren, das amerikanische Schrifttum von den letzten Fesseln kolonialer Abhängigkeit zu befreien und bodenständige, wahrhaft nationale Höchstleistungen zu entwickeln. Er träumte keiner exotischen blauen Blume nach, und wenn auch er 'seinen Wagen an einen Stern anspannte', so war es ein Neuengland-Fahrzeug, in dem er die Reise antrat:

'I cannot come nearer to God and Heaven  
Than I live to Walden even.'

## Defoe und Robinson

Zum 230jährigen Jubiläum des Robinsonromanes  
(1719 — 25. April — 1949).

Von Gerhard Jacob (Leipzig).

‘Märchen noch so wunderbar,  
Dichterkünste machen’s wahr!’  
Goethe.

Der *Robinson Crusoe* gehört wie der *Don Quijote* und *Gullivers Reisen* zu jenen unsterblichen Werken der Weltliteratur, die wohl jeder von uns in seinen Jugendjahren mit Begeisterung gelesen hat. In späteren Jahren aber haben sich die wenigsten von uns diese Werke wieder vorgenommen. Man glaubte, auf sie in wohlwollender Geringschätzung herabblicken zu können als auf eine Lektüre, die man zwar der Jugend, aber nicht dem gereiften Alter vorsetzen dürfe. Um so mehr werden alle die erstaunt gewesen sein, die dieser Mode nicht folgten und auch in ihren reiferen Jahren und selbst auf der Höhe ihrer Lebenserfahrungen zu diesen Werken wieder griffen, um sie noch einmal zu lesen. Sie fanden dann, daß es — vor allem vom Robinson Crusoe — umfangreiche Gesamtausgaben gibt, die ihnen viel mehr boten als die inhaltlich so sehr gekürzten und entstellten, wenn auch reich bebilderten Jugendausgaben.

Es muß in der Tat etwas wahrhaft Großes an diesem Robinson Crusoe sein, der so oft nachgeahmt, geändert und umgeformt wurde und dennoch geblieben ist, was er von Anfang an war: eine der größten Schöpfungen des Menschengeistes, der hier eines der schönsten ‘Wirklichkeitsmärchen’ schuf.

Nicht weniger als 36mal ist der *Robinsonstoff* als Oper, Operette, Singspiel, Drama, Posse und Ballett bearbeitet worden. Es gibt einen *Robinsonfilm* in deutscher, italienischer und russischer Sprache. Unser Zeitalter des Rundfunks hat auch seinen *Radio-Robinson*, womit aufs neue die ungeheure Formungsfähigkeit des Stoffes bewiesen wurde. So ist der Robinson schließlich zu einem *Weltmythos* geworden. Jedes Land, jedes Volk, ja beinahe jeder Mensch, der, auf sich allein gestellt, sich durchs Leben schlagen muß, hat seinen Robinson. Und wie es bei solchen sagenhaften Gestalten zu gehen pflegt: man hat



vergessen, wer sie schuf. Jeder kennt den Robinson, doch seinen geistigen Schöpfer, wer kennt ihn?

Der Verfasser des unsterblichen Robinsonromanes ist der englische Schriftsteller *Daniel Defoe* (1660—1731), ein Mann aus dem einfachen Volke. Diese Tatsache ist äußerst wichtig. Der Robinson ist bekanntlich eines der beliebtesten und verbreitetsten Volksbücher in der ganzen Welt. Es ist — wie der französische Defoeforscher *Paul Dottin* sagt — kein geschriebenes, sondern ein gesprochenes Buch, gesprochen in der ungekünstelten Sprache der Volksschicht, aus der Defoe stammte: dem *Kleinbürgertum*. Gerade das einfache Volk sah im Robinson sein eigenes Schicksal abgebildet, wie so mancher arme Teufel in Not und Elend durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit sich über Wasser halten mußte. Selbst ein erbitterter Gegner und scharfer Kritiker Defoes, *Charles Gildon*, mußte bekennen: 'Es gibt kaum ein einziges armes Weib, das nicht gern einige Pfennige bei Seite legte in der Hoffnung, am Ende des Monats den bewundernswerten Robinson Crusoe sich anschaffen zu können.'

Wir haben an anderer Stelle<sup>1</sup> hervorgehoben, daß die neuere Defoeforschung in Defoe nicht nur den berühmten Robinsondichter, sondern auch den genialen Politiker, den verantwortungsbewußten Journalisten, den kühnen Sozialreformer und den unermüdlichen Erzieher der Menschheit würdigt. Alle diese Gesichtspunkte müssen auch bei einer kurzen Betrachtung seiner Lebensgeschichte und seines Robinsonromanes berücksichtigt werden. Die neuere Literaturgeschichtsforschung (*William T. Laprade*) hat nachgewiesen, daß Defoe in England das Opfer einer literarischen Clique war, die vor mehr als 200 Jahren bestimmte, daß kein Schriftsteller des Zeitalters der Königin Anna (1702—1714) berühmt werden sollte außer ihnen selbst und ihren Freunden. Noch heute spiegelt sich diese Haltung jener Clique in einem neueren großen Werke über Swift und seine Zeit wider, worin Swifts großer Zeitgenosse Defoe nicht einmal in einer Fußnote erwähnt wird. Ganz genau so ist es bei uns in Deutschland, wo über Defoes große Zeitgenossen Swift und Locke viel mehr veröffentlicht wird als über ihn selbst, obwohl doch gerade er, Daniel Defoe, mit seinem gesunden Optimismus und seinem nimmermüden sozialen Reformsinn uns viel mehr zu sagen hat als der pessimistische Satiriker Swift, den der Ruhm seines von ihm verachteten, weil gesellschaftlich unter-

<sup>1</sup> Daniel Defoe im Lichte der neueren Forschung. In: *English Studies* (Defoe Memorial Number), Amsterdam, April 1931.

ihm stehenden Zeitgenossen Defoe nicht schlafen ließ, bis auch er ein Volksbuch (Gullivers Reisen) geschrieben hatte.

Daniel Defoe selbst hat über seinen bewegten Lebenslauf einmal folgende Verse geschrieben:

‘Kein Mensch ward so vom Mißgeschick erlesen:  
Dreizehnmal arm und wieder reich gewesen.’

Er war der Sohn eines Londoner Kerzenfabrikanten und seinem Glauben nach *ein Dissenter*, d. h. einer, der nicht zur englischen Staatskirche gehörte und daher vom Besuch der Universität, von der Verleihung mit Staatsämtern und vom Aufrücken in die höhere Gesellschaftsschicht ausgeschlossen war. Für die Laufbahn eines Geistlichen auf der Dissenterakademie in Stoke Newington vorgebildet, wurde er — ungehorsam wie Robinson gegenüber dem Rate seines Vaters — Kaufmann und machte als solcher große Reisen in Westeuropa und Großbritannien. Familienvater von sieben Kindern, wurde er später Ziegeleibesitzer und war Rechnungsführer der Kgl. Britischen Glaszollkommission, aber nur unter dem toleranten Wilhelm III. von Oranien (1688—1702), dessen vertrauter Berater er war. Als dieser englische König wegen seiner ausländischen Abstammung heftig angegriffen wurde, verfaßte Defoe ein satirisches Spottgedicht auf den ‘echten Engländer’ (*The true-born Englishman*, 1701), worin er sich vor allem gegen die Konservativen (Tories) wandte und nachwies, daß die Engländer gar keinen Grund haben, auf ihre angebliche Rassereinheit stolz und mit der holländischen Herkunft ihres Königs unzufrieden zu sein. Denn sie selbst seien das am buntesten zusammengewürfelte Mischvolk auf Erden, zu dessen Entstehung Römer, Gallier, Griechen, Lombarden, Sachsen, Dänen und eine Menge anderer Völker beigetragen haben. In wenigen Tagen wurden 80 000 Blätter dieser politischen Satire verkauft, und der Verfasser ward mit einem Schlage der Liebling des Volkes und der Schützling seines Monarchen. Viele Stellen aus dieser Satire, die Drydens politische Satiren bei weitem übertrifft, wurden oft zitiert und beweisen Defoes demokratische Grundeinstellung, die er zeit seines Lebens beibehalten und verfochten hat:

‘Ein echter Engländer — ein Widerspruch  
Ironisch klingt’s, wie Hohn und Trug.’

‘Titel sind Schatten, Kronen null und nichtig,  
Der Untertanen Wohl allein ist wichtig.’

Später war Defoe wiederholt Agent im Dienste der Regierung, besonders bei der schottisch-englischen Union im Jahre 1707,

die ohné seine hervorragende Hilfe 'in dieser kritischen Stunde nicht zustande gekommen wäre'. Im Jahre 1702 erschien seine berühmteste politische Streitschrift: 'Der kürzeste Weg, um mit den Dissentern fertig zu werden', worin er die Hochkirchlichen scharf angriff. Diese merkten anfangs die Verhöhnung gar nicht; denn Defoe hatte, wie einst *Blaise Pascal*, die Sprache seiner Gegner nachgeahmt. Seine Worte und Gedanken waren die der hohen Geistlichen. Als diese dann sahen, daß sie das Opfer einer gelungenen Täuschung geworden waren, wurde Defoe verfolgt. In dem damals gegen ihn erlassenen Steckbrief (10. Januar 1703) besitzen wir die einzige vorhandene Beschreibung seines Äußeren: Der Steckbrief lautete:

'Er ist ein magerer Mann in mittlerem Alter, etwa 40 Jahre alt, von brauner Gesichtsfarbe und mit dunkelbraunem Haar, doch trägt er eine Perücke. Seine Nase ist gebogen, sein Kinn spitz, die Augen sind grau, und neben dem Mund hat er ein großes Muttermal. Er wurde zu London geboren und war jahrelang Wirkwarenfabrikant in Freeman's Court, Cornhill; jetzt ist er Besitzer der Ziegelei bei Tilbury Fort in der Grafschaft Essex.'

Defoe stellte sich selbst und wurde zu Pranger und Gefängnis verurteilt. Er mußte an den drei letzten Tagen des Juli 1703 an drei öffentlichen Plätzen in London am Pranger stehen. Das Volk aber jubelte ihm, dem mutigen Schriftsteller und bekannten Kaffeehausredner, begeistert zu. Am Morgen vor seiner ersten Prangerstellung hatte Defoe im Gefängnis eine *'Hymne an den Pranger'* gedichtet, in der u. a. die ergreifenden Worte zu lesen sind:

'Mauern von Stein sind kein Gefängnis,  
eiserne Stäbe sind kein Käfig;  
frei ist die Seele des Schuldlosen  
hinter Gitterwerk und Quadersteinen  
und findet da eine friedliche Einsamkeit!'

Als dann Defoe im Gefängnis saß, aus dem er durch Vermittlung des Ministers *Robert Harley* 1704 freigelassen wurde, schrieb er ein Dutzend neuer politischer Flugblätter und begann mit der *Herausgabe der ersten englischen Zeitschrift, der Review*, in der er auch der Schöpfer des Leitartikels und des Feuilletons wurde. Mit Hilfe dieser Zeitschrift, die er bald zehn Jahre lang (1704—13) allein redigierte, wollte Defoe die öffentliche Meinung zugunsten der Regierungspolitik beeinflussen. Sein Ziel war, die Einseitigkeit eines unduldsamen Parteiregiments zu vermeiden und die Regierung auf die Vernünftigen und Gemäßig-



ten beider Parteien zu stützen. Entscheidend für Defoes Auffassung von Volk und Volksvertretung war das Schicksal der *Kentischen Petition* (1701) gewesen, mit deren Hilfe im Sinne Defoes die Politik König Wilhelms III. von Oranien unterstützt, die parlamentarische Opposition gegen den König bekämpft und somit der Stimme des Volkswillens Gehör verschafft werden sollte. Als die fünf Abgeordneten der Grafschaft Kent wegen dieser Petition, die für einen unerhörten Eingriff in die Souveränität des Parlaments gehalten wurde, verhaftet worden waren, erschien Defoe selbst im Unterhaus unter dem Schutze von 15 schwerbewaffneten Edelleuten und überreichte dem Sprecher des Hauses, Robert Harley, eine Denkschrift, die mit den Worten unterzeichnet war: 'Unser Name ist Legion und wir sind viele.' 200 000 englische Bürger standen hinter dieser Denkschrift (*Legion's Memorial*), die eine unmittelbare Erklärung der Volksrechte gegenüber dem Parlament darstellte. Verlangt wurde Freilassung der Verhafteten und Unterstützung der Politik des Königs. Das Volk habe ein Recht, die Volksvertretung zur Rechenschaft zu ziehen. Die von Defoe beabsichtigte Wirkung trat ein: das Unterhaus gab nach. Auf Drängen des Volkes löste der König das Parlament auf, und die Neuwahlen erbrachten eine Unterhausmehrheit für die Politik des Königs. *Defoes Staatstheorie* sehen wir auch im *Robinson Crusoe*, wo der Akt einer Staatsgründung beschrieben wird. Robinsons Inselstaat wird von seinen Bewohnern als 'Commonwealth' eingerichtet. Sie konstituieren sich, ähnlich wie in einer englischen Freibriefkolonie, in völliger Verfassungsautonomie zu einem selbständigen Gemeinwesen, dessen Repräsentant nach außen Robinson ist. Es würde hier zu weit führen, wollten wir die Quellen der Defoeschen Staatslehre aufsuchen. So viel steht fest, daß *John Locke* — wie die neuere Forschung ergeben hat — für die Hauptelemente der Defoeschen Lehre nicht in Betracht kommt. Defoe unterscheidet sich von Locke ganz wesentlich dadurch, daß er im Gegensatz zu diesem das Volk, die Gesamtheit der Konstituenten, auch innerhalb des konstituierten Staates das Recht ausüben läßt, außerhalb des Parlaments politisch aktiv zu werden, während Locke in Übereinstimmung mit den beiden anderen bekannten englischen Staatstheoretikern des 17. Jahrhunderts (*John Milton* und *Algernoon Sidney*) die ursprüngliche Souveränität der Volksgesamtheit logisch voraussetzt, im Verlauf der politischen Konstruktion aber diese Volkssouveränität aus bewußtem Opportunismus umbiegt in die vorherrschende Richtung der Volksrepräsentation, des Parlaments. Die tieferen Hintergründe der Staatslehre Defoes liegen in seiner politischen,

wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung. Vergessen wir nie, daß in Defoe, dem Dissenter, das politische Erbgut der puritanischen Revolution lebendig wirksam war. *Defoe predigte die Aktivität der Massen* (vgl. Kentische Petition), ihm entsprachen die Theorien der Volkssouveränität und der Delegationslehre; denn sie garantieren die politische Vormacht der Mittelschichten.

Der Leipziger Staatsrechtslehrer *Richard Schmidt* (1862 bis 1944) hat das Verdienst, als erster nachgewiesen zu haben, daß *Defoe es war, der den 'Volkswillen zum realen Faktor im englischen Verfassungsleben' erhoben hat*. In der Tat wird man der Größe des Defoeschen Genies nicht gerecht, wenn man Defoe nur von philologisch-literarhistorischer Seite als den großen Robinsondichter betrachtet. Defoe lebt gewissermaßen im Schatten seines großen Ruhmes weiter. Über seinem Robinson hat die Nachwelt seine anderen großen Werke und Verdienste vergessen. Defoe besaß ein *'génie du nouveau'*, an dem er, wie so viele andere großen Reformer, schwer zu leiden hatte — ein Genie, das an allem Feuer fing. Man könnte ihn in dieser Hinsicht mit *Pestalozzi*, *List* und *Harkort* vergleichen. In allen Schriften Defoes verspüren wir etwas von jener mit der Macht einer Elementargewalt wirkenden inneren Stimme, die dem Autor immer wieder eingibt zu helfen, zu bessern, zu bekehren, zu beraten und zu belehren, zu warnen und zu ermahnen, zu fördern und — zu erziehen! Einer der schönsten Beweise für *Defoes Sozialreformatum* ist sein berühmter Essay on Projects (1697). In diesem seinem allerersten Buche befürwortet Defoe die Errichtung von Banken, Sparkassen, Feuer-, Hagel-, Unfall-, Invaliden- und Altersversicherungen, von Handelsgerichten und Irrenhäusern sowie die Verstaatlichung des Seewesens und die Förderung der Frauenerziehung. Auch als sein Essay on Projects schon längst erschienen war, hat sich Defoe weiterhin unermüdlich mit allen möglichen Projekten beschäftigt, mit der Ausrottung der Straßenräuber, der Verschönerung Londons, der Förderung des englischen Handels, mit der Vereinigung (Union) Schottlands und Englands, deren ausgezeichnete Geschichtsschreiber er wurde<sup>2</sup>, mit der Thronfolge des Hauses Hannover, mit der Förderung einer gesunden Armenpolitik usw. Ohne Zweifel verbürgt ein wahrhafter Reformersinn auch politischen Sinn; denn Politik ist

<sup>2</sup> In seiner *History of the Union* (1709) schreibt er u. a.: 'Ich war niemals ein Freund des Parteiwesens, sondern habe stets mit dem größten Eifer die wahren Interessen dieser Nation und aller Nationen — d. h. die Wahrheit und die Freiheit — verfochten. Wer dieser Partei angehört, ist allerdings mein Parteigenosse.'

Veränderung der Verhältnisse, soweit diese durch bewußte Menschenhandlungen zu ändern sind. *Alle fruchtbare Politik ist Aufbau und nicht Meinung.* Immer wird es sich darum handeln, auf Grund des Gewordenen und Gegebenen etwas Neues zu schaffen. *Defoe war ein politisches Genie und ein Sozialreformer ersten Ranges.* Sein Leben und seine Werke beweisen es. Auch in seinem Robinson sehen wir ihn als einen klugen Realpolitiker, der erfüllt ist von hohem sozialem Verantwortungsbewußtsein für seine Mitmenschen.

Defoe stand in seinem 59. Lebensjahr, als er den *Robinson Crusoe*, seinen ersten Roman, schrieb. Am 25. April 1719 erschien das Werk bei dem Londoner Verleger William Taylor ohne Nennung des Verfassers. Dieser erhielt für seine Arbeit 10 Pfund Sterling. Als der Verleger 1724 starb, war er durch den Robinson ein reicher Mann von 50 000 Pfund Vermögen geworden. Bereits am 12. Mai 1719 erschien eine zweite, am 6. Juni eine dritte und am 8. August eine vierte Auflage. Noch im selben Jahre ließ Defoe, von dem Erfolg ermutigt, eine allerdings weit weniger gute Fortsetzung seines Buches unter dem Titel 'Die weiteren Abenteuer des Robinson Crusoe' und 1720 einen 3. Band erscheinen, der 'ernsthafte Betrachtungen' religiös-sittlicher Art enthielt. Im Jahre 1720 erschienen auch schon eine französische, holländische und deutsche Übersetzung. Es folgten weitere Übersetzungen in fast 30 Sprachen, darunter in: Italienisch (1731), Spanisch (1835), Finnisch (1847), Ungarisch (1858), Portugiesisch (1863), Russisch (1886) und in außereuropäischen Sprachen: Arabisch (1835), Bengali (1852), Malaiisch (1875), Persisch (1878) und Sudanesisch (1879). Somit ist der Robinson neben der Bibel das am weitesten verbreitete und am meisten gelesene Buch auf der ganzen Welt geworden. Es ist heute noch wie bei seinem ersten Erscheinen ein echtes Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes.

Am bekanntesten ist bei uns die Robinsonbearbeitung für die deutsche Jugend durch *Joachim Heinrich Campe*, den Erzieher der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt. Die Bilder der späteren Auflagen seiner Robinsonausgabe, die er 'Robinson der Jüngere' (1779—1780) nennt, stammen von dem Dresdner Meister *Ludwig Richter*. Campe war zu seiner Bearbeitung angeregt worden durch *Rousseaus Werk Emile* (oder: Über die Erziehung) 1762, wo es im 3. Buche vom Robinson heißt: 'Dieses Buch wird das erste sein, das Emil lesen soll, es wird lange seine ganze Bibliothek ausmachen ... Es wird bei unserer Weiterbildung der Prüfstein für die Höhe unseres Urteils werden; und



*solange unser Geschmack nicht verdorben ist, wird uns das Lesen dieses Buches immer Vergnügen machen.'*

Nachdem die älteste deutsche Robinsonübersetzung von *Ludwig Friedrich Vischer* (Hamburg 1720) in Deutschland genügend verbreitet war, begann ein Robinsonfieber in Erscheinung zu treten, das mit dem Wertherfieber in unserer Literatur verglichen werden kann. Es kamen die vielen Nachahmungen (*Robinsonaden*) auf den Markt, von denen die bekannteste die '*Insel Felsenburg*' von *Johann Gottfried Schnabel* (1731—1743) ist, die mehrere Bearbeitungen, darunter auch eine von *Ludwig Tieck*, erfuhr. Die '*Insel Felsenburg*' ist die phantasievollste und selbständigste aller Robinsonnachahmungen. Sie bringt außerdem neue Momente (z. B. das erotische) in den Robinsonstoff hinein und gibt so dem Robinsonmotiv eine ganz neue Wendung. In der '*Insel Felsenburg*' wird zum ersten Male die folgerichtige Entwicklung der Einsiedlergemeinschaft zu einem idealen Staatswesen gezeigt. Damit vollzieht Schnabel die *Verbindung von Robinsonade und Utopie*. Wie sehr Schnabels Buch den geheimen Wünschen seiner Zeit entgegenkam, beweisen die zahlreichen Übersetzungen und Nachahmungen, die es erfuhr. Abgesehen vom Robinson Crusoe selbst, hat wohl kein Werk vor Goethes Werther einen so starken Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt wie gerade dieses.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erschien durchschnittlich in jedem Jahr eine neue Robinsonade, so daß 1760 — hundert Jahre nach Defoes Geburt — in Deutschland 40 solcher Nachahmungen gezählt wurden, darunter der brandenburgische, böhmische, sächsische, schlesische, schwäbische, thüringische, westfälische und preußische Robinson.

Die ersten Fragen, die sich der kritische Verstand nach der Lektüre des Robinson vorlegt, lauten: *Hat Robinson gelebt, und wo liegt seine Insel?* Die frühere Ansicht, als sei die Erzählung des schottischen Matrosen *Alexander Selkirk* die Quelle des Robinson Crusoe, ist längst widerlegt. Diese Erzählung, die in *Steele's* Zeitschrift '*The Englishman*' 1712 veröffentlicht wurde, gab Defoe nur eine Anregung. Selkirk lebte viereinhalb Jahre (1704—1709) auf Mas-a-tierra, einer Insel in der Juan Fernandez-Inselgruppe unweit der chilenischen Küste. Schon 20 Jahre vor ihm hatte dort ein halbzivilisierter Moskito-Indianer namens *Robin* ein Einsiedlerleben geführt. Defoe verwandelte diesen Namen für seinen Romanhelden in Robinson und verlegte die Insel von der Südwestküste an die Nordostküste Südamerikas vor die Mündung des Orinoko im heutigen Venezuela. Aus dieser mit dichterischer Freiheit vollzogenen geographischen Verände-

rung der Insellage erklärt es sich, daß wir im Robinson von Ziegen, Weinreben und vom Zuckerrohr lesen, die nicht in der tropischen Gegend der Orinokomündung, sondern in der subtropischen Welt von Juan Fernandez zu finden sind, wohin sie von den Spaniern seit der Entdeckung dieser Inselgruppe 1563 gebracht worden waren.

Das Inselmotiv ist so alt wie die Schifffahrt selbst und daher in der Weltliteratur schon vor Defoe oftmals behandelt worden. Man denke z. B. an die antike *Philoktetes*-Sage in *Sophokles'* gleichnamiger Tragödie, an *Sindbad den Seefahrer* in Tausend-undeine Nacht oder an *Grimmelshausens* 6. Buch des abenteuerlichen *Simplizissimus* (1668), des deutschen Vorläufers vom Robinson Crusoe. Zum erstenmal aber sehen wir bei Defoe das Inselmotiv 'in voller Breite der Behandlung' als Kernidee im Mittelpunkt des ganzen Romans stehen.

Liest man Defoes Vorwort zur ersten Robinsonausgabe, so fällt einem sofort auf, daß hier ein Roman als Tatsachenbericht bezeichnet wird. Das war damals Mode und ist es heute wiederum. So steht das uralte Problem von 'Dichtung und Wahrheit' am Beginn einer Deutung auch dieses Romanes. *John Robert Moore* hat darauf hingewiesen, daß Defoes Begriff von historischer Wahrheit in seinen Romanen in vieler Hinsicht gleich dem von *Walter Scott* ist. *Walter Scott* hat als erster in der englischen Literaturgeschichte Daniel Defoe als Meister des Prosaromanes gewürdigt und ihn sogar den 'Dichter in Prosa' genannt. Defoe und Scott besaßen beide in einem seltenen Maße die Gabe, in die historische Vergangenheit derartig einzudringen, daß sie sich mit den von ihnen beschriebenen Romanhelden völlig zu identifizieren wußten. Defoes oft geltend gemachter Anspruch, daß seine Erzählungen wahr seien, ist durchaus nicht bloß ein Trick, um den Absatz seiner Bücher zu steigern; in einem weiteren Sinne des Wortes sind seine Geschichten wirklich wahr. Defoe machte nicht nur Gebrauch vom besten verfügbaren Quellenmaterial, sondern er besaß auch einen lebendigen Sinn für die jeweils gegebene Wirklichkeit, die ihm zur zweiten Natur wurde. Der vollendete Ausdruck für dieses Selbstaufgehen in der neuen Umwelt ist nach unserem Dafürhalten die von Defoe bevorzugte Ich-Form der Erzählung, durch die er die Glaubwürdigkeit seiner Geschichten erhöht. Gesteigert wird dieser Eindruck der Echtheit und Wahrheit noch dadurch, daß man — wie im Robinson — glaubt, eine Urkunde vor sich zu haben. Defoes neuester Biograph *James Sutherland* betont, daß diese Art der Selbstdarstellung (impersonation) ein Hauptmerkmal von Defoes Schriftstellertum ist. In allen seinen Romanen befolgt er dieselbe

Methode: er schafft sich eine Hauptperson und schlüpft dann selbst in deren Schuhe. Er ist auf diese Weise imstande, vollkommen den Charakter der Person anzunehmen, die er beschreibt. In den 'Denkwürdigkeiten eines Kavaliere' (1721) schildert er die Bürgerkriege zwischen Puritanern und Kavalieren mit der Deutlichkeit eines Augenzeugen, so daß noch 50 Jahre später der Minister Lord Chatham jenen Roman als echte Urkunde aus der Zeit König Karls I. benutzte. Moore hat ferner nachgewiesen, daß '*Robert Drurys Journal*' (1729), das die Missionare des 19. Jahrhunderts als den besten Bericht über die Eingeborenen auf Madagaskar, nicht zuletzt auch wegen seines englisch-madagassischen Wortschatzes, priesen, und die früher dem Kapitän *Charles Johnson* zugeschriebene berühmte *Geschichte der Seeräuber* (1724) von Defoe verfaßt worden sind. Beide Werke waren für *Walter Scott* (Die Seeräuber) und *Robert Louis Stevenson* (Die Schatzinsel) die Hauptquellen ihrer Kenntnis vom Seeräuberwesen, das auch im *Robinson* eine Rolle spielt. Dies sind nur einige wenige Beispiele für das Problem 'Dichtung und Wahrheit' bei Defoe. Für den *Robinson* aber dürfte wohl die Feststellung zutreffen, daß hier die kühne Phantasie des an der Schwelle des 60. Lebensjahres stehenden, vielerprobten Defoe eine ewige Wahrheit in diesem 'Wirklichkeitsmärchen' geboten hat, dessen menscheitskindlicher Reiz in dem Erstlingszauber ruht, mit dem wir an einem auf einsamer Insel ganz auf sich allein gestellten Menschen alle die uns vertrauten Dinge der alltäglichen Umwelt und ihrer Beziehungen zu Mensch und Tier in ihrer ursprünglichen Entwicklung noch einmal miterleben.

Was die Stellung des *Robinsonromanes* in der europäischen Geistesgeschichte und in Defoes eigener Lebensgeschichte anbetrifft, so müssen wir vor allem bedenken, daß Defoe nach Herkunft und Wirksamkeit zwei Zeitaltern angehörte: dem *Zeitalter des Puritanismus* und dem der *Aufklärung*. Puritanisch war sein Elternhaus, puritanisch seine Erziehung. Als kleiner Junge schrieb er sich beim Abschreiben der Bibel die Finger wund. Und an der Bibel bildete sich sein Stil. Andererseits stehen schon die ersten aufsehererregenden Schriften Defoes am Anfang des Aufklärungszeitalters. Die Jahrhunderte, die dem Aufklärungszeitalter Defoes vorangehen und in die — wirtschaftsgeschichtlich gesprochen — die Epoche des Frühkapitalismus fällt, sind auf allen Gebieten der menschlichen Kultur von einer unerhörten Fruchtbarkeit des Erfindens und Gestaltens (vgl. Defoes 'Essay on Projects' 1697). Das expansive Weltgefühl der Renaissance führte ein neues Geistesleben herbei. Die durch die Entdeckungsfahrten geschaffene neue Umwelt ergab eine Fremd-



heit gegenüber der eigenen Natur. Mensch und Gott wurden in einer neuen kritischen Einstellung auf ihr Wesen hin geprüft. Der Geist des Zweifels regte sich und gab den Anstoß zur Forschung und zum Fortschritt. Es begann die Emanzipation wenigstens der geistig empfänglichen Kreise von dem Drucke und Wuste überkommener Dogmen und Institutionen, die Loslösung von der Gewalt fremder Autorität, die Wendung zum selbständigen Denken, zur Subjektivität. Als Maßstab wurde das eigene Urteil anerkannt. Dieser neue Geist rief auf dem Gebiete der Religion große Umwälzungen hervor. Die Anerkennung des eigenen Urteils führte dazu, auch die Meinung von Andersgläubigen zu achten. Das bedeutete aber nichts Geringeres als den *Anfang der Toleranz*, die erst im 18. Jahrhundert ihre Triumphe feiern sollte. Wir sehen an Defoes Leben, wie sehr damals die Geschehnisse des einzelnen durch seine religiöse Stellung bestimmt wurden. Großen Einfluß hat dann der *religiöse Liberalismus* auf das wirtschaftliche Verhalten der einzelnen genommen. Hier sei nur so viel gesagt, daß dieselben Dissenter, die für ihre Gewissensfreiheit kämpften, auch die Begründer des *ökonomischen Liberalismus* wurden.

Ein neues Publikum begann den literarischen Geschmack zu bestimmen. 'Die Zeit war reif geworden für den Dichter der selbstbewußten kaufmännisch-kleinbürgerlichen Welt, der er selbst entstammte: Daniel Defoe.' Man hat gesagt, Defoes Robinson Crusoe sei der typische Ausdruck der Aufklärungszeit mit ihrem Optimismus des Fortschrittes und Wohlstandes. Und in der Tat liegt in der Tatsache, daß Robinson sich aus dem Nichts eine Welt schaffen kann, im Grunde nichts anderes als die ins Praktische übertragene Theorie der Aufklärung. Es wird in dem Roman gezeigt, daß jeder Mensch — kraft seiner Vernunft — imstande ist, so zu handeln wie Robinson. Andererseits zeigt sich, worauf *Herbert Schöffler* (1888—1946)<sup>3</sup> hingewiesen hat, ganz deutlich, daß der Robinson geistesgeschichtlich in die Entwicklungsreihe der religiösen Erbauungsbücher gehört, an deren Ende er den Übergang zum modernen Roman vollzieht. So sehen wir z. B. in Robinsons schrecklicher Vision des ihm zürnenden Gottes ganz deutlich den Einfluß von *John Bunyan* (1628—1688), der neben Defoe als puritanischer Stammvater des modernen Romans genannt werden muß.

Aus Defoes eigener Lebensgeschichte muß zum Verständnis des Robinson auf ein Werk hingewiesen werden, das als das aller-

<sup>3</sup> *Herbert Schöffler*, Protestantismus und Literatur. Neue Wege zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1922.

erste Buch Defoes, der bis dahin nur Flugschriften veröffentlicht hatte, besondere Beachtung verdient. Es ist sein *Essay on Projects* (1697), in dem er, seiner Zeit weit vorausseilend, viele moderne soziale Gedanken propagiert, die später z. T. auch verwirklicht wurden. Man hat diesen Essay als *'eine außerordentlich wichtige Quelle für den Beginn der Weltepoche des Kapitalismus'* bezeichnet. Einer der größten sozialen Wohltäter der Menschheit, *Benjamin Franklin*, schreibt diesem Buche einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes Leben zu. In meiner Arbeit über Defoes *Essay on Projects* (Leipzig, Tauchnitz 1929)<sup>4</sup> habe ich auf den äußeren und inneren Zusammenhang hingewiesen, der zwischen diesem Buch und dem Robinsonroman besteht. Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bildeten in Europa und besonders in England die erste große, moderne Spekulationsperiode, die am Ende des 17. Jahrhunderts in England durch die anormalen Verhältnisse während des Krieges mit Frankreich (1689—1697) vorbereitet wurde. Mitten in diese Zeit der kapitalistischen Hochflut fällt sowohl die Entstehung des Essays (1697) als auch die des Robinson Crusoe (1719). In beiden so verschiedenen Werken spiegeln sich dieselben Grundtendenzen der großen Wirtschaftsentwicklung wider. Genau wie sich Defoe in den einleitenden Kapiteln seines Essays gegen die unehrlichen, spekulierenden Projektenmacher ausspricht, so wird auch im Robinson diese Projektenmacherei als das Gegenteil gesunder Geschäftsprinzipien hingestellt. Einen inneren Zusammenhang zwischen dem Essay und Robinson erkennen wir darin, daß sich in beiden Werken — trotz ihrer stofflichen Verschiedenheit — der Verfasser von derselben geistigen Struktur zeigt. Genau wie Robinson in seiner Einsamkeit auf allerhand Mittel sinnt, um sich zu helfen, so schmiedet auch Defoe als einsamer, in der Verbannung lebender Bankrotteur viele Pläne, die zwar seinem Vaterland und der Menschheit dienen, aber doch auch ihn selbst über seine mißliche Lage hinwegtrösten sollen. Beide Male also ein in der Not nicht verzagender, sondern kühn erfindender und schaffender, sich selbst und auf Gott vertrauender Mensch. Bei diesem Erfindersinn läßt sich ein phantastisches Moment nicht verkennen. Auch der kühn kombinierende kaufmännische Unternehmmergeist hat immer etwas von einer die Wirklichkeit verlassenden, Raum und Zeit bezwingenden Intuition in sich. So finden wir die für Defoe so charakteristische Mischung von nüchternem Scharfsinn und reicher Einbildungskraft in beiden Werken wieder. Auch

<sup>4</sup> Vgl. die Kritik von Karl Brunner in dieser Zeitschrift Bd. 161 (1932), Heft 1 u. 2.

stilgeschichtlich betrachtet ist der Essay in vieler Hinsicht ein Vorläufer des Robinson. In beiden Werken finden wir Defoes Vorliebe z. B. für Detailschilderungen, Zahlenangaben, Beispiele, Sprichwörter und Dramatisierungen, die alle als virtuos gehandhabte Stilmittel seine realistische Darstellungskunst erhöhen.

Was das Kernproblem des Robinson anbetrifft, die Frage nach den inneren Ursachen, die Defoe gerade zur Bearbeitung des Selkirk-Motives bestimmten, so scheint mir unser größter deutscher Robinsonforscher *Hermann Ullrich* (1850—1932)<sup>5</sup> das Richtige getroffen zu haben. Diese tieferen Hintergründe des Robinson sieht er im ureigenen, persönlichen, inneren Erleben des Verfassers. Ullrich führt den Nachweis, daß für das Motiv von Robinsons Flucht aus dem Elternhause, für seinen Inselaufenthalt und für seine späteren abenteuerlichen Reisen, also für all das, was uns ihn zu dem berühmten Robinson der Weltliteratur macht, kaufmännische Überlegungen, wie sie *Gustav Hübener* in seiner Theorie vom 'Kaufmann Robinson Crusoe' anstellt, nicht in Frage kommen. In demselben Sinne äußerte sich bereits *Stevenson*, der ebenso wie viele andere große Schriftsteller (*Richardson*, *Smollett*, *Goldsmith*, *Fielding*, *Scott*, *Borrow*<sup>6</sup>, *Dickens*, *Doyle* und *Poe*) viel von Defoe und seinem Robinson gelernt hat. Stevenson sagt, daß es nicht die materialistische Einzelschilderung ist, die das Entzücken der ganzen Welt am Robinson bildet, sondern das romantische und philosophische Interesse dieser Erzählung.

Es ist beachtenswert, daß die neueste angelsächsische Defoe-Forschung, wie sie vor allem von *Moore* und *Trevelyan* vertreten wird, in ihrer Grundanschauung über das Defoe-Robinson-Problem mit *Hermann Ullrich* übereinstimmt, d. h. darin, daß Defoes Lebensgeschichte als ein wesentlicher Faktor für das Verständnis seines berühmten Romanes ebenso über allem Zweifel erhaben ist wie der Ewigkeitsgehalt der Robinsonerzählung mit ihren rein humanitären Werten, unabhängig von allen wechselnden Strömungen des literarischen und politischen Zeitgeschmacks. Jedes Jahrhundert, ja sogar jede Generation, wird an ein so geniales Werk wie den Robinson mit neuen Deutungsversuchen heran-

<sup>5</sup> *Hermann Ullrich*, Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches. Leipzig 1924.

<sup>6</sup> *George Borrow* in *Lavengro* (1851): 'Hail to thee, spirit of Defoe! What does not my own poor self owe to thee? England has better bards than either Greece or Rom, yet I could spare them easier far than Defoe, unabashed Defoe,' as the hunchbacked rhymers styled him.' (Das war Pope.)



gehen. So tiefgründig diese Theorien<sup>7</sup> auch sein mögen — und jede hat ihr Gutes zum Verständnis beigetragen — so wird doch das, was als der göttlich-geniale Funke in jedem unsterblichen Werke weiterlebt, niemals restlos durch den Verstand allein erklärt werden können. 'Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!' (Goethe).

Jeder große Dichter gibt sich selbst in seiner Dichtung. Sie ist — wie die unsterblichen Werke der größten Dichter aller Zeiten und Völker beweisen — ein Stück von ihm selbst, d. h. sie ist von seiner eigenen inneren und äußeren Entwicklung nicht zu trennen. Genau so verhält es sich bei Defoe und seinem Robinson Crusoe. Beide haben ein außergewöhnlich abenteuerreiches Leben geführt. Beide haben sich durch Fleiß, Ausdauer, Willenskraft, Findigkeit und Vertrauen zu sich selbst und zu Gott ihren Weg durchs Leben gebahnt. So spiegeln sich auch in Defoes berühmtestem Roman sein eigenes Leben<sup>8</sup> und sein eigener Charakter wider.

*John Robert Moore* meint, daß die wesentliche Eigenschaft des Robinson Crusoe darin besteht, Hunderte von Meilen von

<sup>7</sup> Die kulturphilosophische (*Hettner*), die motiv- und lebensgeschichtliche (*Ullrich*), die religionssoziologische (*Troeltzsch*), die wirtschaftsgeschichtliche (*Hübener*) und die geistesgeschichtliche (*Schöffler*, *Schücking*, *Stamm*).

<sup>8</sup> *John Robert Moore* hat in seinem vor der Modern Language Association of America in Detroit (1948) gehaltenen Vortrag über 'Defoe's Workshop' dargelegt, daß Defoes Material für seine Schriftstellertätigkeit aus einer Menge von Büchern, Manuskripten, Korrespondenzen, Unterredungen und persönlichen Beobachtungen bestand. Dieses Material hatte er stets bei der Hand und zog es ganz nach Bedarf heran. So hätte er z. B. sein berühmtes Buch über die Londoner Pest (1665), das 1726 erschien, schon zwanzig Jahre früher schreiben können, wenn die Gelegenheit dazu günstig gewesen wäre. Er schrieb manche Bücher und legte sie wieder beiseite, weil die Nachfrage nach ihnen fehlte. Aus dem oben erwähnten, stets bereitliegenden Material erklären sich auch viele Wiederholungen in seinen Werken. So erzählt Defoe in seiner 'Tour through the whole island of Great Britain' (1724—1727) von dem berühmten Sturm an der Küste von Norfolk, wo auch Robinson seinen ersten Schiffbruch erlitt. Einige Reisen in der 'Tour' entsprechen in umgekehrter Reihenfolge einigen Reisen der Moll Flanders und des Colonel Jacque. Als Defoe eine Lebensgeschichte Peters des Großen schrieb, bearbeitete er vom russischen Standpunkt aus noch einmal dasselbe Material, das er schon bei der Lebensbeschreibung Karls XII. von Schweden verwendet hatte. Wir werden hier nach Rußland versetzt, in jenes Land, durch das Robinson schließlich nach England heimkehrte. Reminiszenzen aus Defoes eigener Lebensgeschichte sieht Moore z. B. auch in der Schilderung von Robinsons Gefangennahme durch nordafrikanische Piraten, da Defoe selbst in seinen zwanziger Jahren, da er West- und Südeuropa bereiste, durch solche Seeräuber gefangengenommen worden war.

jeder zivilisierten Gesellschaft entfernt, aus fast nichts etwas zu machen. Die Vision einer Insel als romantischer Hintergrund menschlicher Kraftanstrengungen konnte — wie *Coleridge* sagt — nur ein Insulaner selbst haben. Und der Engländer Defoe ist Insulaner. Der Historiker *George Macaulay Trevelyan* faßt sein Urteil über Defoe wie folgt zusammen: *‘In der Politik war Defoe ein Mann der Grundsätze, aber nicht der Partei; daher fand er sich zu seiner eigenen Überraschung oft allein auf einsamer Insel. Seine Grundsätze waren religiöse Duldung, Handel und britische Interessen in der Welt.’*

Klar und deutlich ist in diesem klug abwägenden Urteil eines der führenden englischen Historiker der Neuzeit das Inselement betont in seiner Bedeutung für Defoes Leben und Wirken und als Parallele zum Inselmotiv seines Robinsonromanes. Wie oft stand Defoe, der von den rauen Stürmen seines Schicksals hart umhergeschleudert wurde, ganz allein auf seiner Heimatinsel mit dem hohen Flug seiner Gedanken und Pläne für die nationalen Interessen seines Vaterlandes, für die soziale Wohlfahrt seines Volkes und für den geistigen und materiellen Fortschritt der Menschheit! Schon *Leopold von Ranke* (1795—1886) rühmte an Defoe das ‘unabhängige Denken’ eines Mannes, der ‘niemals auf die Partei eingeschworen und deshalb häufig genug Verdächtigungen selbst von der Seite ausgesetzt war, deren Ansichten er sonst im allgemeinen teilte und vertrat’. Unsere großen deutschen Juristen, *Albrecht Mendelssohn Bartholdy* (1874—1936) und *Richard Schmidt*, haben darauf hingewiesen, daß von den vielen hundert Schriften Defoes, die satirisch-poetischen, popularphilosophischen, sozialetischen, pädagogischen, nationalökonomischen und verfassungspolitischen Charakter haben (vor allem in den Jahren 1690—1720), beinahe jede originell durch den Gedanken oder sprachlichen Ausdruck ist.

Rastlos war sein Geist tätig, bis der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Will man mit einem Satz sein ganzes Leben kennzeichnen, so kann man sagen: *Er war ein Pionier wie sein Robinson.*

Pionier sein aber heißt nicht nur, den ersten Spatenstich und den ersten Hammerschlag tun, sondern auch den ersten Federstrich führen, um Neuland zu erschließen für die körperliche und geistige Arbeit, für Herz und Hand, für Geist und Gemüt. Und das tat Defoe mit seinem Robinson Crusoe. Defoes Pioniertum ist echtes Pioniertum, weil es gekennzeichnet ist durch die enge *Verbindung von inniger Heimatliebe mit sicherem Weltgefühl.*

Einer der Begründer der nordamerikanischen Freiheit (1776), *Benjamin Franklin* (1706—1790), hat erklärt, daß er aus dem

Robinson Crusoe, diesem Buch seiner Kindheit, neue Ideen geschöpft habe und daß der Anteil, den er an der Revolution seines Vaterlandes genommen hat, in gewisser Hinsicht das ganz unmittellbare Ergebnis dieser seiner Jugendlektüre gewesen sei.

Als der französische Afrikaforscher *René Caillé*, der 1828 als erster Europäer in das geheimnisvolle Timbuktu eingedrungen war, nach seiner Rückkehr nach Frankreich einen Vortrag hielt, sprach er über die mangelhafte Erziehung in seiner ärmlichen Jugend:

‘Besonders die Geschichte des Robinson Crusoe entflammte meine jugendliche Phantasie; ich brannte darauf, Abenteuer wie er zu bestehen, ja, ich fühlte schon den Ehrgeiz in mir, mich durch irgendeine bedeutende Entdeckung auszuzeichnen.’

Nun, es läßt sich heute nicht im entferntesten ermessen, welche segensreiche Wirkung von Defoes Robinson Crusoe auf die Lebensgestaltung und Lebensstärkung von Tausenden und Aber-tausenden von Menschen aller Nationen im Laufe der Jahrhunderte ausgeströmt ist und noch weiterhin ausströmen wird.

#### *Neueste Defoeliteratur:*

*Gerhard Jacob*, Daniel Defoe und die neuere Forschung. In: Die englische Sprache/Stuttgart 1948, Heft 2, S. 34—39.

*Denis Marion*, Daniel Defoe. Paris (Arthème Fayard) 1948.

*John Robert Moore*, Defoe in the Pillory and Other Studies. Indiana University Publications. Bloomington (USA) 1939.

*John Robert Moore*, Defoe's Sources for Robert Drury's Journal. Indiana University Publications. Bloomington (USA) 1943.

*Levin L. Schücking*, Die Familie im Puritanismus. Leipzig (Teubner) 1929.

*Rudolf Stamm*, Der aufgeklärte Puritanismus. Daniel Defoes. Swiss Studies in English. Bd. I Zürich (Max Niehans) 1936.

*James Sutherland*, Daniel Defoe. London (Methuen) 1937, Philadelphia (Lippincott) 1938.

*Arnold Ulitz*, Der Gaukler von London. Das Leben des Daniel Defoe (Roman) Breslau (Korn) 1938.



# **Schwächung und Stärkung des Sprachkörpers**

## **Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung, mit Beispielen aus der englischen Sprache**

Von Wilhelm Horn (Berlin)

Jacob Grimm sagt in der Einleitung zu seiner 'Deutschen Grammatik'<sup>1</sup>: 'Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Lauf aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken.'

Es war in Grimms Zeit die allgemeine Ansicht der Sprachforscher, daß die jüngeren Sprachstufen den älteren gegenüber eine Entartung, einen Verfall darstellten. Seit man aber die lebende Sprache zu würdigen gelernt hat, ist man von dieser Anschauung zurückgekommen. Während man früher den Übergang der flexionsreichen Sprache zur flexionsarmen für einen Niedergang hielt, hält man ihn jetzt gern für einen Aufstieg, einen Fortschritt. Bezeichnend für diese Ansicht ist Otto Jespersens bekanntes Buch über 'Progress of Language'. Am höchsten steht in Jespersens Wertung die Sprache, die am weitesten geht in der Kunst, mit geringen Mitteln viel zu vollbringen<sup>2</sup>: Ein Höchstmaß von Leistung bei einem Mindestmaß von Anstrengung — das ist eine Formel der modernen Energielehre übertragen auf die Sprache.

Dieser Wertung der Sprache liegt die Auffassung zugrunde, daß in der sprachlichen Entwicklung allein der Zweck maßgebend sei: die Mitteilung, die Verständigung.

Die Sprachwissenschaft war bis in die neueste Zeit hinein beherrscht vom Zweckbegriff, offenbar unter dem Einfluß der Naturwissenschaft. Es ist kein Zweifel: es besteht ein Streben, die Sprache immer zweckmäßiger zu gestalten. In jeder Sprachgeschichte läßt sich das deutlich erkennen. Und das Englische ist in der Entwicklung auf das Zweckmäßige hin vielleicht weiter vorgeschritten als andere Sprachen. Auch die Forschungen von Gilliéron auf französischem Gebiet haben besonders diese Seite der sprachlichen Entwicklung ins Licht gerückt: das Streben

<sup>1</sup> I<sup>2</sup>, S. XI.

<sup>2</sup> Sprache S. 309.

nach Unmißverständlichkeit, nach Klarheit — die logische Seite der sprachlichen Entwicklung, wie man sie wohl genannt hat.

Ganz bleibt übrigens auch Jespersen seiner rationalistischen Auffassung nicht treu. In seinen Erörterungen über den Ursprung der Sprache verläßt er diese Betrachtungsweise. Der Ursprung der Sprache liegt, so sagt er, nicht in der prosaischen, sondern in der poetischen Seite des Lebens. Ursprünglich soll die Sprache ganz der Ausdrucks des Gefühls gewesen sein. Aber in der Entwicklung der Sprache spielt nach Jespersens Auffassung das Gefühlsmoment nur ganz nebenbei mit — so z. B. in allem, was mit der Lautsymbolik zusammenhängt.

Ursprünglich, bei ihrer Schöpfung, soll die Sprache Ausdruckstätigkeit gewesen sein; dann aber, in ihrer Entwicklung, eigentlich nur noch Zwecktätigkeit. Kann das richtig sein?

Die jüngeren Sprachstufen unterscheiden sich von den älteren besonders dadurch, daß sie an Stelle der Flexionsformen Umschreibungen haben treten lassen. Das ur-ae. *helpu* 'ich helfe', dem im Lat. der Typus *amō* entspricht, wird heute vertreten durch *I help*. Schon früh wurde dem Verbum das Pronomen zugefügt. Warum? Es wäre nicht nötig gewesen. Also nicht aus Zweckmäßigkeitsgründen. Die Sprecher, die zuerst das Pronomen zusetzten, wollten ausdrucksvoll und eindrucksvoll reden, sprachen lebendig, affektisch: *ic helpu!* Aus einem Ausdrucksbedürfnis heraus wurde das Pronomen zugesetzt. Was ursprünglich affektiv gewesen, wird in gewöhnliche, kühle Rede übernommen, wird alltäglich. Das persönliche Pronomen wird der regelmäßige Begleiter der Verbalformen, wird zum grammatischen Hilfsmittel.

Die Sprache bleibt nicht stehen bei dem Typus *ic helpu*. Die Überkennzeichnung des *ich*-Begriffs wird beseitigt: *ic helpu* wird zu *ic helpe*, und zwar schon in ae. Zeit, während sonst das auslautende *-u* erst beim Übergang zum Me. zu *-e* abgeschwächt ist.<sup>3</sup> Der Stärkung des Sprachkörpers ist die Schwächung gefolgt. Die Entwicklungsreihe ist so verlaufen: *helpu* — *ic helpu* — *ic helpe*.

Hier, wie sonst in den Übersichten, bedeutet die Sperrung der Buchstaben Schwächung, die Kursivschrift Stärkung des Sprachkörpers

Von den Sprachphilosophen hat Wilhelm Wundt die Sprache durchaus als 'Ausdrucksbewegung' betrachtet und in die Nachbarschaft der Gebärden gestellt.

<sup>3</sup> Die Herleitung des *-e* des Indikativs aus dem Optativ sollte man endgültig aufgeben.

Er sieht dabei nur eine Seite der Sprache. Die Sprache ist Zwecktätigkeit und Ausdruckstätigkeit. Mit dieser Zweiteilung ist freilich die sprachliche Leistung noch nicht ganz erschöpft. Aber für unsere praktischen Zwecke mag die Zweiteilung genügen<sup>4</sup>.

Man darf natürlich nicht erwarten, daß Zwecktätigkeit und Ausdruckstätigkeit in der Sprache sich reinlich scheiden lassen. Die Ausdruckstätigkeit kann zugleich zweckbehaftet sein, die Zwecktätigkeit zugleich Ausdruckstätigkeit. Wie in unserem Handeln gibt es auch in der Sprache eine gemischte Zwecktätigkeit oder eine gemischte Ausdruckstätigkeit. Es wird aber trotzdem förderlich sein, in geeigneten Fällen uns den Anteil der beiden Kräfte klarzumachen. Häufig ist ja das starke Überwiegen der einen oder der anderen Tätigkeit in der Sprache unverkennbar.

Ein solcher Versuch wird dazu führen können, die vielen Einzelheiten der sprachlichen Entwicklung zu erkennen als ausgehend von den beiden Grundfunktionen der Sprache. Was die Kritiker unserer Sprachwissenschaft unbefriedigt gelassen hat, das ist ja wohl im Grunde die Wahrnehmung, daß diese Wissenschaft eine Fülle von Einzelerkenntnissen bietet, deren innerer Zusammenhang nicht deutlich werden will.

Stärkung und Schwächung des Sprachkörpers zeigt sich häufig. Die Stärkung ist Ausfluß der Ausdruckstätigkeit, die Schwächung Ausfluß der Zwecktätigkeit.

Das möchte ich an einigen Erscheinungen der englischen Sprache verdeutlichen.

## 1. Demonstrativpronomen

Das Demonstrativum, so sagt Brugmann<sup>5</sup>, ist eine Wortklasse, bei der 'sich von ur-idg. Zeit bis zur Gegenwart ein so rascher Wechsel in den Ausdrucksmitteln vollzogen hat wie bei kaum einer anderen'.

Wir fragen: Warum dieser Wechsel?

<sup>4</sup> Zum Gesamtproblem s. Sprachkörper und Sprachfunktion<sup>2</sup> 1923; Bechaghel-Festschrift, S. 58 ff. (Beiträge zur germ. Sprachwissenschaft, Heidelberg 1924); Brandl-Festschrift 'Anglica' (Palaestra 147/148); Gießener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas I (1923), S. 114, zum Demonstrativpronomen, S. 135 f.; Neue Wege der Sprachforschung, Marburg 1939, S. 1—11, dazu die ausführliche Besprechung von W. Havers, Indogerm. Forschungen 58, 177—185. Vgl. auch Ernst Fränkel, Die idg. Partikeln und ihre Behandlung in bezug auf die Lautgesetze, Indogerm. Forschungen 41 (baltoslawisch).

<sup>5</sup> K. Brugmann, Die Demonstrativpronomina in den idg. Sprachen, Leipzig 1904, S. 17.



Wir gehen aus von der Sprache der Gegenwart.

Heutige deutsche Mundarten kennen nicht die schriftsprachlichen Formen der Demonstrativpronomina *dieser* und *jener*; die Mundart des Odenwaldes z. B. sagt für 'dieser' *der dō*, *der man dō* 'Mann'; für 'jener' *selār*, *selār man*<sup>6</sup>.

Im Schweizerischen sind *der*, *die*, *das* mit *da* zusammengewachsen: in Entlebuch heißt es *das da Hüsli*, *di da Frau*<sup>7</sup>. Ähnlich ist es im Friesischen: *də hiramon*. Die Verbindung Pronomen und Adverb bildet so sehr eine Einheit, daß sie flektiert wird. Der Genetiv *dieses Mannes* heißt *di hias mons*.

Auf die Frage: *Welches ist Dein Haus?* folgt die Antwort: *das da*, in absoluter Verwendung, mit einem Hinweis durch die Hand oder einen Finger; also Sprache verbunden mit Geste. Daraus entsteht dann z. B. im Schweizerischen *das da Hüsli*.

In ähnlicher Weise erscheint in heutigen englischen Mundarten *this here* für 'this', *that there* für 'that'. Auch hier galten ursprünglich *this here* und *that there* in absoluter Verwendung, ohne folgendes Substantiv: *Which is your house? This here, that there*. Erst daraus sind die Verbindungen *this here house*, *that there house* herausgewachsen.

Die volle Form kann geschwächt werden. In New Forest in Hampshire wird *there* 'slurred into air'. Und *this here* wird zu *thissa*: *thissa way, this — away*, eine Abschwächung, die oft für Amerika bezeugt wird.

*this* und *here* sind so zu einer Einheit verschmolzen, daß *this here away* gebildet werden kann oder *this-here here*<sup>8</sup>.

Die Entwicklungsreihe ist so verlaufen: *this — this-here — thissa*.

\*

Die Entwicklung, die wir in der Gegenwart beobachten, ist auch in alter Zeit schon eingetreten. Als *pes* 'dieser', ahd. *dese* ist zusammengezogen aus *pe und got. sai*. Das angehängte *-sai* ist vielleicht sogar ein alter Imperativ 'sieh!'; W. Schulze hält es für möglich, daß es den Imperativ von got. *saihwan* darstellt. J. Wackernagel sagt: die zugefügten Bestandteile 'sind lautliche Fingerzeige, hörbare Winke, und enthalten eigentlich immer ein "sieh hin!"'. Somit sind sie den hinweisenden Gebärden verwandt, die auch oft diese Pronomina begleiten<sup>9</sup>.

<sup>6</sup> Zu *selb*; vgl. bair. *des sel mal* 'jenes Mal'; *derl* = *der selbe*?

<sup>7</sup> Karl Schmid, Die Mundart des Amtes Entlebuch im Kanton Luzern, in: 'Beiträge zur schweizerischen Grammatik' 7 (1915), 192.

<sup>8</sup> EDD 6, 91 [1]; EDD 6, 95: *this* II, 3: F. Th. Elworthy, West-Somerset Word-Book 746, 750.

<sup>9</sup> Vorlesungen über Syntax II, 101.

Wenn *-say* wirklich ein Imperativ ist, dann würde es sich nicht nur um lautliche Fingerzeige handeln, sondern um wirkliche, sinnliche Hinweise, begleitet mit der wörtlichen Aufforderung 'sieh hin!'

Das nachdrucksvolle *pe-sai* erfuhr beim Übergang in kühle Rede Abschwächung: man unterließ den körperlichen Hinweis und schwächte die Lautform ab: im Ahd. zu *dese*, im Ae. mit Kürzung zu *pes*. In ahd. *desēr* sieht Holthausen ein angehängtes *-hēr*<sup>10</sup>.

Bei starkem Nachdruck wird eine Silbe oft kräftig herausgestoßen, und dadurch werden die anderen Silben unterdrückt: 'Ach-tung!' Vor-sicht! Die Kraft erschöpft sich an dem überstarken Druck, für alles andere bleibt wenig übrig. Das Kommando *stillgestanden!* wird zu *'still-stann!* oder *still-'stann!* Das Seemannskommando *no near-* 'nicht näher' (zum Wind) wird zu *near!*, so daß, was ursprünglich ganz wesentlich war, verloren gegangen ist.

Ae. *se* konnte verstärkt werden durch *ilca*: *se ilca god, of pæm ilcan londe*. Dieses *ilc-* geht zurück auf *\*i-lik*: *i* ist der Pronominalstamm wie in got. *i-s* 'er', lat. *i-s* 'dieser'; *\*i-lik* ist im Ae. zu *ilc* geworden, und zwar ist *-i-* vor *k* früher geschwunden als in *hwelc* aus *\*hwalik*.

Die Verbindung *the ilk* ist zusammengewachsen zu *thilk*. Daraus wurde mundartliches *thik*. Smith 1568 schreibt *dik* der 'lingua Mesosaxonum' zu, *dilk* dagegen der 'lingua Trans-trentanorum'.

Ae. *sama* übernahm großenteils die Aufgabe von *ilk*: *this same* und *that same* sind im 16. und 17. Jh. gewöhnlich, 'usually expressing some degree of irritation or contempt, sometimes playful familiarity'<sup>11</sup>. Das Hochenglische hat dieses *this same* aufgegeben, aber in Mundarten hat es sich gehalten. In Gloucestershire, Hampshire und im Südwesten wird 'dieser' wiedergegeben durch *thissum*, *thism*, Plural *theassum*. Darin steckt ein abgeschwächtes *same*.

Wie *this* wird auch *thik* durch den Zusatz von *here* verstärkt: *thick here* im Südwesten. Daraus wurde mit Schwächung *thicky*. Man kann auch in *-y* eine Verstärkung sehen, die der in ahd. *ihhā* 'ich'<sup>12</sup> und ne. mundartlichem *uchy* 'ich' entspricht. Auch *theasum* konnte durch *-y* erweitert werden zu *theasumy*. Da einfaches *these* neben *theasumy* steht, kann man *thick* erweitern zu

<sup>10</sup> J. Wright: I think your explanation of O. H. G. *desēr*, etc. is probably right (E. M. Wright, Life of J. W. II, 481).

<sup>11</sup> NED. *sama* 5.

<sup>12</sup> Vgl. das Berlinische *ika* 'ich'.

thickumy 'those'. Das kann weiter verstärkt werden zu *thickumy there*. Auch *thicky* wird erweitert zu *thicky there* 'that'<sup>13</sup>.

Dem hochenglischen *this-that* entspricht in Mundarten *thick-thak*. Die letztere Form ist offenbar eine Kontamination aus *that* und *thik*. Im nördlichen Hampshire steht *thick* immer für 'this' und *thuck* für 'that'<sup>14</sup>, das zu *thucky* erweitert wird.

Eine Kontamination ist auch *thon, thonder* 'jener' = *that* und *yon, yonder*.

Statt 'those' verwenden die Mundarten vielfach das Demonstrativ *them*, das dem ae. Obliquus *ðām* entspricht. Der vollen Form verbleibt die volle Bedeutung. Ebenso wird der vollen Form *that* die starke Bedeutung 'jener' zuerteilt. Das Pronomen *them* wird erweitert zu *them here, them there*<sup>15</sup> und *themmy* (Südwesten)<sup>16</sup>.

Es kann in Devonshire und Somersethire sogar vorkommen, daß *this here* ohne folgendes Substantiv erweitert wird zu *this here here* und *thick there* zu *thick there there, that there* zu *that there there*<sup>17</sup>, z. B. *What's all this here here about?*

Immer wieder beobachten wir die Verstärkung des Demonstrativpronomens mit nachfolgender Schwächung des Gehalts und des Wortkörpers. Am weitesten geht diese Entwicklung in *that therimy, these yerimy* in Gloucestershire; z. B. *I've never troubled my yead (head) about such things as that therimy; I never 'ad no yead fur these-yerimy things*<sup>18</sup>. Das sind auf den ersten Blick ganz ungeheuerliche Pronominalformen. *-imy* ist losgelöst von *theas-umy* und zur Verstärkung angehängt an *that there, these here*. In *these-yerimy* haben wir eine unglaubliche Fülle von Bestandteilen, die ursprünglich dem Zweck der Verstärkung dienten: *s* als Rest des alten *sai*, dann *here*, dann *-umy*, in dem *same* und noch einmal *here* steckt. Fast alle Verstärkungsmittel des Demonstrativpronomens, die das Englische sich im Lauf der Zeit geschaffen hat, sind in dieser einen Form vereinigt.

Die volltönende Kontaminationsform ist besonders geeignet für einen nachdrucksvollen Hinweis. Wir begnügen uns gewöhnlich damit, die Kontamination in ihrer Entstehung zu betrachten. Aber wir müssen auch fragen, warum die eine oder andere Kontamination sich festsetzt. Kontaminationen mit großer Lautfülle, Additionskontaminationen halten sich manchmal; offenbar deshalb, weil sie dem Ausdrucksbedürfnis Genüge tun. 'Kühn, frech'

<sup>13</sup> Elworthy, Word Book S. 748. EDDL, 149: *doxy* 3.

<sup>14</sup> Wright EDG § 418.

<sup>15</sup> EDD 6. 83.

<sup>16</sup> EDG § 428 (4). G. E. Dartnell and E. H. Goddard, A Glossary of Words used the County of Wiltshire, Engl. Dialect Soc. 1893, S. 124.

<sup>17</sup> EDD 6, 95: *this* II, 3; 6, 87: *ihick*, 2 Elworthy, Word Book, S. 746, 750.

<sup>18</sup> EDD 6, 76: *that*; 6, 85: *these* II, 4 (3).



heißt entweder *bold* oder *audacious*; *boldacious* ist in Mundarten fest geworden wegen der Klangfülle, in der das Ausdrucksbedürfnis sich austoben kann: such an *au'dacious* fellow! 'Sofort' heißt *presently* oder *by-and bye*; in Mundarten ist daraus geworden *present-an-bye*; derselbe Begriff kann ausgedrückt werden durch *directly* oder *this minute*; die Mundarten häufen das zu *trecly minit*.

Unser Überblick über die englischen Demonstrativpronomina zeigt uns deutlich den Gang der Entwicklung: ausdrucksstarke Pronomina mit stark hinweisender Kraft werden in die gewöhnliche Rede übernommen; daher wird die hinweisende Gebärde unterdrückt und der Wortkörper geschwächt. Wieder zeigt sich die Notwendigkeit ausdrucksvoller Rede, und das eingeschrumpfte Pronomen wird 'aufgeblasen', verstärkt durch neue hinweisende Mittel. Wieder folgt der Übergang in die gewöhnliche Rede und damit wieder die Abschwächung. Und von neuem tritt eine ausdrucksvolle Form in die Erscheinung.

Der Rhythmus der Entwicklung ist in verschiedenen Sprachen der gleiche.

Das Lateinische hat die Pronomina *\*so*, *\*to* untergehen lassen und *hic* an ihre Stelle gesetzt. Im Französischen geht *hic* unter; *ille* wird verstärkt durch Zufügung des 'lautlichen Fingerzeigs' 'sieh da!': *ille* wird zu *ecce-ille*. Das einfache *ille* selbst verliert seine hinweisende Kraft und wird zum Artikel; *ecce-ille* wird im Afrz. zu *icil* 'dieser'. Das wird gekürzt zu *cil*. Die afrz. Grammatik sagt, die Entstehung der gekürzten Form sei nicht genügend aufgeklärt<sup>19</sup>. Die Kürzung von *icil* > *cil* geht parallel der von *ae pese* > *pes*: im einen Fall ist der Vokal vor dem Starkdruck geschwunden, im anderen der Vokal nach dem Starkdruck:

*pe-sai**des**ecce-ille**icil, cil*

Das ist die Entwicklungsreihe im Englischen:

<i>pe</i> — <i>pe-sai</i> — <i>pes</i> , <i>this</i> — <i>this here</i>	— <i>thissa</i>
	— <i>this here here</i>
	— <i>these here</i> — <i>umy</i>
	— <i>thissumy</i>
<i>this same</i> — <i>thissum</i>	— <i>thissum here</i>
<i>the ilk</i> — <i>thik</i> — <i>thicky</i>	— <i>thicky there</i>
<i>thickumy</i> [ <i>thiss-umy</i> ]	— <i>thickumy there</i>

<sup>19</sup> Schwan-Behrens, Afrz. G. § 330, dort die weitere Entwicklung.

## 2. Jeder.

Schwächung und Stärkung des Sprachkörpers findet auch statt in den Ausdrücken für 'jeder'.

Ursprünglich genügte die Vorsetzung von *gi-*, *je-* vor das Fragepronomen: ahd. *gihwelih*, ae. *zewilc*, *hwilc* verhält sich zu *zewilc* wie *Berg* zu *Gebirge*; *gi-*, *je-* bezeichnet die Gesamtheit. Vermutlich ist nicht das Fragepronomen die unmittelbare Grundlage für die Bildung des Totalitätspronomens, sondern das Indefinitpronomen: 'irgend welcher'. Der Ausdruck wurde verstärkt durch den Zusatz von 'immer': ahd. *io*, ae. *ā*. Das gehörte ursprünglich zum Verbum: *das tut immer jeder*, und verwuchs mit dem Pronomen zu einer Einheit: *io gihwehlih*, *ā zewilc*. Diese wurde dann gekürzt: *iogilih*, *iowelih*; *āzewilc*, das mit starker Kürzung zu *ālč* wurde (= ne. *each*); dabei mag die Vereinfachung der ungeläufigen Konsonantengruppe mitgewirkt haben, besonders in flektierten Formen.

Das stark gekürzte *ālč* wurde seinerseits wieder verstärkt durch den Vorsatz eines neuen Wortes für 'immer': *æfre*, das an die Stelle von *ā* trat; *æfre-ālč* wurde zu *everich*, *every*. Das alte *ā*, das schon in *āzewilc* — der Vorstufe von *ālč* — stak, ist noch einmal enthalten in *æfre* (aus *\*ā in feore* 'immer im Leben'), das wohl losgelöst ist aus negativem *næfre* 'niemals im Leben'. Die verneinte Form ist nachdrucksvoller als die bejahte und hatte wohl die Führung.

Im Friesischen ist die Schrumpfung von *gihwelik* besonders groß: *kwelk*. Der Abfall der Vorsilbe *gi* geht dort besonders weit: *sith* 'Genosse' = ae. *gesid*; *bedda* 'conjux' = ahd. *gibetta*. Im Afries. entspricht dem ae. *ālč* die Form *ellik*. Sie wird stark gekürzt in Verbindung mit einem Gen.Plur.: *männlik*, *männik* 'jeder (der Männer)'. Im Mnd. und Mndl. wird *manno gihwelik* zusammengezogen über *mallic* zu *malk*. Durch Vorsetzung von *allera* wird der Ausdruck wieder verstärkt: *allera landik* 'jedes Land'. Auch das Ahd. kennt die Verstärkung durch den Genitiv 'aller': *allero manno welik*. Im Ahd. wird *mannogilih* gekürzt zu *mannolih*. — Im Friesischen wird der verstärkte Ausdruck *allera gihwelik* gekürzt über *alleralik*, *allerek* zu *alrek*; in der heutigen Moringer Mundart<sup>20</sup> ist davon nur *ākh* übrig geblieben, das ist die Entsprechung eines älteren *\*ark*: *r* wird zu *a* vokalisiert, und dieses wird in Verbindung mit *a* zu *ā* mit zirkumflektierendem Akzent (*hāt* 'Herz'). 'Jeden Tag' heißt im Friesischen (*allera*) *deikes* = *dega ēlkes*.

<sup>20</sup> Erika Bauer, Moringer Mundart § 452, 6.

Die Wörterbücher verzeichnen — irrtümlicherweise — ein ae. Substantiv *dægþern* F. 'interval of a day'. In den Leechdoms wird beschrieben, wie ein Trank gegen Milzentzündung hergestellt wird. Er soll zu drei Malen genommen werden. Aber — *læt simle dægþerne betwēonum*, d. h. 'leave always a day's space between the doses'. Also: immer an einem von zwei Tagen wird der Trank genommen, am anderen Tag nicht. Ae. *dægþerne* bedeutet 'den einen von zwei Tagen' und ist gekürzt aus *daȝ(a āhwæ)þerne*, *daȝ(a ā)þerne*. Der akkusativische Ausdruck kann schließlich adjektivisch verwandt werden in der Bedeutung 'täglich'. Er kann auch weitergebildet werden zu *dægþerlic*, mit Ausstoßung des *n* in der dreigliedrigen Konsonantengruppe *rnl*.

Die Beschränkung auf die Auswahl unter zweien wird auch sonst aufgehoben. Nhd. *jeder*, *jedweder* setzt *ieweder* fort, und das bedeutet 'jeder von beiden'. In ne. Mundarten bedeutet 'eitherways' 'in any case', ursprünglich 'auf einem von beiden Wegen', dann 'auf irgend einem Weg'. Engl. *both ... and* wird auf mehr als zwei Gegenstände ausgedehnt; Chaucer: *bothe hevene and erthe and see*; Coleridge: *both man and bird and beast*.

Möglicherweise bietet die heutige schottische Mundart ein Seitenstück zu unserem ae. *dægþerne*. In der alten Grafschaft Galloway im südöstlichen Schottland bedeutet *every to-day* 'every alternate day'<sup>21</sup>. Da könnte *to-* ein Rest von altem *tither* 'tother = other' sein; *every to-day* (*to-dē*, *ti-dē*) wäre dann zusammengeschrumpft aus *every tither day*; das *-er* von *tither* kann unterdrückt sein mit Rücksicht auf *-er* in *every*; daß *dd* zu *d* geworden ist, ist nicht merkwürdig.

Vor Fragepronomina und Frageadverbien hat *æt-* die Bedeutung 'irgend': *æthweȝa* 'somewhat'. Daneben steht *hwæthweȝa*. z. B. *scīres wīnes drinȝe æthweȝa* 'let him drink somewhat of pure wine'; *Cædmon, sing mē hwæthweȝa* = *canta mihi aliquid* (Beda). Es ist möglich, daß die kürzeren Formen aus den längeren entstanden sind, daß anlautende *hw* wäre durch totale Dissimilation geschwunden.

Ae. *hweȝu*, *hweȝa* ist seinerseits ein gekürztes Kompositum: es geht zurück auf *hwō* und *weȝō* 'auf irgendwelchem Weg, irgendwie', wobei Dissimilation und Kürzungstendenz zusammenwirken. Danach bedeutet *hwæthweȝu* 'etwas auf irgend welche Weise, irgend etwas'. In *hweȝu* steckt ein echter, alter Instrumental eines Substantivs. Der sog. Instrumental des Substantivs ae. *dōmi* (gegenüber dem Dativ *dōmæ*) ist ein alter Lokativ.

<sup>21</sup> EDD 2, 266 (: *every* 2, 8).

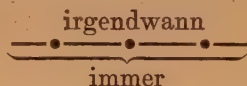


Ae. *hwæthwezu* ist gekürzt worden zu *hwæthweȝ*, und ebenso *æthweȝa* zu *æthweȝ*.

Gleichbedeutend mit *hwæthuzu*, ist *tōhweȝa*, z. B. *tōhweȝa eles* 'aliquantulum olei' ... Das ist eine Kontamination aus *tō pæs hwōn* und *hwæthweȝa*.

Kontaminationen liegen auch vor in den ahd. Indefinitpronomina *diheinig* 'irgend ein' = *dihein* und *einig* und *sumwelih* 'irgend ein' = *sum* 'irgend ein' und *welih* 'irgend ein', gekürzt zu *sumelih*.

Merkwürdig ist, daß im Ae. *ā-* auch da gebraucht wird, wo man (*hw*)*æt-* erwarten sollte. Aber meist nur in Negativsätzen<sup>22</sup>. Ae. *āhwā* bedeutet auch 'any one', *āhwæt*, 'anything', *āhwanne* 'whenever, at some time' und auch 'at all times' *āhwær* 'anywhere', 'at any time' und 'ever'. Zwischen positivem 'immer' und 'irgendwann' ist ein großer Unterschied zwischen 'nicht immer' und 'nicht irgendwann' häufig unwesentlich. Was 'nicht immer' geschieht, geschieht auch 'nicht in jedem beliebigen Augenblick'. 'Immer' bezeichnet die ganze Strecke der zeitlichen Ausdehnung, 'irgendwann' beliebige Punkte auf dieser Strecke.



Umgekehrt kann *æt-* die Funktion von *ā-* übernehmen: *æthwā* 'each': *se is æthwām frēond* 'to each a friend'.<sup>23</sup> Da scheint 'jeder beliebige' die Bedeutung 'jeder' anzuwenden.

Die Entwicklungsreihe für 'jeder' ist so verlaufen: *ȝwhwilc* — *ā ȝihwilc* — *ælċ* — *æfre-ælċ* — *every*. Für 'irgend etwas' ist dieses die Entwicklungslinie: *hwæt* — *hwæthweȝu* — *hwætweȝ*, *ætweȝu*, *æthweȝ* *hwæthweȝa æniges*, *-a* — *hwæthwuzu-ninges*, *-a hwæthwæȝu*, *-e*.

### 3. Verneinung.

Für die Verneinung habe ich den Rhythmus der Entwicklung — Stärkung—Schwächung—Stärkung usw. — aufgezeigt in der Brandl-Festschrift<sup>24</sup>. Ich füge hier Ergänzungen hinzu. Ae. *nā* 'niemals' kann verstärkt werden durch den Zusatz *in feore*: 'nirgends in aller Welt': *nāfre*. Dem entspricht im Ahd. *neonaltre* im An. *ni-aldri*. Neben *nā-* bestand im Ae. *nō*. Warum gibt es im Ae. ein *nāfre*, aber kein *nææfre*? Bei Stark und Hoch-

<sup>22</sup> Vgl. Bosworth-Toller, S. 23.

<sup>23</sup> Vgl. Bosworth-Toller, S. 23.

<sup>24</sup> Anglica I, Palaestra 147, S. 1 ff.

ton ist ae. *nā* früh zu *nō* geworden; im gewöhnlichen Lauf wird *ā* erst in ma Zeit zu *ō* gehoben und in früh -ne. Zeit zu *ō*: *stān* 'Stein' > *stōn* > *stōn*. Bei besonders hohem Ton, vereinigt mit starkem Druck ist die Entwicklung vorausgeeilt. — Aus *nāfre* hat sich *āfre* (ne *ever*) losgelöst.

*nō* Hebungsform

*nā in feore* — *nāfre*

durch Zusatz verstärkte Form.

In neuer Zeit hat *earthly* die verstärkende Kraft von *in feore*. Bei Walter Scott heißt es 1799: I do not know *earthly* where to go or what to do. 1753 ist belegt: What *earthly* purpose... *Earthly* dient als 'an emphatic expletive', = *on earth*.<sup>25</sup> 1899 erscheint *no earthly, not an 'earthly'*, ohne Substantiv.<sup>26</sup> Am häufigsten wird *earthly* verbunden mit *use* und *chance*.

*That is to no use* tritt schon 1382 auf: *to noon use, of an Stelle von to* 1627. *That is no use* 'with ellipse of prep.' ist 1820 belegt.

*It is no use* kann verstärkt werden: *it is no use at all, whatever*. Mit dieser abgegriffenen Verstärkung ist die Umgangssprache nicht mehr zufrieden: sie sagt *it is no earthly use*. Anfangs hatte *earthly* offenbar starken Druck: *no 'earthly use oder chance'*. Im Slang bleibt nur übrig: *it is no earthly*<sup>27</sup>.

Eine starke Verneinung ist auch me. *nāhwon* 'gar nicht'.

Wir beginnen mit einer Abschweifung über Wort und Gebärde. Angeschlagen haben wir dieses Thema schon in den Erörterungen über die Demonstrativpronomina.

Zu nhd. *umsonst*, mhd. *umbe sus* 'ohne Entgelt' bemerkt H. Paul 1897<sup>28</sup>: 'Ursprünglich muß man sich wohl eine hinweisende Gebärde dazu denken'. Von der Gebärde sprechen auch O. Behaghel<sup>29</sup> und A. Götze<sup>30</sup>. Der erstere erklärt mhd. *umbe sus* als eine Mischung aus *sus* und *umbe daz*, 'wobei wie bei *sus* mit einer begleitenden Gebärde gerechnet wurde'. Götze sagt: *umbe sus* 'um ein So', wurde von einer 'Gebärde begleitet, die ein Nichts andeutet, so daß die Bedeutung "um ein Nichts" entsteht, die sich wandelt zu "ohne Entgelt, Wirkung, Erfolg".'

<sup>25</sup> NED: 1 c.

<sup>26</sup> NED, Supplement.

<sup>27</sup> Fowles Pocket Oxford Dict.: No earthly use; not an earthly (Slang); Galsworthy, White Monkey, S. 16, 28, 29, 113; M. E. Collinson, Contemporary English, S. 27.

<sup>28</sup> Wtbch. 485.

<sup>29</sup> Syntax II (1924), 54.

<sup>30</sup> N. Aufl. von Kluges Wtbch. 1934; der Hinweis steht nicht in der noch von Kluge bearbeiteten 10. Aufl. 1924.

Die drei Forscher sind sich also darin einig, daß der verneinende Sinn anfänglich in der Gebärde lag.

Das ursprünglich mit Nachdruck gesprochene *sus* oder *sonst* verlor schließlich den Nachdruck und auch die begleitende Gebärde.

In der lebendigen Sprache sind oft Wort und Gebärde eng vereinigt. *Nicht 'so' viel* besagt in Verbindung mit der Gebärde 'nichts'. Kolbenheyer<sup>31</sup> hat das sehr fein beobachtet. Eine alte Haushälterin, Marie, sagt: "I laß ma net a so viel nachsagen". Sie spitzte die Finger, als hielte sie eine äußerst kleine Prise Schnupftabak und fahre damit bedrohlich gegen Ulrichs Gesicht aus, dann öffnete sie die Finger mit einem Ruck — sie waren leer. Marie ließ sich nicht das geringste nachsagen.'

In einer Untersuchung über 'die Verneinung im Schlesischen'<sup>32</sup> beschreibt A. Zobel die Geste, die das schlesische *nī ásū fīl* nicht 'so viel' begleitet: 'Als Verstärkung tritt die Geste ein zur Veranschaulichung kleinster Werte. Das deiktische *so*, stark betont, lenkt das Auge des Angeredeten auf die Geste: das 'Schnippchen' — Abschnellen des Mittelfingers vom angepreßten Daumen oder Aufschlagen des Zeigefingers auf zusammengestellten Daumen und Mittelfinger —; das Durchstechen der Daumenkappe zwischen Zeige- und Mittelfinger; ein geringes Hervorstechen des Daumens über das erste Glied des Zeigefingers; Zusammenpressen der Spitzen (Nägel) von Daumen und Zeige- oder Mittelfinger; Streichen mit dem Zeigefinger der rechten Hand über den Nagel des Daumens... der linken. Mit den letzten vier ist Heben der Finger in Augenhöhe verbunden. Begleitet werden diese Gesten mit den Worten: *nī ásū fīl*.'

Mit einer Gebärde begleitet kann das = 'nichts' bedeuten. Zobel gibt dafür einen älteren Beleg in einer Bühnenanweisung: '(Matz Stürtzebecher schnalzt ihm für die Nase/ und spricht:) Schon das wil ichm gahn.'

Von der begleitenden Gebärde spricht auch Dickens<sup>33</sup>: 'I would not give that for his chance. Will this Mr. Price snapped his fingers contemptuouſly.'

Eine andere Geste, die nicht 'sehr wenig', sondern 'sehr viel' besagt, war der Begleiter des *so* in der Fügung *um so viel besser* oder *um so viel mehr*. Das *so* war ursprünglich stark betont. Die nachdrucksvoll gesprochene Fügung wurde in die Alltagssprache übernommen: *so* verlor der Nachdruck und die Geste;

<sup>31</sup> E. G. Kolbenheyer, Montsalvatsch. Gesammelte Werke IV, 102.

<sup>32</sup> 'Wort und Brauch', Volkskundliche Arbeiten, hsg. von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 18, Breslau 1928, S. 194 f.

<sup>33</sup> Pickwick Papers 661 (Oxford Dickens).



schließlich wurde *so* sogar erspart. Und auch das *um* konnte fehlen: 'durch gleichen Zwang, gehorchten sie den Wallungen der Leidenschaft *so* dreister' (Schiller). Auch *so viel* für *um so viel* kam vor: 'und das *so viel* mehr, *so viel* ihr sehet, daß *sich der Tag naht*' (Luther)<sup>34</sup>.

Nach dieser Abschweifung kommen wir zu einer ae. Wortverbindung für 'gar nicht', bei der auch ursprünglich der Starkdruck und eine Geste von Wichtigkeit waren, die jedoch beide verlorengegangen sind.

'Gar nicht' heißt im Me. *nāhwon*. Z. B. *Nuston þa Bruttes na whon whæt Vortiger hæfde idon* (Lazamon 13203): 'sie wußten gar nicht, was V. getan hatte'.

Im Ae. hieß es ursprünglich: Darum bekümmere ich mich *nicht* 'sō wenig, *nā to*' *þæs hwōn*, mit der wegwerfenden Geste. Die affektische Wendung wurde in die kühlere Sprache übernommen: ohne Geste, ohne Starkdruck. Für eine solche Verneinung hatte *nātōþæshwōn* zu viel Körper; es wurde stufenmäßig gekürzt: ae. *nātōþeshwōn*, *nātōhwōn*, me. *nāhwōn*.

Die Schwächung der Negation erstreckte sich schließlich auch auf den letzten Bestandteil: *hwōn* wurde gekürzt zu *hwon*. Von der Bedeutung 'wenig' wurde nichts mehr empfunden.

Wir haben die Fülle der Formen noch nicht erschöpft; es bleiben noch übrig die rätselhaften *nātestōhwī* und *nātetōhwig*. Das *hwī hwig* am Ende sieht aus wie der Instrumental des Fragepronomens. Aber wie kommt der in unsere Wortgruppe hinein? Nach Präpositionen wechselt *hwon* mit dem Instrumental *hwī*. Weil *tō hwī* gleichwertig war mit *tōhwon*, wurde *nātōhwon* umgebildet zu \**nātōhwī*. Die beiden rätselhaften Formen können etwa so entstanden sein: 'nātōþeshwon' mit dem Starkdruck auf der ersten Silbe, war zu lang; es wurde 1) gekürzt zu \**nāteshwon*, dieses wurde kontaminiert mit *nātōhwon* zu \**nātestōhwon*, daraus entstand mit Ersatz von *hwon* durch *hwī*: *nātestōhwī*; 2) gekürzt zu \**nāteshwon*, kontaminiert mit \**nātōhwī* zu *nātestōhwī*.

Das positive *āteshwōn* 'ullatenus, at all' ist losgelöst aus negativem *nāteshwōn*, ähnlich wie *ā* 'immer' aus *nā* 'niemals'. Die Verneinung ist nachdrucksvoller als die Bejahung und hat die Entwicklung vorangetrieben. Mit *āwiht*, das die Wörterbücher heranziehen, hat das Wort nichts zu tun. Zu der Verneinung stellen wir auch die Ausdrücke für 'wenn nicht', von denen wir einen besprechen: *unless*.

<sup>34</sup> Paul, Wörterbuch, 4. Aufl. von K. Emling: *so*, S. 495b unten.

Im 15. Jh. begegnen *upon less pan, vnlesse them, olesse pan, onlesse that, vnlesse*; statt *on* und *upon* treffen wir im 15. Jh. auch *in* und *of*. Vielleicht ist *of* nur eine 'scheinbare Wiederherstellung' aus *o*, das aus *of* entstanden sein könnte durch Assimilation des *f* (*v*) an den folgenden Konsonanten. Die ursprünglich volle Form der verneinten Konjunktion des Bedingungssatzes ergibt sich, wenn wir *on less than* und *on less that* zusammennehmen: \**on less than that*. Z. B. 'I shall not go, *on less than that* the weather is fine' = 'unter einer geringeren Bedingung als daß ...'. Die alte Sprache hat in der viergliedrigen Konjunktion bald *that*, bald *than* unterdrückt. Schließlich blieb *onless* übrig.

Daraus entstand *unless* mit Hebung des *o* zu *u*, bei Hochton und Nachdruck, das war eine Stärkung des Sprachkörpers. Heute treten neben *ən'les* und \**n'les* (mit silbischem *n*) die volleren Formen *an les* und, bei besonderem Nachdruck, *'an'les*.

Im 15. und 16. Jh. bestanden auch die Formen *unlest* und *unbast* mit angefügtem *-t*. Das *-t* kann der Rest des ursprünglich folgenden *that* oder *thān* sein. Es kann auch eine Vermischung mit *lest* 'damit nicht' (*Pȳ lās pe*) vorliegen: weil neben diesem *lest* auch *less* stand, konnte neben *unless* ein *unlest* gestellt werden. Ein Rest des *than* ist noch übrig in *onlessen* in West Somerset, ebenso in *lesten* in Gloucestershire; mundartlich begegnet auch *less'n* mit Unterdrückung der ersten Silbe.

Diese Unterdrückung findet sich auch in *less than, less that* vom 15. Jh. an; auch *less* allein kommt vor.

Für *than* nach Komparativ kann im Schottischen des 15. Jh. *nor* eintreten: *Les nor this medecyne be applyit dewlie, it is not profitable*<sup>35</sup>. Dort heißt es auch *He is taller nor I (nor = '[und] nicht')*: 'er ist größer, nicht ich'<sup>36</sup>.

In der Bedeutung von *unless* kann auch *except that* oder *except* gebraucht werden: 'wenn nicht'. Das 'wenn' kommt zum Durchbruch in *except that if* im 16. Jh., das 'nicht' in *except na* im Schottischen<sup>37</sup>.

Daß die Verneinung in *unless* andere Wege geht als die Bejahung *if*, hat seine Seitenstücke: *downt* 'don't' neben *dū*, *das* 'do, does', *wount* 'won't' neben *wil* 'will'.

Die Bejahung *if* kann bei Schwachdruck zu *iv* geschwächt werden, in der älteren Sprache, in heutigen Mundarten und sogar gelegentlich in der heutigen Hochsprache<sup>38</sup>. Eine Verstärkung tritt heutzutage in *if case be that* im 16. Jh., in Mundarten in *if*

<sup>35</sup> Kennedy 1553 of Modern Scots, Cambridge 1921, S. 155.

<sup>36</sup> Vf. zur engl. Syntex, Archiv 115.

<sup>37</sup> W. Grant and J. M. Dixon, Manual.

<sup>38</sup> Archiv 185, 19.

so be as, ... as how, ... that; if so being, das das Edd als 'an intensive of if' bezeichnet.<sup>39</sup> — Häufig werden die gleichbedeutenden *an* und *if* vereinigt: *an if*, das seinerseits abgeschwächt wird zu *nif*. Das alte *an* (= *and*) führt noch ein isoliertes Dasein als Substativ: *If ifs and ans were pots and pans, there'd be no trade for tinkers*.

#### 4. 'dennoch'.

Ae. *hwæpere* 'dennoch' ist entstanden aus \**pēah py zehwæpere*. 'Er mag krank sein oder gesund; deshalb (*pȳ*) wird er doch (*pēah*) in jedem von beiden Fällen (*zehwæpere*) kommen'.<sup>40</sup> Nur das eine Wort *hwæpere* ist übrig geblieben.

Neben dem Instrumental *pȳ* steht im Ae. *pon*. Zunächst wurde *pȳ hwæpere* ersetzt durch \**pon hwæpere*, dadurch konnte dann auch *ponne hwæpere* eintreten, wie in den Dialogen Gregors als Übersetzung des lat. *tamen*<sup>41</sup>. Ae. *pon* entspricht dem got. *pana* in *panamais* 'weiter, noch'; *pana* ist der Vertreter des alten Ablativs: 'größer denn das' bedeutete ursprünglich 'größer von da aus'. Der Begriff 'dennoch, trotzdem' kann auch ausgedrückt werden durch *nevertheless*, *natheless*, *notheless*. In allen diesen Fällen konnte *the* unterdrückt werden. Auf der anderen Seite wird *nopeiess* verstärkt durch *ac* und gleichzeitig durch *jet*<sup>42</sup>.

Das alte *nāpelæs* kann im Me. verstärkt werden durch vorgesetztes *paȝ* 'doch'. Das so entstandene Kompositum konnte verkürzt werden zu me. *paȝles*<sup>43</sup>. — In Verbindung mit folgendem *jet* dient es in der Bedeutung 'wenn nicht'. — In der älteren Sprache steht neben *the whether*, *the quether* auch *never pe queder*. Da sind gekoppelt: *never the less* und *the queder*. Die Sprache geriet bei *the* vom ersten in das zweite Geleise:

*never the less*  
*the queder*  
*never the queder*.

Für 'dennoch' gilt im Ae. auch die Verbindung *swāpēah*. Er ist krank; so (in diesem Zustand) wird er doch kommen'. Die Wortverbindung kann vereinigt werden mit *hwæpere*: Häufung der Ausdrücke für den Gegensatz! Wie scherzhaft in *nichtsdesto-trotz*. So entstehen *swa deh hwæpere*, *swa peh hwæpere*<sup>44</sup> und *hwædere swā pēah*, das seinerseits erleichtert wurde zu *hwædere*

<sup>39</sup> EDD 3, 30.

<sup>40</sup> Vgl. Vf. E. St. 70, 46.

<sup>41</sup> Hechts Ausgabe, Hss. C. O.

<sup>42</sup> Koch, Hist. Grammatik 2 § 560.

<sup>43</sup> Ayenbite of Inwyt.

<sup>44</sup> In den ae. Glossen zu Abbo's Clericorum Decus 496, 522 (Z. f. d. A. 31, 18).



*se pēah*. Auch *se pēah* allein kommt vor, auch vereinigt mit *efne* 'gleichwohl' das auch gleichfalls allein begegnet<sup>45</sup>. Me. *swa pēhh* wird bei Orm verstärkt zu *pōhh swa pēhh*; nur in der versteinerten Verbindung hat sich *pēhh* bei Orm gehalten, sonst gilt *pōhh*.

In der Bedeutung 'trotzdem nicht' wird *nō pȳ ær* gebraucht<sup>46</sup>. 'Er ist jung; *deshalb* (*pȳ*) wird er *niemals* (*nō*) *eher* (*ær*) nachgeben.'

In den Ausdrücken für 'dennoch, trotzdem' treffen wir oft die Koppelung von zwei Wendungen, also Kontaminationen, die zur Wortfülle führen. Das kommt auch in der Gegenwart gelegentlich vor, als 'Entgleisung'. Eine Häufung von Adverbien des Gegensatzes beobachtet man in einem Satz wie: The enemy's cavalry withdrew with losses, *but* they returned, *however*, reinforced by ... Fowler<sup>47</sup> meint, solche Konstruktionen seien 'perhaps due to mere carelessness'. Gewiß! Konstruktionsmischungen kommen zustande, wenn die verstandesmäßige Kontrolle der Sprechenden oder Schreibenden aussetzt. Dickens schreibt einmal: *Notwithstanding* which, *however*, poor Polly embraced them all round<sup>48</sup>.

In vielen Erscheinungen haben wir die Wirkung der Zwecktätigkeit und der Ausdruckstätigkeit in der Sprachentwicklung kennengelernt.

Was die Sprache als Ausdruckstätigkeit geschaffen, wird Zwecktätigkeit, dient der Mitteilung. Die sprachlichen Mittel, mit denen die Ausdruckstätigkeit verschwenderisch umgeht, haben für die Mitteilung oft zu große lautliche Fülle. Der sprachliche Aufwand wird haushälterisch in Einklang gebracht mit dem Zweck. Aber immer aufs neue macht sich das Ausdrucksbedürfnis geltend, es schafft wieder kraftvolle, lebendige Rede. Auch sie entgeht nicht ihrem Schicksal: sie wird kraftlos und unlebendig, starr. So geht es weiter ohne Ende.

Die Ausdruckstätigkeit spielt in der Dichtung eine besondere Rolle, sie wirkt aber auch hinein in die alltäglichste Rede. Das Streben nach Neuheit, Lebendigkeit macht sich auch da geltend. Und auch ein Streben nach Schönheit, ein Streben nach ästhetischem, künstlerischen Gestalten, ein Formungstrieb. Daher auch in gewöhnlicher Sprache das Vermeiden unrhythmischer Fügungen, das in der einsilbigen ne. Sprache sich besonders deutlich zeigt. Daher auch das Vermeiden von Adverbialbildungen wie

<sup>45</sup> Crist 300.

<sup>46</sup> Siehe die Stellen im Beowulf in den Spezialwörterbüchern.

<sup>47</sup> Fowler, *Modern Usage*, S. 61.

<sup>48</sup> *The King's English*, abridged for school usw., Oxford 1908, S. 147.

*masterlily*, dafür in *a masterly manner*, von Superlativbildungen wie *honestest*<sup>49</sup>.

Der Dichter will in seiner Sprache das Alltägliche vermeiden: deshalb greift er einerseits zurück auf archaische Formen, deshalb schafft er andererseits kühne Neubildungen.

Aber nicht in der Dichtersprache allein zeigt sich die Abneigung gegen das allzu Altgewohnte. Der Slang hat diese Abneigung mit der Dichtersprache gemein.

In England und Amerika spielt der Slang eine immer größere Rolle. Er wird neuerdings immer mehr in die Umgangssprache zugelassen. Galsworthy betont in einem Aufsatz über 'Expression' die Kraft des Slang, und er gibt in seinen späteren Romanen eine Vorstellung von der Verwendung des Slang in der Sprache der Gesellschaft. Der Slang ist die 'Auflehnung' gegen die sprachliche Konvention, eine Reaktion gegen die erstarrende, stereotype, ausdrucksarme Sprache. Er ist ein Ventil für die Ausdruckstätigkeit. Die Erneuerung erfolgt beim Slang in raschem Tempo. Wenn der Spieltrieb sich geltend macht: in Lautsymbolik, in Reimbildungen, in Streckformen, Schüttelformen und allerlei anderen spielerischen Umbildungen, so ist auch das — wie die Spieltätigkeit überhaupt — nicht anderes als Ausdruckstätigkeit<sup>50</sup>.

Ausfluß der Ausdruckstätigkeit ist es auch, wenn man im Englischen nach dem Verlust des grammatischen Geschlechts in Mundart und Umgangssprache Namen von Sachen, an denen man besonderen gemütlichen Anteil nimmt, persönliches Geschlecht beilegt: da wird *train* als *she* behandelt, ebenso *byke*, *car*; *pull her* kommandieren die Ruderer auf der Themse in Oxford; Tom Sawyer, der leidenschaftlich *tickets* sammelt, nennt das *ticket she*; ein 'Techniker' (bei Wells) nennt den *furnace he*; sogar *ditch* 'Graben' kann in der Mundart von einem, der mit der Sache zu tun hat, mit grammatischem Geschlecht (*she*) begabt werden.

Der Vorgang ist letzten Endes der dichterischen Beseelung des Leblosen verwandt. Und im Zusammenhang damit wird es stehen, wenn in der modernsten Sprache der sog. 'sächsische Genitiv' — der auf Namen von Personen und in weiterer Ausdehnung auf Namen von lebenden Wesen eingeschränkt ist, abgesehen von gewissen erstarrten Wendungen —, wenn der sächsische Genitiv über seinen Bereich hinausgreift auf Namen von Sachen. Da heißt es:

<sup>49</sup> Fowler, *Modern Usage*, S. 327.

<sup>50</sup> Da wird *cantankerous* spielerisch gebildet in Anlehnung an *rancorous*, oder *splendiferous* aus *splendid*; hierher gehören auch die berühmten 'Spoonerisms', wie *a pinch of sniff* für *a pinch of snuff*.

*the book's faults,  
her body's beauty, sogar  
He moved forward and set on the chair's other arm (Galsworthy).*

Die Ausdruckstätigkeit ist gewiß von großer Bedeutung, aber wir dürfen ihr keineswegs die Alleinherrschaft zuschreiben. Sonst verfallen wir in den verhängnisvollen Fehler einer 'idealistischen Überbeseelung' der sprachlichen Gebilde.

Und auf der anderen Seite fassen diejenigen, die die Sprache nur als Zwecktätigkeit betrachten, die Sprachentwicklung zu 'rationalistisch' auf. Sie stellen eine Kraft nicht in Rechnung, die schöpferisch wirkt. Eine Sprache, in der die Zwecktätigkeit rein zur Geltung käme ist nicht erreichbar. In aller Ewigkeit nicht. Und wäre es möglich, eine ganz zweckmäßig gebaute, künstliche Sprache ins wirkliche Leben zu übernehmen, dann würde auch da das Ausdrucksbedürfnis sein Recht fordern. Das Ausdrucksbedürfnis würde die nur zweckmäßige Gestaltung der Sprache durchbrechen, würde die reine Verständigungssprache zu einer Sprache machen, die zugleich dem Ausdrucksbedürfnis genügt.



# Eine Lautsubstitution im Englischen:

$s > \check{s}, z > \check{z}$  nach  $t, d$  und  $n$ .

Von Wilhelm Horn (Berlin).

1. Die Konsonantengruppen  $ts$  und  $dz$ ,  $ns$  und  $nz$  kamen erst im Ausgang der me. Zeit zustande durch den Ausfall des druckschwachen  $-ə-$  in den Flexionsendungen  $-əs, əz$ :  $kattəz > kats$  'cats' ( $kattəz > kattz > kats$ ),  $sinnoz > sinz$  'sins'. In den flektierten Formen mußte sowohl der Konsonant am Ende des Stammes wie der flexivische, also funktionswichtige Konsonant  $-s, -z$  gesprochen werden. Der Zweck der Sprache erforderte eine besondere Bemühung des Sprechenden: die neue Konsonantengruppe  $ts, dz, ns, nz$  erwies sich als notwendig.

Wo  $-s$  keine besondere Funktion hatte, wo also kein Zwang durch die Funktion ausgeübt wurde, wurden die Konsonantengruppen  $ts, dz, ns$  durch  $t\check{s}, d\check{z}, n\check{s}$  ersetzt (innere Lautsubstitution). Lautsubstitution tritt ein, wenn Laute einer fremden Sprache nachgebildet werden durch die nächststehenden Laute der aufnehmenden Sprache. Das ist äußere Lautsubstitution. Vgl. frz.  $l\acute{o}\check{z}\acute{i}$  = dtsh.  $l\acute{o}\check{s}\acute{i}$  'Logis', frz.  $\acute{e}dd\acute{e}k\acute{a}$  'aide-de-camp' = engl.  $eidd\acute{a}k\acute{u}:n, -k\acute{o}:n, ka:n, k\acute{o}:n$ .<sup>1</sup> Daneben gibt es eine innere Lautsubstitution. Sie tritt ein, wenn Laute oder Lautgruppen entstehen, die der Sprache vorher fremd waren. Sie werden ersetzt durch nächststehende Laute oder Lautgruppen.

2. Zur Erklärung der Lautsubstitution wäre es wichtig zu wissen, welcher Art die Artikulation des  $s$  im älteren Englich gewesen ist. Für die Aussprache der deutschen  $s$ -Laute der älteren Zeit haben wir wichtige Anhaltspunkte.<sup>2</sup> Das deutsche  $s$  indogerm. Ursprungs war früher  $\check{s}$ -artig, im Gegensatz zu dem aus  $t$  verschobenen  $s$ : *das Wasser* = *that water*. Reste der alten  $\check{s}$ -artigen Lautung finden sich an den südlichen Rändern des deutschen Sprachgebiets. Wir wissen jedoch nichts über die Artikulation des  $s$  in der älteren engl. Sprache.

Die Konsonantengruppen  $ts, dz$  wurden ersetzt durch  $t\check{s}, d\check{z}$ .<sup>3</sup> Das geschah:  $ts > t\check{s}$  in Lehnwörtern aus fremden Sprachen: in Wörtern niederländischen Ursprungs, wie in den Malerwörtern *etch* 'ätzen' aus ndl. *etsen* und *sketch* 'Skizze' aus ndl. *sxets* 'schets', in mundartlichem *mutch*, seit 1473, 'Mütze' aus ndl. *muts*.

<sup>1</sup> Länge, ~ Nasalierung. Zur 'inneren Lautsubstitution' oder Lautsubstitution innerhalb der Sprache selbst vgl. Horn, Archiv 185, 117, Horn, Gutturallaute, S. 17, 97.

<sup>2</sup> Vgl. Behaghel, Gesch. der dtsh. Sprache, 398 ff.

<sup>3</sup> Dies erinnert an Zachrisson, Studier i modern Språkvetenskap 8, 123 (Uppsala 1921), auf Grund von wenigen Beispielen.

in *sledge* 'Schlitten' aus ndl. *sleedse*; in einem Wort italienischen Ursprungs: *tš'kīn* 'chequeen, chequin' 'Zechine' aus ital. *zecchino*, daneben *sequin* durch frz. Vermittlung.

3. Die innere Lautsubstitution kommt öfter vor in Ortsnamen<sup>4</sup>: a) *Portsmouth*, ae. *Portemūpa*, wurde im 16. Jh. und später *Porchmouth* geschrieben. *Paitšli* 'Pytchley', in Surrey, geht zurück auf älteres *Pihtes-lea*, Bleachley, Glo., auf *Bletes-lea*, *Stuchbury* oder *Stutsbury*, Np. aus Stutesbirie (Personenname Stūt); *snetšam* 'Snettesham' (Pn. *Snæt*) hat die me. Vorstufe *Snetesham*, neben der heutigen Lautung gelten die vollständige Schriftaussprache *snetsam* und die teilweise Schriftaussprache *snetšam*.

Neben *aksetər* besteht die Aussprache *atshetər* für 'Uttoxeter', Stf. Die me. Vorstufe ist *Wittokeshather*; der zweite Teil scheint angeglichen zu sein an *-ceter* wie in *Exeter*. Die gewöhnliche Aussprache in der Stadt ist die vom Schriftbild abhängige Aussprache *jütoksita* oder *atoksita*.

b) Heutiges *tšadžli* 'Chaddesley' und *tšeidlži* 'Chaigley', Linc., aus me. *Chaddesley* (ae. *Cead Pn.*), Mudgeley, Som., aus ae. *Mudesle*, Quedgeley, Glo., aus me. *Quedesley*. In *Wednesbury* und *Wednesfield*, Stf., wurde die dreigliedrige Konsonantengruppe *dnz* mit Unterdrückung des mittleren Konsonanten zu der Konsonantengruppe *dz*, die ihrerseits durch *dž* ersetzt wurde: die heutige Lautung, die zur Schreibung in merkwürdigem Widerspruch steht, ist *wedžbri*, *-fild*, daneben kommt die Schriftaussprache *wenz* vor.

4. Die Lautsubstitution von *ts* durch *tš*, *dz* durch *dž*, *ns* durch *nš* ist nicht eingetreten, wenn das *s* oder *z* Funktionsträger war. Auch nicht in nicht geradezu volkstümlichen Fremdwörtern. An ihrer Lautgestaltung scheint noch etwas von ihrem fremden Ursprung zu haften. Dahin gehören Wörter wie *fence*, *defence*, *offence*, *pretence*, *commence*, *dense*, *tense* 'Tempus', *convince*, *renounce*, aber auch alltäglichere Wörter wie *prince*, *immense*.

Neben *mince* 'zerkleinern' steht im älteren Ne. *mynsh*, *minch*, in heutigen Mundarten noch *minš*; neben *rinse* 'auswaschen, aus-

<sup>4</sup> Die folgenden Abkürzungen werden für Grafschaftsnamen gebraucht: Nhb = Northumberland, Dur = Durham, Cum = Cumberland, Wm = Westmoreland, Yks = Yorkshire, Lan = Lancashire, Linc = Lincolnshire, Chs = Cheshire, Stf = Staffordshire, Der = Derbyshire, Not = Nottinghamshire, Lei = Leicestershire, Nhp = Northamptonshire, War = Warwickshire, Wor = Worcestershire, Shr = Shropshire, Hrf = Herefordshire, Glo = Gloucestershire, Brks = Berkshire, Bck = Buckinghamshire, Bdf = Bedfordshire, Hnt = Huntingdonshire, Nrf = Norfolk, Suf = Suffolk, Sus = Sussex, Hmp = Hampshire, Wil = Wiltshire, Dor = Dorsetshire, Som = Somersetshire, Dev = Devonshire; Pn = Personenname, On = Ortsname.

spülen' steht im älteren Ne. *rynsche*, *rinche*, in Mundarten noch *rinch*. Da können die Formen mit *s* und (*t*)*š* verschiedenen afrz. Mundarten entsprechen. Bei mundartlichem *tšantš* 'chance' kommt Fernassimilation in Frage.

5. In einheimischen Wörtern, die einen Vokal zwischen Dental und *s* verloren haben, ist *ns* > *nš* (*ntš*) geworden: *linchpin* 'Achsnagel' (am Wagen) für *linspin*, seit dem 17. Jh. aus me. *lins*, ae. *lynis* (vgl. mhd. *lünse*); *henchman* neben *henshman* für *hensman*, seit dem 15. Jh. aus *hengestman*, ursprüngliche Bedeutung wohl 'Pferdeknecht', dann 'Gefolgsmann' (-e- der Mittelsilbe ist geschwunden, *ŋ* vor *s* ist durch Assimilation zu *n* geworden und schließlich die Konsonantengruppe *stm* zu *sm* wie in *krismos* 'Christmas'. Für *addice* 'Krummaxt' (der Zimmerleute und Küfer) erscheint im 17. Jh. *atch*, in heutigen schottischen Mundarten *itš* (*ds* ist durch Assimilation zu *ts* geworden, dieses ist ersetzt durch *tš*).

In diesen Wörtern handelt es sich um einheimische Wörter. Ne *courtesy* 'Höflichkeit' ist zwar aus dem Französischen entlehnt, aber es wurde in einheimischer Weiterentwicklung regelrecht zu *curtsy* 'Knicks', dafür erscheint die Schreibung *curchie*, -*y* vom 16. bis 18. Jh., und noch im 18. Jh. wird auch von Sprachmeistern die Lautung *tš* bezeugt, die heute noch in Mundarten verbreitet ist. Das heutige hochenglische *keetsi* ist Schriftausprache. — Neben dem Personennamen *Runciman* steht *Runchman*, dessen unmittelbare Vorstufe \**Runsman* war (zu *rouncey* 'Pferd' afrz. *rouncin*, nfrz. *roussin* (mit Schwund des Vokals *i* in der Mittelsilbe).

9. Me. ne. *March* 'März' leitet man ab aus altnordfrz. (pikardischem) *March* gegenüber *Marz* (*marts*) in der zentralfrz. Mundart. Dem zentralfrz. *ts* aus *tš* und *kš* entspricht pikardisches *tš*, vgl. vulgärlat. *captiare* = zentralfrz. *chacier* (*tšatsiēr*) 'chasser' = pik. *cachier*; beide Formen sind ins Englische aufgenommen worden als *chase* und *catch*. Die Form *march* für zentralfrz. *marz* ist belegt in den Urkunden bei D. Behrens, Gr. des Afrz., Bd. III (Materialien zur Einf. in das Studium der afrz. Mundarten), S. 105, Nr. VII: Pas de Calais und Nr. X: Tournai).

So kann auch *partrich*, die Vorstufe des ne. *partridge*, seine Aufklärung finden. Die Entstehung von *-idž* aus *-itš* ist normal: das auslautende *-tš* ist infolge seiner Druckschwäche schwach und stimmhaft geworden<sup>5</sup> wie in *grinidž* aus *Greenwich*.

<sup>5</sup> Archiv 185, 17. Das NED bemerkt zu *partridge*: '... no explanation has been found of the representation of the French *-riz*, *-ris* by English *-rich*, nor of the notable fact that this became *-rik* in Northern Eng., like the final element in *hevenriche* — *hevenrik*, *kingriche* — *kingrik* etc.' Das



Afrz. *pertriz* mit *-ts* wurde mit Lautsubstitution von *ts* zu *tš* zu *pertrich*. Das anlautende stimmlose *p* hat das inlautende stimmhafte *d* stimmlos gemacht. In ähnlicher Weise ist ndl. *abrikoos* zu nhd. *Aprikose* geworden und frz. *abricot* zu ne. *apricot*. Im Afrz. ist *apendix* zu *pentis* geworden: *p-d* > *p-t*, ne. *penthouse*.

Das NED bemerkt zu *partridge*: '... no explanation has been found of the representation of the French *-riz*, *-ris* by English *-rich*, nor of the notable fact that this became *-rik* in Northern Eng., like the final element in *hevenriche* — *hevenrik*, *kingriche* — *kingrik* etc.' Das afrz. Wort wurde naturgemäß zunächst ins Südenglische übernommen. Von da aus wanderte es weiter nach dem Norden. Und bei dieser Wanderung wurde südenglisches *tš* in nordengl. *k* übersetzt nach dem Muster von *-riche*: *-rik* und anderen Wörtern.

10. In *Fitz-* in Namen wie *Fitzwilliam*, *Fitzgerald*, *Fitzwater* (afrz. *fiz* = *fits* 'fils' mit *ls* zu *lts*) wirkt die fremde Aussprache nach. Auch der Name *Fiz* allein kommt vor, 1273, *Fitts* 1670. Daneben begegnet *Fitch* schon 1273. Da kann *ts* zu *tš* geworden sein. Wo der Name später erst auftaucht, kann *Fitch* auch zusammenhängen mit *fitch*, seit 1550, = 'pole-cat', dazu *fitchew* (*ficheux* 1418). Dieses Wort wird zurückgeführt auf mnl. *vitsche*, dem in heutigen ndl. Mundarten *fits* entspricht.

Wenn in *Chertsey*, Surrey (worin der Pn. Ceort steckt) der Übergang von *ts* > *tš* unterblieben ist, mag das anlautende *tš* hindernd gewirkt haben. Eine ähnliche Hinderung kommt in Frage bei *Chedzoy*, Som. (me. Chedes-īe 'Chedd's island'), als Familienname wird auch *Chedgey*, *Chidgey* angeführt.

11. Bei flexivischer Funktion des *-s*, *-z* blieben die Konsonantengruppen *ts*, *dž* bestehen (§ ...). Auch bei anderer als flexivischer Funktion. Das Possessivpronomen *its* ist erst gegen 1600 aus dem älteren Possessivpronomen *it* entstanden: *the child lost it ball* > *its ball*. *once* 'einmal' geht zurück auf me. *ōnes*; hence 'von hier' auf me. *hennes*, *whence* 'von wo' auf me. *whennes*, *thence* 'von da' auf me. *thennes*; *nz* ist auch bewahrt in *klenz* 'cleanse' 'reinigen' zu *clean*.

12. Das ndl. Wort *schaets* (§ 7) geht seinerseits zurück auf altnordfrz. *escache* (= nfrz. *écache*) 'stilt'. Der Wechsel von *ts* und *tš* im Niederländischen und Englischen ist merkwürdig: das Ndl. macht frz. *tš* zu *ts*, und umgekehrt wandelt das Englische ndl. *ts* in *tš* um.

afrz. Wort wurde naturgemäß zunächst ins Südenglische übernommen. Von da aus wanderte es weiter nach dem Norden. Und bei dieser Wanderung wurde südenglisches *tš* in nordengl. *k* übersetzt nach dem Muster von *-riche*: *-rik* und anderen Wörtern.

Das Gegenstück zu dem Ersatz von ndl. *ts* durch engl. *tš* ist der Ersatz von engl. *tš* durch ndl. *ts*: ndl. *brits* = engl. *breeches*, ndl. *kits* = engl. *ketch*. Wenn *tš* in engl. Wörtern ins Französische übernommen wird, wird es durch *ts* ersetzt, dieses wird zu *s*. Die französische Prinzessin Katharine spricht engl. *tšin* als *sin* nach (Sh., Heinrich V., Akt IV, Sz. 4). Warum? Die natürliche Wiedergabe des engl. *tš*- wäre *ts*-, das kommt im frz. Anlaut nicht vor und wird durch *s*- ersetzt.

Der Ersatz von engl. *tš* vor *i* durch frz. *s* kommt auch in Ortsnamen vor. Berühmt ist die Schriftaussprache *saiərənsestə* 'Circencester'. Der ursprüngliche Name der Stadt am Churn (ea. *Cyrnea*, *Cirnea*) ist *Chirenchester* (das ist der Name bei Layamon).

13. Neben *quince* 'Quitte', dem zum Singular gewordenen Plural von *quine*, bestand im 16. und 17. Jh. *quench*, *quinch*. In *kwins* hatte das *-s* urprünglich flexivische Flexion, aber nicht mehr, als die Pluralform auch in den Singular gedrungen war wie in dem oberdeutschen *Öpfel* für 'Apfel' aus dem Plural *Äpfel*.

Ne. *linget* (*lingeat*, *linjet*) 'linseed' 'Leinsamen', das das NED eine unerklärte Variante von *linnet* = *lint* nennt, ist aus *linseed* entstanden; für die ältere schottische Mundart wird *linjet* angegeben. In *linsey-woolsey* 'Gewebe aus Flachs und Wolle' (*linsey* = *line*, *say* = afrz. *saie*, lat. *sagum*, *-a* 'Tuch') blieb *nš* unverändert, da das Wort mit *woolsey* gepaart ist. — In schott. Mundarten führt die Koppelung mit *linsey* zu *woonsey*<sup>6</sup>. Neben *frenzy* mit bewahrtem *nš* begegnet in Mundarten *frangy* 'unmanageable'.

Ae. *hwinsian* erscheint in Nordengland und Schottland seit dem 16. Jh. als *whinge*, das in Mundarten fortlebt.

14. Sehr merkwürdig ist es, daß für *ensign* 'Fahne, Fahnen-träger' vom 16. bis 18. Jh. die Schreibung *ancient* auftritt, z. B. 1578 *this ensign or auncient*. Die heute so verschiedenen Wörter '*ensain* und *einšant*' müssen früher einmal *gleichlautend* gewesen sein. Wie war das möglich? Das *-t* in *auncient* ist angetreten an me. *auncien* aus afrz. *ancien*. Nachträglich konnte das *-t* wieder schwinden als 'starker' Konsonant<sup>7</sup> nach *n* am Ende einer druck-schwachen Silbe. Eine Lautung *ēnšn* kommt heute tatsächlich in Mundarten vor.<sup>8</sup>

Vor *nš* im zweisilbigen Wort *ēnšant* (§ 9) konnte *ē* gekürzt werden, was wiederum in heutiger Mundart belegt ist: *enšan*.

<sup>6</sup> Wright, E. D. Gr. 309 (Index).

<sup>7</sup> Vgl. Archiv 185, 17.

<sup>8</sup> Vgl. Wright, EDD VI, 539.

2. Das heutige *'ensain* hat ein älteres *'ensin* zur Vorstufe. Daraus wurde, mit Abschwächung des Vokals der druckstarken Silbe: *ensin*, -an, bezeugt durch die älteren amerikanischen Schreibungen *ensin*, *ensne*. Diese Lautung des heutigen amerikanischen Englisch hat offenbar früher auch im britischen Englisch gegolten. Dieses Verhältnis des britischen und amerikanischen Englisch können wir ja durchweg beobachten. Schließlich kam *'enšan* zustande mit Übergang von *ns* zu *nš*.

Im Schottischen<sup>9</sup> wird *sketš*, *skēts* in der Bedeutung 'skate' gebraucht. Ne. *skate* stammt aus niederländischem *schaets*, Pl. *schaatsen* 'Schlittschuh'. Es war natürlich mehr die Rede von den Schlittschuhen als von einem Schlittschuh. So erschien *schaets* als Plural, was zur Bildung eines neuen Singulars *skate* führte. Im Schottischen blieb die Form *skates* bestehen und wurde umgeformt zu *sketš*, *skētš* mit der Lautsubstitution *ts* > *tš*. Der Vokal des englischen Wortes schwankte im 17. Jh.

Der Name wurde von Normannen umgebildet zu *Cirencester*. Daraus entstand ne. *sisita*, *sizita*, *sisista*. Dazu bemerkt Jones im Pronouncing Dictionary: 'Members of county families generally pronounce *'sisita*, but the pronunciation most usually heard in the town is *saiərənsɛstə*. The older pronunciation *'sizita* may still be heard in the country round.' Lat. *castra* erscheint regelrecht als Chester, Winchester, Chichester, Colchester, dagegen mit *s* in Exeter, zugleich mit dissimilatorischem Schwund des zweiten *s*: Eksester > Eksetər; im Frz. schwindet überdies *s* vor *t* im 13. Jh., ist aber im Wallonischen geblieben bis heute; ebenso -*sētər* in Worcester, Leicester. Frz. *s* für engl. *tš* findet sich auch in Sydenham, Kent, das identisch ist mit Chippenham (13. Jh. Chipeham, 14. Jh. Cypenham, dafür Shippenham 1315; *p* — *m* dissimiliert zu *d* — *m*), in Diss, Nfk. = ditch, in Whissendine, Rutl. Whissansett, Nfk., früher -ch-, Sarsden = Cherchesdene, 'church valley'.

Die Ersetzung von *ns* zu *nš* (*ntš*) scheint auch vorzuliegen in dem Ortsnamen Stinchcombe, Glo., me. *Stintescombe*. Aber Stinsford, Dor., me. *Stintesford* hat altes *ns* unverändert gelassen.

Wenn die Lautsubstitution unterblieben ist in Mansfield, so wird das daran liegen, daß die naiven Sprecher das *s* als Träger einer Genetivfunktion auffassen konnten: Man's field, ebenso in dem eben erwähnten Stinsford (= Stin's ford); wenzdi 'Wednesday' mag durch Tuesday, Thursday gestützt worden sein.

Ne. *venzn* 'venison' 'Wildbret' (in der schott. Mundart 'Ziegenfleisch') wurde in Wexford, Irland, mit *vengeance* 'vengeance' zu-

<sup>9</sup> Wright, EDD V, 468: *sketch*: Kürzung durch die schwere Konsonantengruppe *tš*.



sammengeworfen. Ne. *venzn* konnte mit der Lautsubstitution von *nz* > *nž* zu *venžn* werden, und *vengeance* konnte das -s am Ende verlieren, wie *diligence* gelegentlich in der Mundart. Die Verwirrung griff in Wexford über auf *venom*, für das *vengom* angegeben wird.

Es ist im Englischen nicht selten vorgekommen, daß Substantive ein auslautendes -s verloren haben: sie erschienen als Plurale, zu denen ein neuer Singular ohne -s gebildet wurde. So haben *pease* und *cherise* ihr -s eingebüßt. Bei *pea* und *cherry* ist der Plural besonders häufig und konnte leicht die Grundlage abgeben für die Bildung eines neuen Singulars. Aber von *shay* 'chaise' und *šimi* 'chemise' wird man das nicht sagen können. Es genügte offenbar, daß *chaise* und *chemise* das Aussehen eines Plurals haben. *Die Form zieht die Funktion nach sich.*

Das läßt sich auch sonst beobachten. So ist zu *diligence* eine neue Form *dilidžn* gebildet worden 'a heavy two wheeled cart'.<sup>10</sup> Es kommt helfend hinzu, daß der Ausgang -*ns* für eine druckschwache Endsilbe, bei absteigender Tonkurve, zu gewichtig ist. Wenn *conscience* und *innocence* das -*ns* bewahrt haben, so ist zu berücksichtigen, daß Wörter dieser Art nicht volksmäßig sind.

12. In Mundarten ist *benison* 'blessing, benediction', zunächst zu *benis* geworden durch totale *n*-Dissimilation; *benes* kann in der Kindersprache auch noch das -s einbüßen: *clap bene(s)* 'to clap the hands as an expression of thanks or of pleasure'.<sup>11</sup>

Ne. *distance* ist als Substantiv in Schottland und als Verb in Cumberland zu *distən*, *disn* (*stn* > *sn*) geworden; *distance* wurde teils als flektiert aufgefaßt, teils wirkte totale Dissimilation: *distəns* > *distən*; mitgeholfen hat wieder das Streben nach Erleichterung der schweren Konsonantengruppe am Ende bei absinkender Druckkurve.

13. Wer im Singular *shay* 'chaise' spricht, kann *šeiz* für einen Plural halten. Das tut bei Dickens der 'grocer' Mr. Joseph Tuggs im Gespräch mit Captain Waters. M. Cymon Tuggs ist der Sohn des Mr. Joseph Tuggs. Er legt Gewicht auf eine gebildete Sprache,<sup>12</sup> namentlich mit Rücksicht auf den Captain. Seinen Namen *Simon* schreibt er vornehm *Cymon*, nachdem er eine reiche Erbschaft gemacht hat.

'How shall we go?' inquired the captain; 'it's too warm to walk.'

'A shay?' suggested Mr. Joseph Tuggs.

'Chaise', whispered Mr. Cymon.

<sup>10</sup> EDD II, 74: *dilijon*.

<sup>11</sup> EDD I, 242.

<sup>12</sup> Dickens, *Sketches* (Oxford Edition) S. 406.

'I should think one would be enough', said Mr. Joseph Tuggs aloud, quite unconscious of the connection.

'However, two shays if you like.'

Ebenso verbessert der vornehme Cymon das *srimps* seines Vaters in *shrimps*<sup>13</sup>, der jedoch meint: 'Srimps or shrimps, don't much matter.' Darauf Cymon: 'Don't matter, father! What would Captain Waters say, if he heard such vulgarity.'

Der Name der Pflanze *tutsan* 'das staudenartige Johanniskraut, Konradskraut', taucht im 15. Jh. auf als *totsane*, *toutsayne*. Der Name ist anscheinend frz. Ursprungs. Aber das nfrz. *toute-saine*, das buchstäblich 'entirely wholesome or healthy' bedeutet, ist erst 1762 belegt (NED). Der Name gilt in England für verschiedene Pflanzen, denen man heilende Wirkung zuschreibt, heute besonders für eine Art St. John's Wort. Die Hochsprache hat *u*, *o*, *ou* in der ersten Silbe, in Mundarten sind Formen mit *i* häufig: *titsən*, *Sus.*, *Som.*, *Dev.*, *tipsən* Bck., *Dev.* Dem *u* entspricht *i* besonders vor Dentalen, im Schott. und im *Som.*, *Dev.*<sup>14</sup>: *sin*, 'sun', *titš* 'touch'. Darf damit die Lautung *biccher* 'butcher' verglichen werden, die Gill 1621 der sehr fortschrittlichen Aussprache der 'Mopsae' zuschreibt? Für die heutige Mundart wird *bitšər* nicht-bezeugt. Die *i*-Formen werden von *Som.*, *Dev.* ihren Ausgang genommen haben. Auffallend ist, daß *ts* unversehrt geblieben, nicht durch *tš* ersetzt worden ist. Doch eine Spur von *ts* > *tš* zeigt sich in *touchen-leaves*, *touchan-leaves*. Das EDD nennt das 'a corruption of *tutsan*'.

Verschiedene Pflanzen haben den Namen *touch-and-heal*. Von einer (the sweet amber) heißt es: *Tutsan* (*Hypericum Androsæmum*) is called *Touch-and-heal*, and is said to be a capital thing to put to cuts. Da ist *touchan* witzig erweitert zu *touch-and-heal*, mit Rücksicht auf die besondere Heilkraft.

Auch bei uns ist das Johanniskraut (*Hypericum*), das in vielen Arten vorkommt, ein altes Heilmittel. Es wird als Tee gebraucht gegen Leber- und Nierenleiden, Gicht, Blutungen, Magendrücken usw., als Öl gegen Hexenschuß, Verrenkungen, Brandwunden.<sup>15</sup> Das Kraut führt auch die Namen Herrgotts-Wundkraut und Jagdenteufel.

<sup>13</sup> S. 403.

<sup>14</sup> Wright, EDGr. § 100, Wilgert S. 252, Mutschmann S. 54, 55.

<sup>15</sup> Vgl. A. Dinand, Taschenbuch der Heilpflanzen (1910), S. 54.

# Molières Lebensweisheit

Von Franz Rauhut (Würzburg).

Hatte Molière, was man Welt- oder Lebensanschauung<sup>1</sup> zu nennen pflegt? Wenn ja, hat er sie ausgesprochen und in welcher Weise? Die Beantwortung solcher Fragen wird vielfach durch die aus dem Schulaufsatz überkommene Sitte erschwert, die Klassiker zu loben (obwohl ihrer einer einmal gesagt hat: 'Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein'); bei dieser

<sup>1</sup> Sonderuntersuchungen über Molières 'Welt-' bzw. 'Lebensanschauung':

C.-G. Jeannel, *La morale de Molière*, Paris 1867 (nicht zugänglich);

Paul Janet, *La philosophie dans les comédies de Molière*, in: Rev. politique et littéraire, Nr. v. 26. Okt. 1872, S. 387—92 (nicht zugängl.);

P. Janet, *La philosophie de Molière*, in: Rev. des deux mondes, Nr. v. 15. März 1881, S. 322—62 (nicht zugängl.);

Ferdinand Brunetière, *Études sur le XVII<sup>e</sup> siècle: IV. La philosophie de Molière*, in: Rev. des deux mondes, 100, Nr. v. 1. Aug. 1890, S. 649—87; wiederveröffentlicht mit dem Titel *La philosophie de Molière*, in: Brunetière, *Études critiques sur l'histoire de la littérature française, Quatrième série*, Paris 1891;

F.-T. Perrens, *Les libertins en France au XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1896, S. 280—90;

Eduard Wechssler, *Molière als Philosoph* (Marburger Universitätsprogr.), Marburg 1910<sup>1</sup>; ('Marb. Beitr. z. rom. Philol.', 14) Marburg 1915<sup>2</sup>;

E. Wechssler, *Über die Beziehungen von Weltanschauung und Kunstschaffen im Hinblick auf Molière und Victor Hugo* ('Marb. Beitr. z. rom. Philol.' 9), Marburg 1911;

Hermann Seitz, *Molières Lebensanschauung und Erziehungsgedanken im Lichte der französischen Renaissance (Rabelais' und Montaignes)* Jenaer Diss. 1914, Zeulenroda 1915;

Eduard Weddigen, *Volkstümliche Rede und Lebensweisheit bei Molière*, Marb. Diss. 1918, Marburg 1918 (enth. trotz des Titels nichts Hierhergehöriges);

W.-A. Nitze, *Molière et le mouvement libertin de la Renaissance*, in: Rev. d'Hist. litt. de la France, 34, 1927, S. 356—76 (Anfang des Aufsatzes gelesen, dann ist der Band bei einem Fliegerangriff verbrannt);

Werner Leupold, *Die Aristotelische Lehre in Molières Werken* ('Romanische Stud.', 33), Berlin 1935.

Darstellungen des gesamten Werkes Molières von Küchler, Heiss, Lerch u. a. sind hier selbstverständlich ebenfalls einzusehen.

Im folgenden wird nur gelegentlich ein Hinweis auf die gerade ausgewertete Studie gegeben, meist wird auf solche Hinweise verzichtet. Der Verfasser dieses Aufsatzes fußt selbstverständlich auf allen ihm zugänglichen Studien, schließlich auch auf denen, mit denen er sich nicht einig weiß.



Einstellung findet man alles an ihnen erhaben und betrachtet alle ihre Gedanken kritiklos als 'tiefe' Weisheit. Da die 'Heroen des Geistes' für viele Gebildeten die Altäre der Heiligen haben einnehmen müssen, hat sich mancher Literaturhistoriker in die Rolle des früheren Hagiographen eingelebt, der die Vita seines Heiligen mit gut gemeinten Erfindungen bereicherte. So soll Shakespeare ein fachmännischer Jurist, Cervantes ein allseitig Gebildeter und Molière ein 'Philosoph' gewesen sein. Schon La Grange, ein Schauspieler aus Molières Truppe, und Titon du Tillet<sup>2</sup> nennen ihn 'philosophe'; bezeichnenderweise wird das im 'siècle philosophique' von seiten Chamforts und Voltaire's wiederholt (ersterer nennt ihn 'Poète Philosophe'), und dieses Lob ist in der Folgezeit nicht verstummt. So erklärt Geoffroy 1809: 'le plus grand philosophe qui ait jamais existé dans notre littérature'.<sup>3</sup> Heute ist diese Wertung umstritten, wobei die Extreme von Wechssler und Kuchler vertreten werden: für ersteren geht der Weg zu Molière 'durch das Tor der Philosophie', für letzteren ist Molière 'kein Philosoph', und die von den Raisonneurs seiner Lustspiele vorgebrachten 'Selbstverständlichkeiten' haben nur der komischen Wirkung zu dienen.<sup>4</sup>

Brunetiére, Perrens, Wechssler, Nitze (?) und Leupold ordnen Molière als Philosophen dem Libertinismus ein, d. h. jener unklaren und uneinheitlichen weltanschaulichen Strömung, die die naturgläubige Renaissance über das 17. Jahrhundert hinweg mit der Aufklärung verbindet, sich von dem Aristotelismus, Skeptizismus, Epikuräismus und Stoizismus Montaignes und der Antike nährt und sich bei Denkern und Dichtern wie Charron, Théophile de Viau, Gassend, Scarron, Cyrano Bergerac, La Mothe Le Vayer, Bernier und Saint-Évremond findet. 'Libertin' nannte man sowohl einen emanzipiert Denkenden wie einen sittenlos Lebenden bzw. einen, der beides vereinigte. Ganz ernst war es den wenigsten mit ihrer freien Denkart; fast alle hielten an der christlichen Religion fest oder ließen sich wenigstens in articulo mortis mit den Sakramenten versehen. Da sogar katholische Priester (Charron und Gassend) zu den Libertins gehörten, muß man in diesen Köpfen ein doppeltes, getrenntes Denken, ein unverbundenes Nebeneinander von christlichem Glauben und gemäßigter Freigeisterei annehmen, wie es bereits in der spät-

<sup>2</sup> S. Maria Ehing, *Hauptphasen der Molière-Kritik bis 1850*, Kölner Diss., Erlangen 1942, S. 36.

<sup>3</sup> Angeführt nach: Otis E. Fellows, *French Opinion of Molière (1800 bis 1850)* ('Brown University Studies', 3), Providence 1937, S. 33.

<sup>4</sup> Walther Kuchler, *Molière*, Leipzig u. Berlin 1929, S. 1, 234 f., 247 f.; s. von demselben auch: *Über Wirklichkeit und Komik in der Kunst Molières*, in: *Volkst. u. Kult. d. Romanen*, I, 1928, S. 29 f.

mittelalterlichen Scholastik durch die Scheidung von Glauben und Vernunft, durch die Lehre von der 'doppelten Wahrheit' vorgebildet war; das getrennte Denken der Libertins findet sich vielleicht schon bei dem Mönch und Priester Rabelais, sicher schon bei Montaigne. Die Kirche bekämpfte die Freigeisterei: 1600 wurde der italienische Mönch und Philosoph Giordano Bruno als Ketzer verbrannt. 1619 der Priester Vanini aus Neapel, der als Materialist galt, in Toulouse hingerichtet; der Jesuit Garasse tat sich als Eiferer gegen den Libertinismus hervor; Théophile de Viau wurde gerichtlich verfolgt; Pascals *Pensées* sind gegen den Libertinismus gerichtet.

Der als Libertin aufgefaßte Molière nun ist für Wechssler ein idealer Denker hellenischen Geistes, für Brunetière dagegen, der ihn als 'le plus illustre représentant' der Libertins, als gefährlichen Feind der Kirche<sup>5</sup> bezeichnet, ein Greuel vor dem Herrn; aus dem gleichen Grund möchte ihm Wechssler gewissermaßen einen heidnischen Heroenaltar und Brunetière mit dem Über-eifer des Konvertiten gewissermaßen den Scheiterhaufen des Ketzers errichten. In dasselbe Horn wie Brunetière bläst Perrens, wenn er ihn 'libertin jusqu'aux moelles'<sup>6</sup> nennt und dazu folgendes ausführt: Molière habe ein Leben ohne sittliche Grundsätze geführt (wogegen zu sagen ist, daß Verletzen sittlicher Grundsätze, was doch eine allgemein menschliche Schwäche ist, und Leichtsin, wie er unter den damaligen Schauspielern üblich war, noch lange kein Fehlen sittlicher Grundsätze bedeuten). Er hat an einer Übersetzung des Epikuräers Lukrez gearbeitet. In dem Streit um den *Tartuffe*, und zwar in dem Pamphlet des Pfarrers Pierre Roullé, wurde er als 'impie et libertin' bezeichnet (welches Gewicht hat eine solche Behauptung?). Perrens glaubt bei Molière die Meinung zu finden, daß die Religion uns von der Natur, von den Instinkten entfernt habe. Wenn im *Don Juan* ein Bild des Libertins, des religiösen Skeptikers gezeichnet wird, so meint allerdings Perrens selbst, daß man daraus nicht auf Atheismus des Verfassers schließen dürfe. Wird dem armen Molière so wenigstens der Vorwurf der Gottlosigkeit erspart, so muß er sich neuerdings wieder den der Blutschande gefallen lassen, den diesmal François Mauriac mit dem Ernst des Weltenrichters vom jüngsten Tag erhebt.<sup>7</sup> (Ein moderner Lessing würde eine 'Rettung' Molières mit Polemik gegen Wechssler,

<sup>5</sup> Aufs. in Rev. d. d. m., S. 680 ff., 686.

<sup>6</sup> S. 280.

<sup>7</sup> *Trois grands hommes devant Dieu*, Paris 1930 (enthält u. a. den Essay 'Molière le tragique', in dem der von Zeitgenossen stammende Vorwurf, daß Molière seine eigene Tochter geheiratet habe, törichterweise ernst genommen wird).

Brunetière, Perrens und Mauriac schreiben.) Nun, Molière war mit den Libertins La Mothe Le Vayer, Bernier und Chapelle befreundet; Grimarest berichtet in seiner 1705 erschienenen Lebensbeschreibung Molières sogar, daß dieser bei Gassend Privatunterricht genossen habe, aber Michaut hat das als Legende enthüllt. In der Bücherei des Lustspiieldichters standen auch philosophische bzw. philosophisch gefärbte Werke: Montaigne (*Essais*), Plutarch (Lebensbeschreibungen), Seneca, Guez de Balzac, La Mothe Le Vayer, ein *Dictionnaire de Philosophie*.<sup>8</sup> Molière interessierte sich also für Philosophie, aber nicht für die fachwissenschaftliche mit ihren Erkenntnisproblemen (Aristoteles, Descartes, Gassend beispielsweise fehlen), sondern für die Philosophen der Lebensweisheit, für die — wenn man so sagen darf — dilettantischen Denker. Darunter waren nun auch Libertins, besonders Montaigne mit seinen *Essais*, dem Brevier der Libertins. Aber war er deshalb selbst ein solcher? Kann er überhaupt als 'Philosoph' bezeichnet werden?

Da ist zunächst einmal festzustellen, daß Molière ein katholischer Christ war — n'en déplaît à M. Perrens!<sup>9</sup> —, wenn auch ohne tiefgehende Religiosität. Natürlich ist hier gleich die Frage zu stellen, ob er außer diesem — nicht gerade fleißig gebeteten — religiösen Credo noch sonstige grundsätzliche Überzeugungen gehabt hat. Das Unpersönliche der französischen Klassik erlaubt nicht, in Molières Bühnenwerken den Charakter, das Schicksal, das Handeln und Denken des Verfassers dargestellt zu sehen, als ob sie Bruchstücke einer großen Konfession wären. Er hat nicht etwa sich selbst als Hahnrei auf die Bühne gebracht (ob er es überhaupt gewesen ist, weiß niemand). Wenn er ausnahmsweise im *Impromptu de Versailles* sich als Theaterdirektor mit seiner Frau und seiner ganzen Truppe selbst darstellt, so ist das selbstverständlich kein getreues Bild dieser Wirklichkeit, sondern eine zur Selbstverteidigung und Reklame ersonnene Stilisierung. Aber hat er nicht durch den Mund der 'Raisonneurs' seine Grundsätze gepredigt? Diese nicht gerade zahlreichen Vernunftprediger treten nur in den Werken der sog. haute comédie auf, diese Dichtungen sind also gerade durch das Gedankliche gehoben, was für dessen Bedeutung spricht. Die Vernunftprediger sind Ariste in der *École des maris*, Chrysalde in der *École des femmes*, Cléante im *Tartuffe*, Philinte im *Misanthrope*, M<sup>me</sup> Jourdain im *Bourgeois gentilhomme*, Clitandre, Chrysale und Ariste

<sup>8</sup> Wechssler, *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 7.

<sup>9</sup> Otto Heußler, *Molières religiöse Überzeugung*, Greifsw. Diss. 1914 (1917 ersch.): der Verfasser bildet sich ein, bei Molière protestantische Züge zu entdecken.



in den *Femmes savantes*, Béralde im *Malade imaginaire*. Zunächst kann man von den Ansichten dieser Personen nur sagen, daß sie in dem Bau der betreffenden Stücke ihren gedanklich notwendigen Platz haben. Diese Personen haben die Aufgabe, die sittlichen, gesellschaftlichen oder künstlerischen Grundsätze oder Forderungen auszusprechen, gegen die die komischen Personen verstoßen, worauf ihre Komik zu einem großen Teil beruht. Sie bilden den Hintergrund von gesundem Menschenverstand oder Lebensklugheit, gegen den sich die im Vordergrund erscheinenden menschlichen Torheiten und Unzulänglichkeiten abheben. Nun fällt auf, daß die betreffenden Grundgedanken in den Lustspielen unverändert wiederkehren. Sie haben nämlich eine allgemeine Gültigkeit, insofern sie zum Denken der Zeitgenossen gehören. Das ergibt sich schon daraus, daß man annehmen und auch beweisen kann, daß Molière dem Erfolg seines Theaters zuliebe nur die schlichtesten, handfestesten und selbstverständlichsten Ansichten jener Zeit zu den sittlichen Grundsätzen seiner Lustspiele gemacht hat. Schließlich darf man allerdings auch annehmen, daß die betreffenden Ansichten auch die des Verfassers selbst waren; aber es ergibt sich aus dem Wesen der französischen Klassik, daß er sie zunächst nicht deshalb aussprechen läßt, weil sie seine eigenen, sondern weil sie die allgemeinen waren. Bei einem Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Antoine Bret, findet man die Auffassung: 'Il (nämlich Molière) est Ariste dans l'École des Maris, Chrysalde dans l'École des Femmes, Cléante dans le Tartuffe, et le Clitandre des Femmes Savantes. L'extrait de ce que disent ces personnages serait l'image fidèle de la saine philosophie, de la sagesse, et de la vertu de cet écrivain.'<sup>10</sup> Das ist, wie das oben Gesagte zeigt, naiv. Im folgenden ist vorsichtshalber nicht von der Lebensanschauung oder Lebensweisheit Molières, sondern seiner Raisonners die Rede, die ja nur mit Vorbehalt und Einschränkung auch die ihres Schöpfers ist. Dabei handelt sich's nie um das Umfassendere, was man 'Weltanschauung' nennt, sondern nur um 'Lebensanschauung', 'Lebensweisheit', um das Praktische der Lebensklugheit.

Die Grundsätze der Raisonners lassen sich mit wenigen Worten zusammenfassen: *nature* (dazu *liberté*), *raison* (dazu *bon sens*, *sens commun*), *mesure* (dazu *modération*, *juste milieu*, *sobriété*). Bei Nachweis und Darlegung dieser Gedanken soll die Frage der Herkunft zunächst unerörtert bleiben.

Was zunächst 'Natur' bzw. 'Freiheit' betrifft, so wird allgemein empfohlen, der Natur zu folgen, es wird vor Mißachtung

<sup>10</sup> Angeführt nach Ehing, a. a. O., S. 36.

der Natur, vor Handeln gegen die Natur, vor Zwang gegen die Natur gewarnt. Die 'oberste Regel seiner Lebensweisheit' lautet, wie Heiss es ausdrückt, 'der Natur gemäß handeln, indem man den von der Vernunft überwachten Instinkten gehorcht'.<sup>11</sup> Wenn in Molières Lustspielen die Väter ihre Kinder ohne Rücksicht auf ihre Neigung verheiraten wollen, so zeigt das die Unumschränktheit und Strenge der damaligen *patria potestas*, aber dabei ist zu bedenken, daß diese tyrannischen Väter, wie Kächler zeigt, Komödientradition waren, daß hier also die zeitgenössische Wirklichkeit übertrieben wird. Gegen diesen Zwang wird gepredigt, denn:

...  
 La nature toujours se montre la plus forte,  
 (Dépit amoureux V, 7.)  
 ...

Entsprechend soll die Erziehung nicht zu streng sein, sondern der Natur ein Maß von Freiheit gewähren, wie in der *École des maris* und in der *École des femmes* gelehrt wird. Die Präziosen sind lächerlich, weil sie durch Übertreibungen der gesellschaftlichen Verfeinerung gegen die Natürlichkeit in der Liebe und im Umgang verstoßen. Orontes Sonett im *Misanthrope* verstößt gegen die Natürlichkeit in der Dichtung. In der *Critique de l'École des femmes* wird für den Lustspiieldichter die realistische Forderung aufgestellt: 'Mais lorsque vous peignez les hommes, il faut peindre d'après nature' (7). Im *Impromptu de Versailles* wird verlangt, daß die Schauspieler natürlich sprechen und spielen. Bei der Verspottung der Ärzte heißt es, daß man bei einer Krankheit die Natur gewähren lassen soll, da sie sich selbst hilft (*Le malade imaginaire* III 3). Die Köchin Martine in den *Femmes savantes* ist ein unverbildetes, natürliches, mit gesundem Menschenverstand begabtes Geschöpf.

Nicht weniger häufig als die Forderung der Natürlichkeit erscheint die der *raison*, des *bon sens*, des *sens commun*. Vernünftig sein, vernünftig leben heißt bei Molière der Natur folgen, der Natur Rechnung tragen. Im *Tartuffe* sagt Cléante zu Orgon: das Richtige ist, in den Grenzen der *raison* zu bleiben (V, 1). Hinsichtlich der Fähigkeit zum ästhetischen Urteil heißt es in der *Critique de l'École des femmes*, daß nicht nur die Adeligen sondern auch die Bürger *sens commun*, *bon sens* hätten: 'Apprends, marquis, je te prie, et les autres aussi, que le bon sens n'a point de place déterminée à la comédie; que la différence du demi-louis d'or et de la pièce de quinze sous (gemeint sind die Eintrittspreise), ne fait rien du tout au bon goût ...' (6). 'Je

<sup>11</sup> Hanns Heiss, *Molière* ('Das wissenschaftl. Weltbild'), Leipzig 1929, S. 150.

suis pour le bon sens...' (6), heißt es gleich darauf im selben Zusammenhang. Dieselbe Person sagt in der nächsten Szene zur Verteidigung des Hofes: 'Sachez ... que la grande épreuve de toutes vos comédies, c'est le jugement de la cour; ... et ... que, du simple bon sens naturel et du commerce de tout le beau monde, on s'y fait une manière d'esprit qui, sans comparaison, juge plus finement des choses que tout le savoir enrouillé des pédants'. In den *Femmes savantes* spricht Clitandre dem Hof *sens commun* im Urteil über alles zu (IV 3). Zu erwähnen sind auch die Dienerinnen mit gesundem Menschenverstand, die Köchin Martine in den *Femmes savantes*, Toinette ('une servante bien sensée') im *Malade imaginaire*. Das Vorhandensein von gesundem Menschenverstand wird also am obersten und am untersten Teil der sozialen Pyramide gezeigt.

Schließlich das Ideal, das Molière mit *modération, milieu, sobriété* und Umschreibungen bezeichnet, wobei man das Wort *mesure* vermißt, das er wohl nur zufällig nicht gebraucht. Der Kleidermode soll man weder zu wenig noch zu viel, zu affektiert folgen, wofür Ariste in der *École des maris* den Grundsatz prägt:

L'un et l'autre excès choque ... (I, 1.)

Bei der Erörterung des uralten und unsterblichen französischen Lustspielmotivs der Hahnreischafft in der *École des femmes* rät Chrysalde dem Ehemann: bei ehelichem Unglück weder Einverständnis noch Ingrimm, sondern weise Ergebung (was immerhin wenig geeignet scheint dem Ideal des Maßes oder der Mitte Ansehen zu verschaffen):

Il y faut, comme en tout, fuir les extrémités,

Entre ces deux partis il en est un honnête,  
Où, dans l'occasion, l'homme prudent s'arrête;

(IV, 8.)

Im *Tartuffe* sagt Cléante zu Orgon, der seine Meinung extrem ändert:

Eh bien! ne voilà pas de vos emportements!  
Vous ne gardez en rien les doux tempéraments.  
Dans la droite raison jamais n'entre la vôtre;  
Et toujours d'un excès vous vous jetez dans l'autre.

Ne hasardez jamais votre estime trop tôt,  
Et soyez pour cela dans le milieu qu'il faut.

(V, 1.)



Im gleichen Lustspiel heißt es in dem großen Lob auf Ludwig XIV.:

Et sa ferme raison ne tombe en nul excès.

(V, 7.)

Dem König wird also eine Vereinigung von *raison* und Maß nachgerühmt. Im *Dom Juan* verschiebt Don Carlos aus einem Motiv der Ehre die Rache für die Schwester: die Rache ist berechtigt, aber folgen wir nicht dem Zorn, sondern einer 'pure délibération de notre raison'; 'montrons de la modération'; so sind wir Herren unseres Herzens (III 5). Alceste im *Misanthrope* bedeutet nicht etwa, wie eine viel erörterte und gründlich widerlegte romantische Auffassung will, eine Verurteilung der bösen Gesellschaft und ihrer Konventionen, sondern er ist lächerlich, weil er sich durch Übertreiben, durch Maßlosigkeit ins Unrecht setzt, weshalb Philinte zu ihm sagt:

La parfaite raison fuit toute extrémité,  
Et veut que l'on soit sage avec sobriété.

(I, 1.)

Eine meist versäumte Pflicht ist das Nachprüfen der Begriffe. Unterwirft man die angeführten wichtigen Worte einer solchen Prüfung, so findet man zunächst Mehrdeutigkeit bei *nature*. Dieses Wort bezeichnet bald das Triebhafte, bald das dem Triebhaften Gemäße, bald den schlichten dichterischen oder schauspielerischen Ausdruck des Triebhaften, bald die dichterisch darzustellende Wirklichkeit, bald die Lebenskraft. *Raison* wird als Synonym von *bon sens* gebraucht (mit dessen Begriff sich der von *sens commun* fast ganz deckt): der 'gesunde Menschenverstand' ist eine Art der Anwendung der *raison*, nämlich die schlichte Lebensklugheit auf dem Gebiet der alltäglichen Lebenserfahrung (wozu auch das ästhetische Urteil gerechnet wird). Das 'Maß', die 'Mäßigung' ist entweder als Innehalten an einer Grenze auf der einen Seite oder als Beachten je einer Grenze auf zwei Seiten gedacht; in letzterem Fall ist es die richtige Mitte zwischen zwei Extremen, einem Zuviel und einem Zuwenig.

Nun handelt es sich in den meisten Fällen, in denen die drei wichtigen Worte bzw. ihre Varianten eine Rolle spielen, um Forderungen ethischer Art. Die Lebensweisheit von Molières *Raisonneurs* besteht aus drei ethischen Forderungen, und diese hängen so eng miteinander zusammen, daß sie eine Einheit bilden, derart, daß man schwer von einer der drei sprechen kann, ohne die beiden andern ausdrücklich oder stillschweigend mit einzubeziehen. Diese dreiteilige Einheit läßt sich durch folgendes

Ideogramm darstellen: *nature-raison-mesure* (wobei *raison* nur der Kürze wegen für das begrifflich passendere *bon sens* steht und wobei *mesure* durch *milieu* ersetzt werden kann; also, wenn man will, besser so: *nature-bonsens-milieu*). Dieses bedeutet: man soll der Natur folgen, und zwar in vernünftiger Weise, und das tut man durch Einhalten des Maßes (der Mitte). Oder mit anderer Anordnung der Glieder: vernünftig leben ist der Natur folgen, und zwar mit Maßhalten. Oder von hinten angefangen: Maßhalten ist vernünftig, und in dieser Weise soll man der Natur folgen. Die Mathematik lehrt, daß bei drei Gliedern sechs Reihenfolgen möglich sind; drei davon sind schon angegeben, der Leser möge es mit den drei übrigen versuchen, und er wird sehen, daß es geht und immer auf dieselbe gedankliche Einheit hinausläuft. Die Zusammengehörigkeit der drei Forderungen erhellt zudem mit wünschenswerter Deutlichkeit aus folgendem Satz Cléantes im *Tartuffe*:

Les hommes, la plupart, sont étrangement faits;  
 Dans la juste nature on ne les voit jamais:  
 La raison a pour eux des bornes trop petites;  
 En chaque caractère ils passent ses limites;  
 Et la plus noble chose, ils la gâtent souvent  
 Pour la vouloir outrer et pousser trop ayant.

(I, 6.)

Was ist nun diese ganze Ethik der Molièreschen Vernunftprediger, die man derart bequem in eine einfache Formel fassen kann, anderes als eine schlichte Weisheit des Alltags, eine handfeste Lebensklugheit? Das alles hat man mit ganz wenigen schlagwortähnlichen<sup>12</sup> Ausdrücken, besser gesagt: Parolen, in der Hand. Darf man etwas derart Schlichtes und Gemeinplätziges 'Philosophie' nennen? Gewiß, aber nur, wenn man darunter nicht die Fragen der Erkenntnismöglichkeiten und des Wesens der Welt und der Erscheinungen, mit denen die Denker vom Fach sich abzumühen pflegen, sondern eben die Lebensweisheit des Alltags, des 'bon sens' versteht. Libertinismus ist sie nicht, obwohl, wie gleich zu zeigen ist, Zusammenhänge mit diesem bestehen, und ebensowenig ist ein Gegensatz zur katholischen Christlichkeit zu finden; dazu sind diese Grundsätze zu harmlos.

Das erübrigt nun nicht die Frage nach ihrer Herkunft. Sie

<sup>12</sup> Hinsichtlich des Wesens des Schlagworts s. Gustave Le Bon, *Psychologie des foules*, Paris (Alcan) 1895; ders., *Aphorismes du Temps présent*, Paris 1913; auch andere Veröffentlichungen desselben; Paul Kornfeld, *Phrasen der Zeit*, in: *Der Querschnitt*, XI 9, Ende September 1931; Eugen Diesel, *Vom Verhängnis der Völker: Das Gegenteil einer Utopie*, Stuttgart u. Berlin 1934.

alle haben einen erlauchten philosophischen Stammbaum<sup>13</sup>, da auch die scheinbar selbstverständlichste Weisheit einmal von einem tüchtigen Kopf ausgegangen ist und dann noch mehrere solche beschäftigt hat. Die ethische Forderung der *nature* bei Molière stammt tatsächlich von antiker Philosophie, von Renaissance und Libertinismus. Es gibt sowohl ein stoisches wie ein epikuräisches *naturam sequi*, das Wechssler folgendermaßen unterscheidet: der Natur, d. h. der allgemeinen Natur, folgen — seiner Natur, d. h. der individuellen Neigung, folgen<sup>14</sup>. Anlässlich der Regel der Abtei Thélème spricht Rabelais den Renaissanceglauben an die Güte der menschlichen Natur aus, der mit der christlichen Lehre von der Erbsünde nicht oder nur schwer zu vereinbaren ist (was immer wieder erörtert wird):

‘En leur reigle n'estoit que ceste clause:

FAY CE QUE VOULDRAS,

parce que gens liberes, bien nez, bien instructz, conversans en compaignies honnestes ont par nature un instinct et aguillon qui tousjours les poulse à faictz vertueux et retire de vice, lequel ilz nommoient honneur.’ (*Gargantua*, 57. Kap.).

Montaigne übernimmt das epikuräische *naturam sequi*<sup>15</sup>:

‘J’ai pris, comme j’ai dit ailleurs, bien simplement et cruellement pour mon regard ce précepte ancien: que nous ne saurions faillir à suivre nature; que le souverain précepte, c’est de se conformer à elle. Je n’ai pas corrigé, comme Socrates, par institution et force de la raison, mes complexions naturelles, et n’ai aucunement troublé par art mon inclination. Je me laisse aller comme je suis venu, je ne combats rien, mes deux maitresses pièces vivent de leur grâce en paix et bon accord; mais le lait de ma nourrice a été, Dieu merci! mediocrement sain et temperé.’ (*Essais*, III. Buch, 12. Kap.) ‘Le plus simplement se commettre à nature, c’est s’y commettre le plus sagement.’ (III, 12.)

<sup>13</sup> In dieser Hinsicht sind die Ergebnisse von Brunetière, Perrens, Wechssler, Seitz und Leupold (wohl auch von Nitze) mitsamt den von ihnen gesammelten Belegen wichtig. Aus diesen werden oben mehrere Belege gebracht, bes. aus Wechssler, dazu selbstgefundene; weitere findet man in den genannten Untersuchungen.

<sup>14</sup> Molière als Philosoph<sup>2</sup>, S. 56.

<sup>15</sup> Hermann Gmelin, *Montaigne und die Natur*, in: Arch. f. Kulturgesch., 21, 1930, S. 29: ‘Der stoisch-epikuräische, von der Renaissance aufgenommene Leitspruch “Suivre nature” ist für Montaigne nicht nur eine Doktrin, sondern eine Lebensgewohnheit, die alle Fasern seiner eigenen Existenz durchdringt und in seinen Betrachtungen über das körperliche wie das staatliche Leben immer wiederkehrt.’ Immerhin ist die oben angeführte Äußerung Montaignes nicht stoisch, sondern rein epikuräisch.



Der Stoiker Charron lehrt in *De la sagesse* (1601) die natürliche Güte des Menschen und das stoische *naturam sequi*: 'Les hommes sont naturellement bons ...'; 'bien vivre, c'est vivre selon nature, ... le souverain bien en ce monde, c'est consentir à nature, ... en suivant nature, comme guide et maîtresse, l'on ne faudra jamais ...'; 'il est bien plus noble, plus excellent et divin d'agir par nature que par art'; 'Il n'est tel plaisir que vivre au naturel ...'; 'se laisser tout doucement mener à la raison et à la nature'. Bei dem Epikuräer Gassend heißt es: 'si ad Naturam vives, nunquam eris pauper; si ad opinionem, nunquam dives'<sup>16</sup>. Nun zu Molière. Ist die *nature*, von der seine Raison-neurs reden, stoisch oder epikuräisch gemeint? Bei der Forderung der Natur oder der Natürlichkeit ist die zu befolgende Natur die allgemeine, aber mindestens dort, wo es sich um die Neigung der zu verheiratenden Kinder handelt, ist es auch die individuelle; da jedoch die *nature* im Mund dieser Raison-neurs der grundsätzlichen Klärung und philosophischen Vertiefung ermangelt, ist es gegenstandslos, sie auf Stoa oder Epikur festlegen zu wollen. Wird bei Molière ein Glaube an Güte der menschlichen Natur ausgesprochen? Dem unschuldigen Naturkind Agnès in der *École des femmes* wird von dem törichten Arnolphe 'bonté naturelle' und von ihrem Liebhaber Horace 'beau naturel' nachgerühmt (I 1, III 4); aber das hat in Anbetracht der Personen, die das aussprechen, zu wenig Gewicht. Im *Malade imaginaire* sagt der eingebildete Kranke, daß eine Tochter von 'bon naturel' ihrem Vater in einer bestimmten Sache gehorchen müsse, und das Dienstmädchen Toinette sagt zu ihm, um ihn von einer bösen Absicht abzubringen: 'vous êtes bon naturellement' (I 5). Alle diese Stellen haben keine weltanschauliche Bedeutung, beweisen also nichts. Aber im *Misanthrope* sind sich Alceste und Philinte, also der komische Tor und der Raisonneur, darüber einig, daß es in der menschlichen Natur auch Schlechtes gibt (I 1). Die *nature* im Mund der Molièreschen Raison-neurs hat also Zusammenhang mit Antike, Renaissance und Libertinismus, aber sie ist harmlos geworden, so daß sich kein Widerspruch mit dem kirchlichen Glauben ergibt<sup>17</sup>. Und da möchte dem Lustspiieldichter wegen des *naturam sequi* Brunetiére am liebsten einen Scheiterhaufen, Wechssler dagegen einen heidnischen Altar errichten!

<sup>16</sup> Angeführt nach Wechssler, *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 61.

<sup>17</sup> Heiss, a. a. O., S. 36: Molière habe 'Naturgläubigkeit'; er spreche sie nicht als Bekenntnis aus, sie sei aber mit christlicher Moral und Religion nicht vereinbar. Aber wieso denn?

Vom Ideal des *bons sens* meint Nitze, daß es in der französischen Renaissance, bei Rabelais und Montaigne, erscheint<sup>18</sup>. Dazu wird später zu zeigen sein, daß es bei den Franzosen schon älter ist, was man erkennt, wenn man es nicht unter dem Ausdruck *bon sens*, sondern unter *sens* und verwandten Ausdrücken sucht. Folgende Äußerung Montaignes paßt auffallend zu Molières komischen Gestalten: 'Il me semble que toutes façons écartées et particulières partent plutôt de folie ou d'affection ambitieuse que de vraie raison'. (*Essais* I 22)<sup>19</sup>. Die Forderung *raison* bzw. *bon sens* ist bei einem klassischen französischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts so selbstverständlich, daß es sich erübrigt, dafür eine Sammlung von Belegen auszubreiten. Bei religiösen Schriftstellern gegenreformatorischen Geistes, im *Testament politique* Richelieus, in der philosophischen Erkenntnislehre und Ethik, im Sprachideal der Grammatiker, im gesellschaftlichen Ideal des 'honnête homme', in der Ästhetik von Dichtung und Kunst, im Gottesbegriff und Königsbegriff Bossuets, kurz, auf allen Gebieten der Kultur herrschte die Vernunft, besser gesagt: sollte sie herrschen; bzw. sie diene als Richtschnur, Ansporn, Grund, Vorwand, Bemäntelung usw. Immerhin mögen hier zwei Belege Platz finden, nur um zu zeigen, daß der synonyme Gebrauch von *raison* und *bon sens*, der begrifflich unzulässig ist, nicht nur bei Molière vorkam. Zu Beginn von Descartes' *Discours de la méthode* (1637) steht die viel angeführte Stelle:

'Le bon sens est la chose du monde la mieux partagée: car chacun pense en estre si bien pourvû, que ceux mesme qui sont les plus difficiles à contenter en toute autre chose, n'ont point coustume d'en desirer plus qu'ils en ont. En quoy il n'est pas vraysemblable que tous se trompent: mais plutost cela tesmoigne que la puissance de bien juger, & distinguer le vray d'avec le faux, qui est proprement ce qu'on nomme le bon sens, ou la raison, est naturellement esgale en tous les hommes; et ainsi que la diversité de nos opinions ne vient pas de ce que les uns sont plus raisonnables que les autres, mais seulement de ce que nous conduisons nos pensées, par diverses voyes, & ne considerons pas les mesmes choses. Car ce n'est pas assez d'avoir l'esprit bon, mais le principal est de l'appliquer bien.'

In diesem skizzenhaften Versuch Descartes', einer mondänen Leserschaft den Begriff der *raison* beizubringen, werden *bon sens*, *raison* und *bon esprit* als gleichbedeutend gebraucht. Wie

<sup>18</sup> Nitze, S. 357 ff.

<sup>19</sup> Charron, der Freund und Schüler Montaignes, variiert das folgendermaßen: 'Ces vies écartées du naturel et commun partent de folie, ce sont maladies'. (*De la sagesse*, II 6; angeführt nach Leupold, S. 76.)

hoch auch Descartes' philosophische Leistung im allgemeinen stehen mag, zulässig ist ein solcher Sprachgebrauch nicht<sup>20</sup>. Wer sich mit Synonymik befaßt hat, weiß, daß sog. Synonyma sich begrifflich nicht zu decken pflegen, daß nicht einfach ein Wort durch ein anderes erklärt werden kann; vor allem hat ein Philosoph die Pflicht, durch sorgfältiges Auseinanderhalten der Bezeichnungen Begriffsverwirrungen zu verhüten. Descartes ist hier im Wortgebrauch gerade so ungenau wie ein aristokratischer Salon desselben Jahrhunderts. Corbinelli fragte eines Tages M<sup>me</sup> de Coligny, die Tochter Bussy-Rabutins, nach dem Unterschied von *bon sens* und *jugement*, von *raison* und *bon sens*, von *bon goût* und *bon sens*; daraufhin gab es eine Diskussion, von der Bussy-Rabutin folgendes berichtet:

'Pour moi j'avais jugé le bon sens et le jugement la même chose. Madame de Coligny voulait que le bon sens regardât les pensées et les expressions, et le jugement la conduite. M. d'Autun a été pour elle et cela m'a fait revenir. Nous croyons tous que le bon sens, la raison et le bon esprit sont la même chose.<sup>21</sup>

Ein adeliger Salon gelangte also zu der gleichen Reihe von 'Synonymen' wie Descartes.

In dem Ideal des 'Maßes' sind zwei altgriechische Weisheitslehren lebendig<sup>22</sup>: einmal das Einhalten einer Grenze auf der einen Seite, dann die rechte Mitte zwischen zwei Extremen. Die erste der beiden Weisheitslehren ist griechische Volksweisheit: dreien der sieben Weisen wurden hierhergehörige Sprichwörter zugeschrieben, dem Kleobulos μέτρον ἀρίστον, dem Thales μέτρον χρῶν, dem Solon μηδὲν ἄγαν, das die Römer mit *ne quid nimis* übersetzt haben; hierher gehört aber auch die Tugend der σωφροσύνη, die Platon aus der 'Mäßigung' der Volksweisheit gemacht hat. Die andere Weisheitslehre ist der bekannte aristotelische Tugendbegriff. In der Nikomachischen Ethik heißt es: "μεσότης ἐστὶν ἡ ἀρετή", nämlich die rechte Mitte zwischen den Extremen des Zuviel und des Zuwenig; ferner: 'Es ist die ἀρετή ein Habi-

<sup>20</sup> Leo Jordan, *Descartes' philosophischer Dilettantismus*, in: *Festgabe zum 60. Geburtstag Karl Vosslers* ... (Münchner Romanist. Arb., 1), München 1932. — 'Dilettantismus' braucht man übrigens Descartes nicht vorzuwerfen.

<sup>21</sup> Angeführt nach: René Bray, *La Formation de la Doctrine Classique en France*, Paris 1927, S. 114 f.

<sup>22</sup> Hermann Kalchreuter, *Die μεσότης bei und vor Aristoteles*, Tüb. Diss., Tübingen 1911; Wilhelm Hermanns, *Über den Begriff der Mäßigung in der patristisch-scholastischen Ethik von Clemens v. Alexandrien bis Albertus Magnus* (Mit Berücksichtigung seines Einflusses auf die lateinische und mittelhochdeutsche Poesie), Bonner Diss., Aachen 1913; Bruno Snell, *Leben und Meinungen der Sieben Weisen* ... ('Tusculum-Bücher'), München 1938.



tus des Willens, der die nach uns bemessene Mitte hält und durch die Vernunft bestimmt wird'<sup>23</sup>. Zunächst haben die noch heidnischen Römer die beiden Ideale der σωφροσύνη und der μεσότης übernommen; Horaz prägte für das aristotelische Ideal die bekannte Formel von der *aurea mediocritas*. Die Kirche übernahm die vier platonischen Kardinaltugenden (σοφία, ἀνδρεία, σωφροσύνη und δικαιοσύνη) und ergänzte sie durch Hinzufügung der drei religiösen Tugenden zur Siebenzahl; so wurde die platonische σωφροσύνη als *temperantia* (auch *mensura* und noch anders genannt) christlich gemacht und dadurch lebendig erhalten. Patristik und Scholastik haben nicht nur die platonische σωφροσύνη, sondern auch die aristotelische μεσότης übernommen und in Geltung erhalten. An die große Rolle, die die Forderung des Maßes in der Standesethik des Rittertums (prov. *mezura*, frz. *mesure*, dtsh. *mäße*) gespielt hat, braucht nur erinnert zu werden. Im Mittelalter und auch später wurden die Ideale 'Maß' und 'Mitte' oft miteinander vermengt, was begrifflich nicht zulässig ist. Bei dem ersten Ideal wird eine Grenze auf einer Seite vorgestellt, über die man nicht hinausgehen darf, bei dem zweiten ist je eine Grenze auf zwei Seiten gesetzt, zwischen denen man eine Mitte einhalten soll; die beiden Ideale sind also begrifflich miteinander verwandt und daher leicht miteinander zu vermengen, und da Ideale und Parolen wie auch Schlagworte der begrifflichen Schärfe zu ermangeln pflegen (was ihre Wirkungsmöglichkeiten erhöht), ist in diesem Bezirk Vermengung verwandter Begriffe üblich. Selbst Scholastiker, die sich doch im logischen Unterscheiden übten, begingen diesen Fehler. Der 1202 gestorbene französische Scholastiker Alanus ab Insulis erlaubt sich folgende Begriffsbestimmung: 'Dicitur mediocritas sive mensura secundum quod soliti sumus dicere: Iste nescit tenere modum in factis suis vel verbis'<sup>24</sup>. Montaigne nimmt das sittliche Ideal 'Maß', 'Mäßigung', 'Mitte' sehr wichtig und widmet ihm das Kapitel 'De la modération' (*Essais* I 30). Wenn er eine 'moyenne mesure' empfiehlt (III 1) oder wenn er erklärt: 'J'aime des natures tempérées et moyennes' (I 30), so unterläuft auch ihm die Vermengung der platonischen 'Mäßigung' und der aristotelischen 'Mitte'. Im 17. Jahrhundert wird bei den Franzosen die Forderung des Maßes und der Mitte besonders eifrig erhoben: sie gehört zu den Idealen der französischen Klassik. Gleich zu Beginn des Jahrhunderts gibt Charron Montaignes Ideal der Mäßigung weiter: 'C'est un grand office de sagesse, savoir bien modérer et régler ses désirs et plaisirs.' (*De la sagesse.*) Im Hin-

<sup>23</sup> Letzter Satz angeführt nach Leupold, S. 108.

<sup>24</sup> Angeführt nach Hermanns, S. 13.

blick auf Molière möge in den folgenden Belegen nur der Gedanke der Mitte berücksichtigt werden, dessen große Geltung bei den Franzosen des 17. Jahrhunderts starkes Ansehen des Aristotelismus beweist. Der Epikuräer Gassend definiert die Tugend aristotelisch: 'Virtus est habitus medius inter duos vitiosos'<sup>25</sup>. In der gesellschaftlichen Ethik der Aristokratie werden Maß und Mitte gefordert, ähnlich wie einst in der ritterlichen Zeit dieses Standes: Eustache Du Refuge verlangt in seinem *Traité de la Cour* (1614 oder 1615) für die 'affabilité' eine 'harmonie' zwischen 'douceur' und 'sévérité', ein 'moyen entre ces deux extrémités'; ferner will er, daß bei den Komplimenten eine Mitte (*milieu, médiocrité*) eingehalten wird<sup>26</sup>. Der Chevalier de Méré verlangt vom 'honnête homme' eine richtige Mitte zwischen der Gravität der Spanier und der Zierlichkeit der Präzösen, zwischen Ernst und Heiterkeit, zwischen dem Natürlichen und dem Künstlichen; in der Wortwahl will er ein *juste milieu* (dieser heute übliche Ausdruck fällt hier) zwischen dem Stil Cäsars und dem Ciceros. Poussin fordert in der Kunst *mesure, médiocrité, modération*<sup>27</sup>, wenn auch in sehr unklarer Weise. Daß Molière durch seine Raisonneurs das Ideal des Maßes vorzugsweise als aristotelische 'Mitte' vortragen läßt, zeigen die früher gebrachten Belege. In der Gegenüberstellung eines geizigen Vaters und eines verschwenderischen Sohnes im *Avare* sieht Wechssler 'ein Musterbeispiel im Sinne der Nikomachischen Ethik'<sup>28</sup>. Heiss kann recht haben, wenn er meint, daß Molière die aristotelische Lehre von der 'Mitte' schon in der Schule kennengelernt hat<sup>29</sup>, aber dieser konnte sie auch bei Montaigne finden, und als allgemeines Ideal der Zeit der französischen Klassik mußte sie ihm auf alle Fälle vertraut werden.

Das Ideal der 'Mitte' erscheint bei Molière allerdings nicht ganz in Aristoteles' Sinn. Dieser meint keine bequeme Mittelmäßigkeit, sondern eine in der Mitte liegende Höchstleistung (*ἀρετή*); Molière dagegen läßt im *Tartuffe* (I 6) und im *Misanthrope* (I 1) eine gemäßigte Frömmigkeit (*dévotion ... humaine ... traitable*) bzw. eine in die Gesellschaft sich schickende Tugend (*vertu traitable*) predigen:

<sup>25</sup> Angeführt nach Wechssler, *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 26.

<sup>26</sup> Angeführt nach der Auflage: *Traité de la Cour, ou Instruction des Courtisans*. Par Monsieur Du Refuge, Dernière Edition. A Amsterdam, Chez les Elzeviers. MDCLVI.

<sup>27</sup> Alle diese Ausdrücke stehen in seinem Brief vom 24. Nov. 1647 an M. de Chantelou.

<sup>28</sup> *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 86.

<sup>29</sup> A. a. O., S. 152.

Il faut, parmi le monde, une vertu traitable;  
 A force de sagesse on peut être blâmable;  
 La parfaite raison fuit toute extrémité,  
 Et veut que l'on soit sage avec sobriété.

(*Le Misanthrope* I, 1.)

Es ist möglich, daß Molière hier von dem behaglichen Montaigne beeinflusst ist, bei dem er lesen konnte:

‘Nous pouvons saisir la vertu de façon qu’elle en deviendra vicieuse, si nous l’embrassons d’un désir trop âpre et violent. Ceux qui disent qu’il n’y a jamais d’excès en la vertu, d’autant que ce n’est plus vertu si l’excès y est, se jouent des paroles:

Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui,  
 Ultra quam satis est, virtutem se petat ipsam.’

(*Essais* I, 30.)<sup>30</sup>

Es wäre aber irrig, wenn man das Ideal der Mitte in der französischen Klassik allgemein für etwas Mittelmäßiges halten wollte: die μεσότης im Ideal des ‘honnête homme’ bei de Méré ist sehr wohl eine ἀρετή.

Die drei Forderungen der Molièreschen Raisonneurs gehören, wie schon gezeigt wurde, eng zusammen, bilden eine dreigliedrige Einheit. Auch das ist bei vorausgegangenen Denkern schon vorgebildet. Aristoteles zufolge ist das Finden der richtigen Mitte — selbstverständlich — Sache der Vernunft. In der rationalistischen Ethik seines Anhängers Thomas v. Aquin heißt es: ‘Regula et mensura humanorum actuum est ratio’. ‘Si passionnes simpliciter nominemus omnes motus appetitus sensitivi, sic ad perfectionem humani boni pertinet quod etiam ipsae passionnes sint moderatae per rationem.’ ‘Omne medium (Mitte) virtutis moralis est medium rationis, quia virtus moralis dicitur consistere in medio per conformitatem ad rationem rectam<sup>31</sup>.’ Molières Freund François Bernier bezeichnet in seinem *Abrégé de la philosophie de Gassendi* (1678) die Tugend aristotelisch als ‘une habitude élective, qui consiste dans une médiocrité définie ou déterminée par la Raison et par la Prudence<sup>32</sup>’. Dieses Buch ist zwar erst nach Molières Tod erschienen, aber es ist anzunehmen, daß die Freunde gelegentlich miteinander philosophiert haben. Der ebenfalls mit Molière befreundete La Mothe Le Vayer lehrt, Aristotelismus und Christentum seien darin einig, daß die Leiden-

<sup>30</sup> Die Verse stammen aus Horazens Episteln (I 6).

<sup>31</sup> Diese Sätze angeführt nach P. Léonhard Lehu, *La raison règle de la moralité d’après Saint Thomas*, Paris 1930, S. 36, 20 f. u. 28.

<sup>32</sup> Angeführt nach Leupold, S. 84.



schaften zu mäßigen sind, d. h. der *raison* unterworfen sein müssen<sup>33</sup>. Seitz weist darauf hin, daß Rabelais *nature* und *raison* fast als Synonyma gebraucht, wie folgende Formeln zeigen: 'Nature ne veut et raison condamne', 'le peut par raison, le doit par nature', 'le vœu de nature et de raison'<sup>34</sup>. Ferner findet Seitz bei Montaigne *nature* und *raison* meistens gleichbedeutend gebraucht; im 16. Jahrhundert fehlt es eben, wie er richtig feststellt, an einer Scheidung zwischen 'Natur' und 'Vernunft'. Im 17. Jahrhundert findet man gleiches oder ähnliches Vermengen der zwei Begriffe. Charron geht bis zur ausdrücklichen Identifizierung, wenn er den 'Sage' schildert als 'usant toujours et se réglant en toutes choses selon nature, c'est à dire la raison, première et universelle loi et lumière inspirée de Dieu et qui éclaire en nous, à laquelle il ploie et accomode la sienne propre et particulière'<sup>35</sup>. Seitz meint schließlich: 'Im ganzen hat ... Molière die eigentümliche Mischung zwischen 'Natur' und 'Vernunft' bewahrt, und es geht bei ihm ebensowenig wie bei Rabelais und Montaigne an, sie auf ein starres Prinzip festlegen zu wollen'<sup>36</sup>.

Man kann sich auch fragen, ob die Lebensanschauung der Molièreschen Raisonneurs soziologisch zu verstehen ist. Heiss beispielsweise meint, das Ideal der Mitte habe bei Molière etwas Bürgerliches 'im Sinn hausbackener Nüchternheit'<sup>37</sup>. Hier muß man sich zunächst einmal klar machen, daß die Ideale der französischen Klassik zwei Gruppen bilden (wenn auch die zweite in die erste übergeht). Die eine umfaßt die aristokratischen Ideale, die mit dem Ausdruck 'honnête homme', d. h. vollkommen gebil-

<sup>33</sup> Äußerung angeführt bei Wechssler, *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 84 (sowie bei Leupold, S. 81).

<sup>34</sup> Angeführt nach Seitz, S. 10.

<sup>35</sup> Angeführt nach Wechssler, *Molière als Philosoph*<sup>2</sup>, S. 76 f.; s. auch die S. 82 und 104 angeführten Stellen.

<sup>36</sup> S. 10. — Das gegenseitige Verhältnis der Begriffe 'Natur' und 'raison' ist für das Verständnis von Renaissance, französischer Klassik und Aufklärung von großer Bedeutung. In diesen drei Jahrhunderten findet man 'Natur' und 'raison' fast immer eng miteinander verbunden oder gar miteinander vermengt, aber in verschiedenem Sinn: Im 16. Jahrhundert liegt der Nachdruck auf der 'Natur', u. U. sogar auf einer animalisch körperlichen Natürlichkeit; im 17. Jahrhundert geschieht, wie Seitz (S. 10) richtig bemerkt, eine Verschiebung nach dem Verstandesmäßigen, was auch für Molières Raisonneurs gilt; im 18. Jahrhundert heißt es 'morale naturelle', 'droit naturel' usw., und diese Sittlichkeit bzw. dieses Recht usw. ist immer auch 'vernünftig' (*raisonnable*), aber hier liegt der Nachdruck so stark auf einer kritischen 'raison', daß der Begriff der 'Natur' den Zusammenhang mit dem Wirklichkeitserleben fast ganz verliert.

<sup>37</sup> A. a. O., S. 152.

deter Angehöriger der aristokratischen Gesellschaft, zusammenzufassen sind: *courtoisie, civilité, politesse, galanterie, bienséance, générosité, héroïsme, précieux, bel esprit*. Die andere Gruppe umfaßt die Ideale *raison (bon sens), clarté, ordre, mesure (milieu)* und *nature*, die keine auf einen Stand begrenzte Ethik, sondern für die aristokratische Gesellschaft wie überhaupt für alle Geistigen oder nach Bildung Strebenden verpflichtend sind. Die Ansätze zu bürgerlicher Kultur, Literatur, Kunst bei den Franzosen des 17. Jahrhunderts waren wenige und kamen nur zu geringer Entfaltung; Träger der Kultur war immer noch der Adel, der in den beiden ersten Generationen dieses Jahrhunderts die mittelalterliche Feudalität zu einem großen Teil aufgab und städtisch, pariserisch (aber damit nicht bürgerlich) wurde. Wenn Molière selbst auch bürgerlicher Herkunft war, so schuf er doch für den König, für den aristokratischen Hof und das von der Aristokratie gesellschaftlich beherrschte Paris. Seltsamerweise bedarf es immer noch der Erörterung und Feststellung, daß seine Lustspiele nicht bürgerlichen, sondern aristokratischen Geistes sind und daß die Verbürgerlichung des Lustspiels erst im 18. Jahrhundert begonnen hat.

Von den fünf allgemeinen Idealen der französischen Klassik (die oben angegeben sind und vollzählig sein dürften) bringen Molières *Raisonneurs* also drei. Woher Molière sie nun gerade hat, welche Bücher er diesbezüglich gelesen hat, ist mit Sicherheit nicht auszumachen und auch wenig wichtig. (Wer weiß, welche von den Büchern, die er besaß, er auch gelesen hat?) Da es sich um allgemeine zeitgenössische Ideale oder Parolen handelt, ist ein Gespräch mit literarischen Freunden in einer Kneipe oder eine geistreiche Unterhaltung in einem Salon wichtiger als Bücher, der mündliche Einfluß wirksamer als der des Buches.

Schließlich mag eine schwierige, aber wohl zu beantwortende Frage auftauchen, ob nämlich der literarische Zusammenhang, der oben für die drei Ideale gezeigt wurde, nicht ein Kausalnexus der Oberfläche ist, der seine Erklärung erst durch einen Wesenszusammenhang mit der Tiefe erhält. Handelt es sich bei der handfesten Weisheit *nature-raison-mesure* nicht einfach um eine alte sittliche Forderung der französischen Volksseele, um einen alten und bleibenden Besitz der französischen 'âme ancestrale' (wie Gustave Le Bon, der Völker- und Massenpsycholog, dieses geheimnisvolle Etwas nennt)? Es ist unschwer nachzuweisen, daß die drei Ideale bei den Franzosen des Mittelalters eine große Rolle gespielt haben. Hinsichtlich der *mesure* ist oben schon Diesbezügliches gesagt worden. Benoît de Ste-More lehrt in seinem *Trojaroman* (um 1160):

Sens e mesure, icest pareil,  
 Deivent estre nostre conseil:  
 Granz laiz sereit, se faision  
 Chose ou n'ëust sen ne raison.

(V. 6135 ff.)<sup>38</sup>

*Sens* bedeutet hier 'gesunder Menschenverstand'. In *Proverbe au vilain* (Ende des 12. Jahrhunderts), angeblichen Bauernsprüchen, die ein Kleriker für gebildete Laien gereimt haben muß, werden *sens* (*raison*) und *mesure* mehrmals in ihrer Zusammengehörigkeit gepredigt, beispielsweise in folgendem Spruch:

Sages hon mesurez,  
 De sens asëurez  
 De folie n'a cure.  
 Mais fous folie enpren  
 Et souvent d'ire espren,  
 Qu'il n'a sens ne mesure.<sup>39</sup>

(‘Ein maßvoller weiser Mann, den gesunder Menschenverstand in Ruhe erhält, will von Narrheit nichts wissen. Aber ein Narr unternimmt Narrheit und entbrennt oft von Zorn, da er weder gesunden Menschenverstand noch Maß hat.’) Ein beliebtes Sprichwort des Mittelalters lautet: *nature passe nourreture* (‘Natur ist stärker als Erziehung’); es erscheint im Schrifttum vielfach abgewandelt<sup>40</sup>. Es könnte als Motto für die Erziehungsweisheit der *École des maris* und der *École des femmes* dienen. Im *Roman de Silence* von Heldris de Cornuaille hat ‘Natur’ gegenüber ‘Erziehung’ recht, insofern es verkehrt ist, ein Mädchen als Knaben zu erziehen. In der von Jean de Meung verfaßten Fortsetzung des Rosenromans, dem meistgelesenen französischen Buch des Mittelalters, wird geraten, der Natur zu folgen, und die Lehre vertreten, daß die Natur für das Individuum Freiheit wolle. Über die Geschichte der drei Ideale im Mittelalter wäre natürlich noch viel zu sagen, doch kann hier darauf verzichtet werden. Sie wurden in jenen Jahrhunderten der Entstehung und Ausbildung der französischen Nation mit hohem Ernst aufgestellt

<sup>38</sup> Angeführt nach: Hans Flasche, *Die begriffliche Entwicklung des Wortes ratio und seiner Ableitungen im Französischen bis 1500* (Bonner Diss.) (‘Leipz. Romanist. Stud.’: I. ‘Sprachwiss. Reihe’, 10), Leipzig u. Paris 1936, S. 166; weitere Belege dort S. 145 u. 164 ff.

<sup>39</sup> *Hundert altfranzösische Sprichwörter des Gemeinen Mannes* (*Proverbe au Vilain*), neu hrsg. v. Erhard Lommatzsch, Limburg a. d. Lahn 1935, S. 12; zwei weitere hierhergehörige Sprüche S. 3 u. 26.

<sup>40</sup> Heinrich Gelzer, *Nature: zum Einfluß der Scholastik auf den altfranzösischen Roman* (‘Stilistische Formen’, 1), Halle a. S. 1917.



und wurden so zum erblichen seelischen Besitz. Was Molière durch seine Raisonners mit ihnen aussprechen läßt, ist also die gemeinplätzig, aber gerade deshalb tiefbedeutende Erbweisheit seines Volkes. Daher hat Hippolyte Lucas so unrecht nicht, wenn er in seiner *Histoire de la vie populaire de Molière* sagt: 'Nommer Molière, n'est-ce pas nommer la raison incarnée? n'est-ce pas le bon sens du peuple personnifié?'<sup>41</sup>

Ist man einmal in die Geschichte der französischen Volksweisheit geraten, dann tauchen natürlich weitere Fragen auf. Beispielsweise: warum, aus welchem entwicklungsgeschichtlichen Bedürfnis heraus ist diese Lebensweisheit gerade im Jahrhundert der Klassik erneut zu so betonter Geltung gelangt? Was ist überhaupt das Wesen, die Daseinsberechtigung von Volksweisheit? Aber davon mag bei anderer Gelegenheit gehandelt werden. Daß die bei Molière festgestellte Volksweisheit von den Franzosen heute als Teil ihrer 'Nationalideologie' betrachtet wird, mögen folgende Sätze aus dem naiven, aber gerade deshalb aufschlußreichen Buch *L'âme française* von Paul Gaultier zeigen:

'La raison, voilà, en fin de compte, la pièce maîtresse de l'intelligence française, celle qui commande toutes les autres, logique, ordre, clarté, bon sens. La raison, cette faculté de distinguer le vrai du faux que les Français, en majorité, possèdent au plus haut degré, en est l'armature.'<sup>42</sup>

'Affinée par l'intelligence, qui la pénètre, la sensibilité française a heureusement le goût de la mesure qui ne va pas, même lorsqu'elle est le plus agitée, sans l'empêcher de se porter aux excès, à l'exemple de la sensibilité allemande. Jamais en deçà ni au delà de ce qu'il faut, la sensibilité française, malgré tout son imprévu, demeure modérée.'<sup>42</sup>

Keyserling möchte das französische Wesen als durch Maß kultivierte Natur bestimmen<sup>43</sup>.

<sup>41</sup> In: *Almanach de tout le monde* für das Jahr 1844, Paris, S. 2; angeführt nach: Ehing, a. a. O., S. 46.

<sup>42</sup> Paul Gaultier, *L'âme française* ('Bibl. de Philosophie scientifique'), Paris 1936, S. 42 bzw. 61.

<sup>43</sup> Graf Hermann Keyserling, *Das Spektrum Europas*, Heidelberg 1928, S. 57 f.

# Die Weltgeltung der französischen Sprache

Von Gerhard Rohlfs (München).

Wenn man nach den Gründen forscht, die der französischen Sprache ihre weltbedeutende Geltung verschafft haben, so ist es nicht leicht, darauf eine bündige und bestimmte Antwort zu geben. Inhärente Vorbedingungen, die im Wesen der Sprache selbst begründet liegen, historische Gegebenheiten, politische Umstände, geistige und kulturelle Faktoren und noch mancherlei andere Kräfte haben dazu beigetragen.

Als im Zeitalter der Kreuzzüge die lateinische Sprache ihre Rolle als internationale Ausdrucksform auf den Gebieten der Wissenschaft und im diplomatischen Gebrauch immer mehr einbüßte, lag es nahe, daß an Stelle der versteinerten Sprachform eine der lateinischen Tochtersprachen in die entstehende Lücke eintrat, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Zweifellos hätte das Italienische den größten Anspruch gehabt, das Erbe der römischen Sprachtradition zu übernehmen. Aber in den entscheidenden Jahrhunderten, die den Grund legten zum kulturellen Aufstieg des romanischen Okzidents, war Italien politisch aufgespalten. Das Fehlen einer einheitlichen staatlichen Macht, der Mangel eines nationalen Geistes in dem von den Kommunen beherrschten Lande, der sehr konservative Geist regionaler Störungen, die stärkere Verwurzelung des Lateinischen schufen keine günstigen Vorbedingungen. Während in Frankreich schon im Anfang des 13. Jahrhunderts (1205—1213) Villehardouins Geschichte des vierten Kreuzzuges (*La conquête de Constantinople*) in französischer Prosa geschrieben werden konnte, ist noch im 14. Jahrhundert für Dante, Petrarca und Boccaccio ein gelehrtes philologisches oder philosophisches Werk nur in lateinischer Sprache denkbar. Die geistige Kultur (verglichen mit den Verhältnissen in Frankreich) war im Rückstand. Die Denkart weiter Schichten war mehr kommerziell, praktisch, nüchtern, unsentimental. Es fehlte weithin jene Feudalgesellschaft, die anderswo zum Nährboden einer literarischen Blüte und einer neuen sprachlichen Form werden konnte. Noch ungünstiger lagen die Verhältnisse in dem damals größtenteils von den Mauren beherrschten Spanien.

Ganz anders war die Stellung Frankreichs. Hier hatte sich ein starker Nationalstaat entwickelt, der seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts in machtvollem Aufstieg ist. Hand in Hand mit dieser politischen Entwicklung geht eine Hochblüte der

geistigen Kultur, die ebenso sehr in der Kunst (Entstehung der Gotik) wie im literarischen Schrifttum (Heldenepos und höfischer Roman) in Erscheinung tritt. Dazu kommt im Süden des Landes die hochentwickelte Dichtung der Troubadours. Während die Schöpfungen dieser aristokratischen Literatur bereits weit über Frankreichs Grenzen berechtigtes Aufsehen hervorrufen, ist französisches Rittertum überall in kräftiger Expansion begriffen. In dem eroberten England legen die Normannen den Grund zu einem starken Feudalstaat mit romanischer Kultur und französischer Sprache. Normannen sind es auch, die in Sizilien die sarazenische Macht brechen und das festländische Unteritalien von der byzantinischen Beherrschung befreien. Auch hier entsteht, wenngleich nicht für lange Dauer, ein normannisches Königreich französischer Prägung (1130—1189). Um die gleiche Zeit leistet das französische Rittertum auf spanischem Boden den christlichen Königen von Aragonien-Navarra wertvolle Hilfe im erfolgreichen Kampf gegen die Mauren (Eroberung von Huesca 1096, von Zaragoza 1118). Ihm ist es zu verdanken, wenn die muselmanische Herrschaft über den Ebro zurückgedrängt wird. Französisches Rittertum ist führend im ersten Kreuzzug. Das normannische Unteritalien wird dabei zu einer wichtigen Aufmarschbasis.

Französische Ritter sind es, die in den befreiten Ländern des Orients die ersten selbständigen Fürstentümer gründen (Jerusalem, Edessa, Antiochia). Später kamen andere französische Staatengründungen hinzu (Syrien, Cypern). Und auch das sogenannte lateinische Kaiserreich, das von 1204—1261 die Herrschaft über Konstantinopel und Griechenland ausübte, war eine Schöpfung französischer Prägung. Im ganzen 12. Jahrhundert hat Frankreich die Führung des Abendlandes, nicht nur in den großen politischen Unternehmungen gegen die Ungläubigen, sondern auch in der weitreichenden Wirkung, die von seiner gesellschaftlichen Kultur und seiner literarischen Kunst ausstrahlt. Es ist stolz auf seine Latinität und betrachtet sich mit Recht als das Land, das berechtigt ist, die römische Tradition fortzuführen. Aus Kreuzzugsgeist und Romidee erwächst schon jetzt jener Glaube an die französische Mission, der in dem späteren Kulturbewußtsein seine organische Fortsetzung findet. Tatsächlich steht Frankreich damals an der Spitze der europäischen Kultur. Es fühlt sich selbst als 'la terre majeure', das große führende Land.

Französisch ist Modesprache der höfischen Kreise in Sizilien und Portugal, in Griechenland und Konstantinopel. Es herrscht als Sprache der gebildeten Gesellschaft im südlichen England.



Die starke Wirkung auf Deutschland zeigt sich in der Überschwemmung mit französischen Fremdwörtern. Bei Gottfried von Strassburg hat man etwa 300, bei Wolfram fast 1000 französische Wörter gezählt. Wie sehr das Französische schon damals als Verständigungsmittel für die gebildete Gesellschaft Europas diente, erkennt man an der Verwendung des Französischen durch nichtfranzösische Schriftsteller. Der väterliche Freund Dantes Brunetto Latini schreibt seine großangelegte Encyclopädie des mittelalterlichen Wissens (*Les livres dou Trésor*) in französischer Sprache (um 1265). In französischer Sprache wurden auch die Reiseberichte des Venezianers Marco Polo (1298) und die *Cronique des Veniciens* von Martino da Canale (1275) dem europäischen Publikum präsentiert. Um die gleiche Zeit gibt ein norwegischer Staatsminister seinem Sohn den Rat: „*Ok ef þu vilt verða fullkominn i frodleik, þá nemdu allar mállýzkur, en allra heldzt latínu ok völsku, þvíat þær tungur ganga víðast*“ (Et si tu veux être parfait en science, apprends toutes les langues, mais avant tout le latin et le français, parce qu'ils ont la plus grande extension), s. Nyrop, Grammaire historique de la langue française, Bd. I (1939), S. 36.

In den folgenden Jahrhunderten wird zwar durch den Humanismus die Expansionskraft des Französischen sichtlich gehemmt. Die politische Umgestaltung Europas sowie der gewaltige Einfluß der italienischen Renaissance zeigen sogar das Spanische und das Italienische in machtvollem Vordringen. Aber schon im 17. Jahrhundert gelangt Frankreich zu einer neuen politischen Vormachtstellung und erlebt einen neuen, glänzenden Höhepunkt seiner Kultur. Die Kunstform der Antike findet im französischen Klassizismus ihre Auferstehung. Noch stärker wird jetzt Frankreichs Selbstbewußtsein in dem Glauben bestärkt, als Träger einer besonderen Kulturmission ausersehen zu sein. Üppig entfaltet sich die Saat des französischen Klassizismus im europäischen Bildungsraum während des 18. Jahrhunderts. Was an gesellschaftlicher Kultur und literarischer Kunst in Frankreich geschaffen worden war, wird jetzt gemeineuropäischer Besitz. Weitreichend ist die Wirkung der französischen Sprache.

Mit berechtigtem Stolz kann schon im Jahr 1685 Pierre Bayle in der von ihm gegründeten Monatszeitschrift 'Nouvelles de la République des Lettres' erklären: La langue française est désormais le point de communication de tous les peuples de l'Europe, et une langue que l'on pourroit appeler *transcendentelle*, par la même raison qui oblige les Philosophes à donner ce titre aux natures qui se répandent et qui se

promènant dans toutes les catégories. Und fast genau ein Jahrhundert später wird anlässlich einer Preisfrage der Berliner *Académie Royale des Sciences et Belles Lettres* Rivarols 'Discours sur l'universalité de la langue française' (1784) von Friedrich dem Großen mit einem Preis ausgezeichnet. Allerdings nur mit der Hälfte des vorgesehenen Preises. Die andere Hälfte wurde dem württembergischen Professor Johann Christoph Schwab, Lehrer für Philosophie und Französisch an der Hohen Karlsschule in Stuttgart zugesprochen<sup>1</sup>. Während die stolze Verherrlichung der französischen Sprache ('ce n'est plus la langue française, c'est la langue humaine') durch den französischen Schriftsteller im Bereiche des Natürlichen liegt, verdient die Stellungnahme des Württembergers eine besondere Beachtung. Systematischer und gründlicher, weniger rhetorisch und panegyrisch als der 'Discours' von Rivarol, dafür mit kenntnisreicher historischer Begründung ausgestattet ist Schwabs Beantwortung der Preisfrage.

Es soll hier nicht eingegangen werden auf die ausgezeichneten historischen und kritischen Gedanken, mit denen Schwab die Vormachtstellung des Französischen verständlich macht. Doch seien einige Gedanken herausgegriffen, mit denen Schwab die inneren Werte der französischen Sprache anschaulich zu machen versucht<sup>2</sup>. Über die Struktur der französischen Sprache wird gesagt: 'La langue françoise a en elle-même de quoi se faire aimer et rechercher préféablement aux autres. Son caractère essentiel est la plus grande régularité, qui en facilite extrêmement l'intelligence. La clarté qui fait l'essence du style français, tient au mécanisme même de la langue. Les périodes un peu longues ne s'y tolèrent qu'à peine; et si on ne peut les éviter, on met tout son art à les dégager de façon qu'elles ne soient ni obscures, ni embarrassées, ni traînantes' (S. 53). Feiner Geschmack zeichnet die französischen Schriftsteller aus: 'Les bons écrivains français ne courent point après l'extraordinaire; ils n'ambitionnent pas d'étonner, de terrasser, de pétrifier leur lecteur. Toucher, intéresser, plaire, voilà leur prétention' (S. 55). Das französische

<sup>1</sup> Siehe darüber und über die geistige Bedeutung seiner Schrift Konrad Gaiser, Ein Schwabe als Preisträger der Berliner Akademie zur Zeit Friedrichs des Großen (Zeitschrift für württembergische Landeskunde, Jg. 1940, S. 91—106).

<sup>2</sup> Ich benutze das aus der Schenkung von Wahlund stammende Exemplar der Universitätsbibliothek von Uppsala: Sur l'universalité de la langue françoise, Précis de la Dissertation Allemande de Mr. Schwab, qui a partagé le Prix de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres de Prusse; lu dans l'Assemblée publique de cette Académie du 3 juin 1784, par Mr. Merian, 1786 (ohne Erscheinungsort und Namen des Buchdruckers).

Geselligkeitsbedürfnis wird dazu beitragen, das Französische zur universalen Sprache zu machen. Dazu wird folgende völkerpsychologische Begründung gegeben: 'Un peuple si parleur fera parler sa langue aux autres peuples ... Son babil intarissable, quand il rouleroit sur des riens, sera bien venu dans la belle compagnie, et y prendra mieux que la gravité espagnole, la réserve italienne, la taciturnité angloise, et le flegme germanique' (S. 64).

Die Schrift Schwabs schließt mit einer Verteidigung des Französischen als Sprache der Berliner Akademie, 'à qui la langue françoise est prescrite par son auguste fondateur, dont nous fêtons en ce jour le fortuné avènement au trône'. Gegen den etwaigen Vorwurf, daß einer deutschen Akademie die fremde Sprache schlecht anstehe, wird in einem Schlußwort folgendes gesagt: 'Les académies ne sont d'aucun pays particulier, et sont de tous les pays, comme les sciences qu'elles cultivent, et la vérité qu'elles professent. Elles doivent donc parler un langage intelligible à toutes les nations; et l'allemand n'est point ce langage ... Le patriotisme est une belle vertu sans doute: pratiquez-la comme citoyen, aimez, servez, défendez votre patrie, mourez pour elle s'il le faut. Mais en homme de lettre vous n'avez point de patrie, vous êtes citoyen du monde: aimez le vrai, goûtez le beau, soyez juste envers toutes les nations ... C'est ainsi que je croirois remplir les devoirs du littérateur, du philosophe, de l'académicien, et de l'homme'.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts war inzwischen die Reichweite und die Bedeutung der französischen Sprache so gewachsen, daß sie das Lateinische aus seinen letzten Bollwerken verdrängen konnte. Während der Friedensvertrag von Nimwegen (1678) noch in lateinischer Sprache abgefaßt ist, obwohl als Sprache der Kongreßteilnehmer bereits das Französische sich durchgesetzt hatte (und in französischer Sprache die einzelnen Denkschriften abgefaßt waren), kommt in den meisten staatspolitischen Verträgen des 18. Jahrhunderts das Französische zur Anerkennung, z. B. im Vertrag von Rastatt (1714), Breslau (1742), Hubertusberg (1763), Teschen (1779). Bemerkenswert ist dabei, daß die französische Sprache auch da die Führung hat, wo Frankreich nicht als Kontrahent auftritt. Nachdem schon Friedrich der Große der französischen Sprache und Kultur an seinem Hofe eine beherrschende Stellung eingeräumt hatte, öffnen sich mit der Thronbesteigung Katharinas II. der französischen Sprache nun auch in der russischen Aristokratie weitgehend die Türen. Auch in Schweden konnte sich das Französische mit der Übernahme der Macht durch den frankophilen Gustav III. (1771)



eine starke Vormachtsstellung sichern, nachdem schon die Königin Christine (1644—1654) eine begeisterte Freundin alles Französischen gewesen war.

Zu der großen Wirkung, die vom französischen Klassizismus ausging, kam im 18. Jahrhundert ein ungeheurer Reichtum an neuen Ideen. Selbst für die neuen geistigen Anregungen, die von England ausgehen, wird Frankreich der eigentliche Umschlagplatz, und in französischer Umprägung werden diese Ideen fruchtbar für die gesamteuropäische Geistesentwicklung. In Frankreich wurden jene markanten Schlagworte geprägt, die sehr bald europäischer Gemeinbesitz werden sollten: *humanité* (12. s.), *démocratie* (14. s.), *cosmopolite* (1560), *démagogie* (1688), *civilisation* (1756), *patriotisme* (1750), *fédéralisme* (1792), *nationaliser* (1794), *idéologie* (1796). Aus der großen Revolution erschallt von neuem der Ruf zur Weltmission. Dem dreifachen Schlagwort 'liberté', 'égalité' und 'fraternité' gelang es, unter den Völkern Europas und Amerikas in einer Weise zu zünden, wie es bisher nie einer politischen Formel möglich gewesen war. Wieder ist es Frankreich, das in den Augen der ganzen Welt als Schrittmacher einer neuen Zeit, als Bringer des neuen demokratischen Evangeliums angesehen wird. Mit neuen Tendenzen präsentiert sich der französische Hegemonie-Anspruch: *humanité* und *civilisation* sind seine Kampfparolen.

Die französische Sprache jedoch hat um die Wende zum 19. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer europäischen Bedeutung erreicht. Die revolutionären Ideen haben ihren effektiven Machtbereich kaum noch erweitert, ja im Gegenteil durch das allenthalben erwachende Bestreben nach nationaler Unabhängigkeit zum ersten Mal zu stärkerer Abwehr geführt. Neben den Widerständen, die in Deutschland (schon seit dem Tode Friedrichs II.) und in Italien (vgl. Alfieris 'Misogallo' aus den Jahren 1793—99) sich regen, macht sich vor allem das Selbstgefühl der wachsenden englischen Macht bemerkbar. Auf Grenvilles Initiative wird seit 1800 das Französische in den Besprechungen des Foreign Office mit Vertretern fremder Staaten durch das Englische ersetzt. Aber in den französisch redigierten Verträgen des Wiener Kongresses zeigt sich zunächst noch die Macht der diplomatischen Tradition. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gelingt es dem Englischen, im diplomatischen Verkehr eine gewisse Gleichberechtigung zu erreichen. Diese offenbart sich z. B. in dem 1905 zwischen Rußland und Japan abgeschlossenen Vertrag von Portsmouth. Der Vertrag ist in englischer und französischer Sprache abgefaßt, doch zeigt noch immer das Französische einen gewissen Vorsprung. Eine Klausel nämlich legt fest: 'en cas de

divergence d'interprétation, le texte français fera foi'. Dieser Vorrang, der dem Französischen eingeräumt wird, erklärt sich aus einer Einschätzung, die der französischen Sprache in besonderem Maße Klarheit des Ausdrucks und logischen Satzbau zuspricht. In der Tat hatte die rationalistische Sprachkritik im Zeitalter des Klassizismus den ungenauen Wortgebrauch verpönt, eine scharfe Scheidung der Synonyma herbeigeführt, alle Wörter mit unklarem Sinnesinhalt in die Acht erklärt. Dadurch erhielt der französische Wortschatz eine gewisse Farblosigkeit, aber ganz entsprechend dem klassischen Schönheitsideal war auch in der Sprache der Sinn geweckt worden für Klarheit und Ordnung, Maß und Harmonie. So konnte es kommen, daß die französische Sprache mit einer Vollkommenheit geformt und durchgearbeitet wurde, die von keiner anderen Sprache bisher erreicht worden ist. In dieser systematischen Pflege ist das Französische anderen Sprachen um Jahrhunderte voraus. Und zum Teil liegt hierin das Geheimnis seiner faszinierenden Macht.

Und so erklärt es sich auch, daß bei der Abfassung des Vertrages von Versailles trotz des politischen Übergewichtes der angelsächsischen Welt Französisch und Englisch als gleichberechtigte Sprachen anerkannt wurden. Ja, der im Jahre 1938 zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien abgeschlossene 'Viererpakt' zeigt das Französische sogar wieder in leichtem Vorsprung: *'le présent pacte, rédigé en allemand, anglais, français et italien, le texte français faisant foi en cas de divergence, sera ratifié ...'*. Aufschlußreich ist auch die Stellung des Französischen im Vergleich zu der Rolle des Englischen in den Sitzungen des Völkerbundes. Während die Vertreter der asiatischen Staaten (mit Ausnahme der Türkei und des Irans) sich des Englischen bedienen, gaben die Vertreter der europäischen Staaten (mit Ausnahme von Großbritannien, Irland und Rußland) der französischen Sprache den Vorzug. Und auch die Vertreter der amerikanischen Staaten (außer Kanada) pflegten sich fast stets des Französischen zu bedienen. Wie sehr gerade in der lateinischen Welt Französisch bis in die letzten Jahre vor dem neuen Weltkrieg als die Sprache der internationalen Verständigung betrachtet wurde, erkennt man aus der französischen Ansprache, mit der Mussolini anläßlich der großen italienischen Manöver am 25. August 1934 die ausländischen Offiziere begrüßte.

In der Tat hat Frankreich in der Periode zwischen den zwei Weltkriegen es verstanden, die Position seiner Sprache in Europa bedeutend zu verstärken. Dies gilt nicht nur für die romanischen Länder, sondern auch für den ganzen Balkan, Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei, sowie für große Teile von Südamerika. Nur in

einigen Ländern des vorderen Orient hat das Englische die französische Sprache (z. B. in der Türkei) überflügelt.

Über die Stellung des Französischen nach dem zweiten Weltkrieg fehlen einstweilen noch sichere Unterlagen. In den Ländern, die in die russische Interessensphäre einbezogen worden sind, wird durch die neue östliche Orientierung das Französische zweifellos Boden verlieren. Dagegen wird die politische Übermacht, die die angelsächsischen Mächte über Frankreich davongetragen haben, weitgehend ausgeglichen durch den Prestigeverlust, den Deutschland in der Welt erlitten hat. Besonders evident ist die Stärkung der französischen Sprache (auf Kosten des Deutschen) in den skandinavischen Ländern. Auch in Spanien und Italien ist es dem Französischen gelungen, seine Stellung neu zu festigen.

Der Schweizer Romanist W. von Wartburg schließt sein Buch 'Évolution et structure de la langue française' (Bern 1946) mit folgenden Worten: 'Ses qualités intrinsèques font du français une langue de communication de premier ordre; elles lui garantissent une place à part: l'élite intellectuelle de la plupart des pays européens et d'outre-mer a en dehors de sa langue une deuxième langue qui est le français.'

In Deutschland selbst ist die tiefeinschneidende Zurücksetzung, die die französische Sprache durch die nazistische Schulordnung erlitten hat, praktisch noch kaum rückgängig gemacht worden (abgesehen von der französischen Zone). Man versteht, daß in den von den angelsächsischen Mächten besetzten Teilen von Deutschland dem Englischen ein gewisses Primat zusteht. Aber auf längere Sicht dürfte die allzu einseitige Ausrichtung auf das Englische, wie sie noch immer in unseren höheren Schulen besteht, sich als ein bedauerlicher Fehler erweisen. Nachdem Frankreich in dem diesseits des eisernen Vorhangs gelegenen kontinentalen Europa als einziges Land eine Großmachtstellung behauptet hat, hat das Französische den Anspruch, an unseren Schulen wieder ungefähr in dem Maße zur Geltung zu kommen, wie es bis nach dem ersten Weltkriege der Fall war. Neben der fortbestehenden Bedeutung der französischen Geistigkeit und der politischen Kraft, die allen Dekadenz-Diagnostikern zum Trotz von der französischen Nation noch immer ausstrahlt, verlangen unsere eigenen Interessen für Handel und Wirtschaft, für unsere politische und kulturelle Zusammenarbeit im Rahmen von Westeuropa eine Wiedergutmachung der einst von politischen Plänen bestimmten nazistischen Schulmaßnahmen.

*Videant consules ... et ministri.*



# Jules Romains<sup>1</sup>

Von Gerhard Rohlfs (München)

Anläßlich seiner Teilnahme an der 2. internationalen Jugendkundgebung in München hat die Philosophische Fakultät der Universität München dem bekannten französischen Schriftsteller Jules Romains die Würde eines Ehrendoktors verliehen:

*Scriptori venerabili qui munus litterarium sancte religiosissimeque explevit / De Europa numquam desperavit / Communem generis humani conscientiam fortiter excitavit / Activam vim humanam procreandis novis rebus laetum confirmavit / Suis rebus homines confidere docuit / Viro eximio vere Europaeo atque homini bonae voluntatis qui discordes inter se populos impiisque erroribus obstructos ad veritatem concordiamque pacifica semper pietate revocavit.*<sup>2</sup>

\* \* \*

Als Inhaber der romanistischen Lehrkanzel ist mir die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, die wissenschaftliche Begründung zu liefern für die Ehrung, die in dieser Stunde einem hochangesehenen französischen Dichter zugedacht ist.

Fürchten Sie bitte nicht, daß ich in umständlicher akademischer Breite hier alles darlege, was für einen so vielseitigen und fruchtbaren Schriftsteller gesagt werden müßte.

Ich darf mich darauf beschränken, in kurzen Umrissen ein prägnantes und plastisches Bild zu entwerfen von den wesentlichen Aspekten seiner dichterischen Leistung.

Zunächst der Dichter selbst. Er gehört zu jenen Vertretern des französischen Schrifttums, die durch ihre provinzielle Heimat eine besondere Prägung erhalten haben. Er ist ein Landsmann von Alphonse Daudet. Er entstammt dem nördlichen Teil des Languedoc. Seine engere Heimat gehört noch zu dem Gebirgsland

---

<sup>1</sup> Festrede, gehalten in einer öffentlichen Feier der Universität München am 16. Juni 1948.

<sup>2</sup> Die lateinische Form des Eulogiums wurde stilisiert von Prof. Dr. Friedrich Klingner.

der Cevennen. Jules Romains ist nicht nur aus dieser harten Berglandschaft hervorgegangen, sondern er bekennt sich leidenschaftlich zu jener kraftvollen Bergrasse, in der sich der gallische Kern des Franzosentums vielleicht am reinsten erhalten hat.

In dem kleinen Landstädtchen Saint-Julien de Chaptueil ist Jules Romains im Jahre 1885 zur Welt gekommen. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Naturalismus in Frankreich seinen Höhepunkt erreicht. Schwer lastete auf Frankreich die düstere Atmosphäre eines nihilistischen Fatalismus. Der Glaube an die Freiheit des menschlichen Willens war weitgehend verloren gegangen. Es fehlte der Halt einer hoffnunggebenden Weltanschauung. Der vorherrschende Pessimismus dieser Generation führte in der Dichtung zu Erscheinungsformen der Dekadenz.

Erst seit 1890 wird diese pessimistische Strömung langsam überwunden. Der geistige Kopf des Naturalismus, Emile Zola, brachte selbst noch die Kraft auf, sich zu neuer Haltung durchzuringen. Seit 1900 verstärkt sich diese Entwicklung. Ausländische Einflüsse spielen dabei eine bedeutende Rolle. In den Vereinigten Staaten von Amerika hatte Walt Whitman in seiner robusten und unkonventionellen Dichtung ein neues Lebensgefühl geschaffen, ein Lebensgefühl des Optimismus, das gespeist wird aus fortschrittsgläubiger Begeisterung und einem volknahen demokratischen Gemeinschaftsgeist.

Etwas später hatte sich der belgische Dichter Verhaeren zu gleicher Haltung durchgerungen unter Einflüssen, die z. T. gerade von Whitman herkommen. Enthusiastischer Pantheismus, jauchzende Daseinsfreude und begeistertes Miterleben sind die Merkmale seiner Dichtung.

Unter solchen Einflüssen stand die junge französische Generation, die um das Jahr 1906 an der École Normale Supérieure die Agrégation vorbereitete. Zu ihr gehörte der damals einundzwanzigjährige Jules Romains. Schon vorher hatte er einen Band lyrischer Dichtung publiziert. Als er aber 1908 mit einem neuen Gedichtband *La vie unanime* an die Öffentlichkeit trat, war das ein förmliches Programm und der Ausgangspunkt einer neuen literarischen Schule. Was die unanimistische Philosophie betonte, war das Aufgehen des Individuums im Kollektiverlebnis. Der einzelne ist nur ein Teil des Ganzen. Sein Leben erhält Kraft und Bedeutung, Stärke und Bewußtsein in der Coexistenz mit einer Gruppe und einer Gemeinschaft. Es ist eine Vereinigung des Ichs mit der Welt, ohne daß das Individuelle verwischt wird. Willenskraft und Lebensfreude, Vitalität und dynamischer Aktivismus beseelen die unanimistische Gruppe. *Tout communique et*

*se pénètre.* Es ist eine kräftige Reaktion gegen den Symbolismus der Dekadenz.

Neue Akzente erhält die Dichtung des Unanimisten durch den ersten Weltkrieg. Als ganz Europa sich zerfleischte, verzweifelt er nicht an der Zukunft, zweifelt er nicht an der europäischen Kulturgemeinschaft. Er betont die Einheit des alten Erdteils. Inmitten des Völkerhasses appelliert er an die Vernunft und an das europäische Gewissen:

*Europe! je n'accepte pas  
Que tu meures dans ce délire ...*

In dieser kriegsgeborenen Sammlung von Gedichten, die im Jahre 1916 unter dem Titel 'Europe' erschienen sind, findet man kein Wort von deutscher Barbarei, von deutscher Kriegsschuld, keinen chauvinistischen Nationalismus. — Inmitten dieser internationalen Jugendkundgebung, die das Thema 'Europa' auf ihre Fahnen und in ihre Herzen geschrieben hat, scheint es mir angebracht, an das Bekenntnis unseres Dichters zu einem freien und lebendigen Europa zu erinnern:

*Je vous appelle, libres foules,  
foules de l'Europe vivante,  
foules contraires à la mort,  
je vous répète qu'il est temps.*

Dieser vor 32 Jahren ausgestoßene Appell an das gesamteuropäische Gemeinschaftsgefühl ist heute noch dringlicher als damals.

Zu dem lyrischen Dichter gesellt sich der Dramatiker. Die Jahre zwischen 1920 und 1930 sind vorwiegend dramatischem Schaffen gewidmet. Auch hier geht der Dichter seine eigenen Wege. Im Jahre 1920 gelangt in Paris das merkwürdige Drama *Cromedeyre-le-Vieil* zur Aufführung. Es ist für das Lebensgefühl und die Heimatverbundenheit unseres Dichters besonders aufschlußreich. Es zeigt uns ein abgelegenes Dorf (*Cromedeyre-le-Vieil*) auf dem Hochplateau des Languedoc, das sich seiner urwüchsigen Kraft bewußt ist, das beherrscht ist von dem Stolz, eine wahre Gemeinschaft zu bilden und Lebensformen erhalten zu haben, wie sie nirgends sonst in Frankreich sich bewahrt haben. Es ist ein symbolisches Drama, das die Urkraft des Primitiven betont und die moderne Kultur als dekadent betrachtet. In diesem Drama erhebt sich zugleich die poetische Sprache unseres Dichters zu höchster epischer Kraft.

Ganz anders geartet ist das auch in Deutschland mit großem Erfolg aufgeführte Lustspiel vom Doktor Knock (ou *Le Triomphe*



*de la Médecine*) vom Jahre 1923. Hier hat der Dichter Molières Persiflage der medizinischen Heilkunst mit ganz modernen Mitteln und raffiniertem Spott neu aufgenommen.

Am bekanntesten aber ist J. Romains auf dem Gebiete des Romans geworden. Schon im Jahre 1911 erregte er Aufsehen mit *Mort de quelqu'un*. Dieser Roman gibt nichts anderes als Eindrücke und Reaktionen, die sich vollziehen in Individuen und in der Kollektivseele anlässlich des Todes eines unbedeutenden alleinstehenden Witwers in einem Pariser Mietshaus. Es ist bei aller Banalität des Geschilderten ein Meisterwerk psychologischer Beobachtung. — Von neuer Seite zeigt sich der Dichter in dem Studentenroman *Les copains* (1913). Die jugendliche Kraft einer Gruppe von Studenten tobt sich hier aus gegen provinzielles Spießertum und lächerlichen Bürokratismus, gegen das Unbedeutende eines Provinzlebens. In dem Roman spiegelt sich vieles von den ausgelassenen lustigen Streichen, die Jules Romains in der Atmosphäre der 'École Normale' erlebt haben dürfte. Ironie, Humor und Satire sind die köstliche Würze dieses Romanes. Er zeigt zugleich die Stärke des unanimistischen Gruppenbewußtseins.

Im Jahre 1932 holt J. Romains zu seinem größten Werk aus. Es erschienen damals die beiden ersten Bände der *Hommes de bonne volonté*. Drei Jahre später liegen 10 Bände vor. Im Jahre 1943 sind es 18 Bände, und im Jahre 1946 ist der Romanstrom mit dem 27. Band zu seinem Abschluß gelangt. Wir haben in diesem Roman das imposanteste Zeitgemälde, das je ein Schriftsteller von einer zeitgenössischen Periode entworfen hat. Es umfaßt die Zeit von 1908 bis 1933. Das riesige Romanwerk gibt uns einen ungemein mannigfaltigen Durchblick durch die politische Situation Europas. Man spürt das Näherkommen des Weltkrieges. Männer, die von bestem Willen getragen sind, versuchen die europäische Katastrophe zu verhindern. Ihr Wirken, das im verantwortungsbewußten Gemeinschaftsgefühl gipfelt, bleibt erfolglos gegen die Kraft der Ereignisse, gegen Dummheit, Machtgier und Chauvinismus. Und nach dem ersten Weltkrieg wiederholt sich die gefährliche Situation. Neue Kräfte ballen sich zusammen, stehen im Gegensatz. Das nahende Unheil lähmt den Glauben an die Zukunft. Mit einer herrlichen Apotheose auf die Schönheit des Lebens, wie es sein könnte — in Paris und in Europa — ohne den Willen der bösen Mächte, schließt die gewaltige Dichtung. Dieses Werk ist kein einheitlicher Roman. Es ist aber auch keine Reihe nebeneinandergestellter Einzelwerke. Sondern es ist ein grandioses Gemälde, das in Hunderte von Einzelbildern zerfällt. Es ist ein ungeheurer Film, der uns in die verschiedensten Milieus schauen läßt. Das Werk gibt einen aus

einer Unmenge von Skizzen bestehenden Querschnitt durch das Leben und Denken einer Epoche, die in ihrer Gesamtheit gesehen wird. Die Kolossalität des Freskogemäldes mag den normalen Beschauer verblüffen. Es bedarf einer gewissen Geduld, um es zu genießen. Das Werk erinnert an Balzacs *Comédie humaine*, aber es umfaßt das gesamte geistige, soziale, wirtschaftliche und politische Leben dieser Epoche in einer noch großartigeren Zusammenschau. Das unanime Bewußtsein hat auch diesem Werk seinen Stempel aufgedrückt. Es ist durchpult von einem mächtigen Gefühl menschlicher Kameradschaft. Es ist ein Riesengemälde, das nicht auf Frankreich beschränkt bleibt. Italien, Deutschland, Marokko, Dalmatien, England, Amerika, alles zieht am Leser vorbei in einem tollen Wirbel in plötzlich abgebrochenen und neu aufgenommenen Bildern: Paris, Rom, Berlin, Tanger, Algier, Ragusa, Odessa, Moskau, Nischni-Nowgorod. Die Mannigfaltigkeit der Einzelbilder hat nur in der Divina Commedia eine ferne Verwandtschaft. —

Ich komme zur Zusammenfassung. Der Schriftsteller, mit dem wir uns beschäftigt haben, gehört zu den eigenartigsten und kraftvollsten Gestalten der zeitgenössischen französischen Literatur. Er hat keineswegs mit der Tradition gebrochen. In seiner Verskunst verkörpert er den Willen, jene chaotischen und anarchischen Zustände zu bekämpfen, die am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden waren. Er hat gewisse Einflüsse vom Ausland aufgenommen. Aber er ist ein echter Franzose geblieben. Charakteristische Züge des galloromanischen Schrifttums finden sich in seinem Werk vereint: das leicht elektrisierbare Temperament aller Südfranzosen, der mit bouffonnerie gewürzte esprit gaulois eines Rabelais, die heitere Satire eines Molière, die pikante Frivolität eines Lafontaine, der scharf geschliffene Spott eines Voltaire, die rhetorische Eloquenz eines Victor Hugo, die kraftvolle Universalität eines Balzac. Er verbindet die elegante Vieltönigkeit des Großstadtmenschen mit dem herben Charakter des 'montagnard' aus den Cevennen. Aus den banalsten Dingen gestaltet er Seiten, die einen ästhetischen Genuß bedeuten. Individuelles und Kollektives weiß er gleich spannend und gleich eindrucksvoll darzustellen. Aus seinem Werk strahlt Kraft und Phantasie, Schönheit und Lebensfreude, Menschliches und Humanes. —

Et maintenant je m'adresse à vous: Jules Romains, enfant des montagnes de Vercingétorix, homme de la race de Cromedeyre, ceux qui vous connaissent, admirent en vous l'imagination inépuisable, la pittoresque originalité, l'esprit gaulois, la raillerie

piquante, la richesse des couleurs, la force épique, l'élan vital, et la langue si robuste, nourrie de poésie.

Nous voyons en vous l'écrivain français par excellence, le poète du terroir, l'ennemi de la décadence, le représentant d'un art viril, le grand Européen et l'homme de bonne volonté. Et la sympathie que vous avez éprouvée toujours pour la terre de Goethe et de Beethoven, n'est pas, pour nous, la moindre de vos qualités.

Et pour terminer, avant que la cérémonie solennelle se déroule, permettez maintenant aux étudiants de votre langue et de votre littérature qu'ils vous offrent, comme un compliment de bienvenue, un bouquet de votre terre qui fleure le thym et la lavande, un chant de votre Provence, qui exprime la force de la jeunesse et la foi dans l'avenir<sup>3</sup>.

.....  
 .....  
 Vejo-nous lis esperanço  
 E li reve d'ou jouvènt,  
 D'ou passat la remembranço  
 É la fe dins l'an que vèn.

Coupo santo  
 E versanto  
 Vejo à plen bord,  
 Vejo abord  
 Lis estrambord  
 E l'enavans di fort . . .

---

<sup>3</sup> Der romanistische Studentenchor unter der Leitung von Heinz Bartscherer sang einige Strophen aus Mistral's 'Coupo Santo'.



# Kleinere Mitteilungen

## Zur Chronologie der Lieder Wilhelms von Poitou

Die Stellung Wilhelms von Poitou am Anfang des romanischen Minnesangs gibt mancherlei Probleme auf, über deren Lösung noch keine Einheitlichkeit erreicht ist; es sei nur an die Frage erinnert, ob eine ältere Volksdichtung als Anknüpfungspunkt für die Troubadourichtung anzunehmen ist<sup>1</sup>, oder an die weitere, ob schon vor Wilhelm mit den Anfängen einer literarisch-volkssprachlichen Lyrik gerechnet werden muß<sup>2</sup> und wie weit die Bedeutung Wilhelms für die Ausbildung der späteren Troubadourkunst in formaler und inhaltlicher Hinsicht geht. Bei derartigen Erwägungen wäre nun von einiger Bedeutung, die Reihenfolge zu kennen, in der Wilhelms Gedichte entstanden sind; über diesen Punkt ist aber noch so gut wie nichts ermittelt, nur bei einzelnen Liedern glaubt man Hinweise für eine relative zeitliche Festlegung innerhalb des Gesamtwerkes gefunden zu haben.

Nun gibt es aber eine Methode, die es ermöglicht, die relative Entstehungszeit der Werke eines Verfassers ziemlich genau festzulegen, nämlich mittels der Schallanalyse. Zwar ist mir bekannt, daß diese Methode sich in unseren Fachkreisen keiner besonderen Beliebtheit erfreut, teils, weil sowohl für das Arbeiten mit ihr als auch für die Nachprüfung der damit gewonnenen Resultate eine besondere Schulung erforderlich ist, über die nur wenige verfügen, teils, weil sie gelegentlich versagt hat, wenn sie sich ihre Ziele allzu hoch gesteckt hat; aber trotz solcher Bedenken möchte ich im Hinblick auf das vorliegende Problem diesen an sich also nicht ganz neuen Weg aufzeigen, der, nebenbei gesagt, auch den Vorteil hat, nicht viel Raum in Anspruch zu nehmen. Selbst wenn man zögert, die so ermittelten Ergebnisse von vornherein als gesichert hinzunehmen, scheint mir dieser Weg doch wenigstens ebensoviel Wert zu haben wie eine beliebige Arbeitshypothese. Ich persönlich bin von der Zuverlässigkeit der Methode (bei richtiger Anwendung) überzeugt, auch wenn ich selbst sie nur unvollkommen beherrsche.

In einem vor 20 Jahren erschienenen Aufsatz<sup>3</sup> hat Eduard Sievers, der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Schallanalyse, erstmalig die Entdeckung ausgesprochen, daß einem jeden Literaturwerk bei der schallanalytischen Nachprüfung in der Reaktion des Beobachters eine unterbewußte Breitenvorstellung entspricht, die in Zentimetern genau

<sup>1</sup> Dies tun z. B. G. Paris, *Journal des Savants*, 1901, S. 659; K. Voßler in: *Miscellanea in onore di Attilio Hortis*, I, Triest 1910, S. 419 ff.

<sup>2</sup> So z. B. G. Paris, *Journal des Sav.* 1901, S. 658; P. Rajna, in: *Mélanges de linguistique et de littérature offerts à M. Alfred Jeanroy*, Paris 1928, S. 349 ff.; H. Spanke, *Studi medievali*, N. S. VII, 1934, S. 73 und 83; D. Scheludko, *ZfSL*, LX, 1937, S. 35, 275 f., 331; Fr. Panzer, *Volkstum und Dichtung* XL, 1939, S. 142.

<sup>3</sup> *Elnonensia*, in: *Philologisch-Philosophische Studien*. Festschrift für Eduard Wechssler. Jena u. Leipzig 1929, S. 274 ff. (= *Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie*, I).

angegeben werden kann. Die absolute Größe dieses Breitenindex ist zwar je nach der Person des Prüfenden verschieden, aber in relativer Hinsicht nehmen diese Maße mit dem Alter des schaffenden Künstlers zu. Als Beispiel hat Sievers<sup>4</sup> eine Reihe von genau datierten Briefen Goethes untersucht und festgestellt, daß bei einem Brief mit dem Datum 23. V. 1764 für ihn (Sievers) ein Breitenindex von 36,95 cm gegeben war, der bei den zeitlich folgenden Briefen dauernd zunahm und beim letzten der geprüften Briefe (vom 26. IV. 1768) 41,85 betrug.

Angesichts dieser neuartigen Erkenntnis war mir der Gedanke gekommen, daß eine entsprechende Überprüfung der Gedichte Wilhelms in jedem Falle für die Wissenschaft von Interesse und Wert sein würde, und ich hatte daraufhin Sievers gebeten, mir einmal seine Breitenindices für unsern Troubadour festzustellen. Nachdem Sievers sich unter dem 18. III. 31 hierzu bereit erklärt hatte, schickte ich ihm den auf Jeanroys Ausgabe<sup>5</sup> beruhenden Abdruck der elf Lieder in Monacis *Testi Romanzi*, den er mir am 23. III. 31 zurücksandte, nachdem er neben jeder Nummer das Breitenmaß für das betreffende Gedicht mit Bleistift vermerkt hatte. (Dies ist also das mir vorliegende 'urkundliche' Material.) In einem begleitenden Briefe schrieb Sievers u. a.:

Anbei kommt Ihr Heftchen zurück mit den gewünschten Randnoten. Ob sie genau stimmen, kann ich nicht sicher sagen, denn die Dialektform, in der die Lieder in dem Heft gegeben sind, weicht sicherlich in verschiedenen Punkten (namentlich den falschen *ue*, deren ich einige angestrichen habe)<sup>6</sup> von der Aussprache des Dichters ab, und das stört beim Taxieren. Ich habe mir dadurch zu helfen gesucht, daß ich mir jeweiligen Zeilen oder Zeilengruppen herausgesucht habe, die mir klanglich gut zu sein schienen. ... Ich denke aber, in der Hauptsache wird's stimmen. Das würde wohl gesichert sein, wenn Ihre eigenen Zahlen in gleicher Größenabfolge verliefen.

Die von Sievers gefundenen Zahlen sind nun folgende:

Nr. III (Companho, tant ai agutz...)	35,90 cm
I (Companho, faray un vers...)	36,90 cm
VI (Ben vuelh que sapchan li pluzor)	43,40 cm
VIII (Farai chansoneta nueua)	43,40 cm
X (Ab la dolchor del temps novel)	43,50 cm
IX (Mout jauzens me prenc en amar)	43,55 cm
IV (Farai un vers de dreyt nien)	44,25 cm
II (Compaigno, non puose mudar...)	44,30 cm
V (Farai un vers, pos mi somelh)	44,30 cm
VII (Pus vezem de novelh florir)	45,25 cm
XI (Pos de chantar m'es pres talenz)	45,60 cm

Diese Zahlen besagen, daß Nr. III das älteste und Nr. XI das jüngste der erhaltenen Lieder unseres Troubadours ist. Weiter ergibt sich aus dem zwischen den Maßen für Nr. I und Nr. VI vorliegenden größeren Sprung, daß zwischen diesen beiden Gedichten ein nicht unerheblicher zeitlicher Abstand liegen muß, was zu der Frage führt, ob der Dichter aus irgendwelchen Gründen eine Zeitlang geschwiegen hat oder ob die

<sup>4</sup> A. a. O., S. 275.

<sup>5</sup> *Annales du Midi* XVII, 1905, S. 161—217; dann in: *Les Classiques du moyen age*, Nr. 9 (2. Aufl. Paris 1927).

<sup>6</sup> [Zum Beispiel: *puesc* statt *posc*, *nueua* statt *nova*, W. S.]

etwa in der Zwischenzeit entstandenen Lieder verlorengegangen sind<sup>7</sup>. Da die späteren sich mit auffallend geringen Abständen ihrer Indices folgen, darf man schließen, daß diese ganze spätere Produktion sich in einen verhältnismäßig engen Zeitraum zusammendrängt, und steht dann weiter vor der Frage, ob nach dem sogen. Bußlied (Nr. XI), das J. Storost<sup>8</sup> neuerdings mit guten Gründen in das Jahr 1111/12 setzen möchte, die letzten 14 Lebensjahre des Grafen († 1126) ganz ohne literarische Betätigung geblieben sind.

Nimmt man diese chronologischen Feststellungen einmal als gegeben an, so würden sich immerhin auch einige Momente anderer Art bieten, die sie zu stützen geeignet sind.

Daß die Reihe mit der Nr. III eröffnet wird, kann insofern einleuchten, als dies Gedicht mit seiner großen Ungeniertheit inhaltlich von den späteren Liedern besonders weit entfernt ist, und wenn sich Nr. I daran schließt, wird man das im Hinblick auf die gleiche Form und die (wenn auch geringere) Derbheit der Auffassung verstehen können<sup>9</sup>. Im übrigen hat bereits Ph. A. Becker<sup>10</sup> aus Rücksichten der Form an die Möglichkeit gedacht, daß diese Gedichte in Elf- und Fünfzehnsilbern an den Anfang von Wilhelms Dichten zu setzen seien, und auch Spanke<sup>11</sup> scheint wegen der Ungewöhnlichkeit dieser Form in ihr eher eine primitivere, als eine fortgeschrittene Technik zu sehen. Das dritte in dieselbe Form gekleidete Lied (Nr. II) würde allerdings in eine spätere Zeit gehören; es verwendet ja auch bereits ein Motiv des Minnesangs, die *gardadors*. Eine Mischung unter die Lieder mit konventionellerem Charakter würde nicht weiter auffällig sein, wenn man bedenkt, daß die *Companho*-Lieder offensichtlich für ein anderes Publikum als jene bestimmt waren; 'bewußte Reaktion gegen die verfeinerte Sitte', von der Voßler<sup>12</sup> spricht und womit sich die innere und äußere Einordnung in das Gesamtwerk Wilhelms verschieben würde, braucht darum aber nicht dabei im Spiel zu sein.

Daß im Gegensatz zu den derben Anfängen (Nr. III und I) die eine tiefere Liebesauffassung verratenden Gedichte einer späteren Zeit angehören, ist wohl die herrschende Meinung bei den modernen Beurteilern; der trennende Zeitabstand dürfte nach Jahren zu rechnen sein. Der größte Teil der Lieder dieser späteren Periode (unsere Folge von VI bis XI, mit Ausnahme der Nr. VIII<sup>13</sup> und II) schließt sich, trotz des recht verschiedenartigen Grundcharakters, durch das gemeinsame Versmaß des Achtsilbers zu einer Gruppe zusammen, wie sowohl Becker als Spanke

<sup>7</sup> Von den Zeugnissen für verlorene Gedichte Wilhelms, die Jeanroy (*Annales du Midi*, XVII 166) zusammenstellt, wäre hier besonders wichtig die Nachricht des Ordericus Vitalis, daß Wilhelm nach seiner Rückkehr vom Kreuzzug (1101) darauf bezügliche Lieder verfaßt hätte.

<sup>8</sup> ZfSL. LXIII, 1940, S. 356—68.

<sup>9</sup> H. Spanke, *Studi medievali*, N. S. VII, 76 möchte Nr. I an den Anfang stellen.

<sup>10</sup> ZfSL. LVI, 1932, S. 304, Anm. 12.

<sup>11</sup> Stud. med. N. S. VII, 77—78.

<sup>12</sup> Miscell. Hortis, I, 436.

<sup>13</sup> Die in Siebenschilbern abgefaßt ist und ohne weiteres auch vor Nr. VI gestellt werden darf.



anzunehmen scheinen. Wenn dabei die beiden annähernd gleichzeitig entstandenen Nr. VI und VIII am Anfang stehen, so darf hier vielleicht der im ersten Verse von VIII begegnende Ausdruck *chansoneta nueva* zur Stütze herangezogen und dahin gedeutet werden, daß Wilhelm bei der Wiederaufnahme seiner dichterischen Tätigkeit nicht nur eine neue Form (erstmalige Verwendung der sechszeiligen Strophe), sondern auch neuen Inhalt (es wäre das älteste der vier eigentlichen Minnelieder: VIII, X, IX, VII)<sup>14</sup> bringen will. Die drei Gedichte Nr. IV, V, VII haben genau die gleiche Strophenform, was uns erlauben würde, sie auch als zeitlich besonders eng zusammengehörig zu betrachten. Das letzte dieser engeren Gruppe, Nr. VII, steht insofern im Gegensatz zu allen früheren Gedichten, als wir hier allgemeinen Betrachtungen belehrender Art, theoretischen Forderungen in Sachen der Liebe begegnen, wobei nach Scheludko<sup>15</sup> besonders enge Berührungen mit christlicher Auffassung vorliegen, u. a. 'Selbstverleugnung und Ergebenheit der höheren Macht' gegenüber gefordert wird und dazu (am Schluß von Str. 3) das weltverneinende *Tot es niens* auftritt. Mit diesen letztgenannten Zügen steht dieses Lied aber dem letzten und jüngsten (Nr. XI) nahe, das noch entschiedener von Weltentsagung spricht.

Somit ließe sich doch mancherlei im einzelnen für die von Sievers ermittelte Reihenfolge geltend machen; ein ernstliches Gegenargument ist mir nicht bekannt geworden, und wenn Spanke<sup>16</sup> zu Nr. IX bemerkt: 'Die Stelle (= Str. 6) sowie die Reife des Ausdrucks und die Form (einzige Kanzone) deuten auf vorgerückteres Alter des Dichters', so wird man darin keinen schlagenden Einwand gegen unsere Einordnung zu finden brauchen. Nur eine mehr negative Folgerung wäre noch zu ziehen: in Wilhelms Dichten ist kein eindeutiger Entwicklungsverlauf zu erkennen. Die verschiedenen Gruppen, die man auf Grund des allgemeinen Charakters der Lieder etwa unterscheiden könnte<sup>17</sup>, folgen sich nicht geschlossen, sondern der Dichter kehrt unbekümmert zu einer früheren Dichtart zurück, sobald eine gegebene äußere Situation dazu Veranlassung gab. Auch die innere Einkehr, die das letzte der Lieder verrät, wird man (mit Storost) nur als eine durch das Darniederliegen mit schwerer Verwundung bewirkte vorübergehende Einstellung zu werten haben.

Zum Schluß sei noch einmal ausgesprochen, daß die schallanalytischen Feststellungen unseres Gewährsmanns auch von mir nur als wertvoller Hinweis auf einen wahrscheinlichen Sachverhalt, aber nicht als unanfechtbarer Beweis angesehen werden.

Korrekturzusatz: Zur weiteren Bestätigung der oben mitgeteilten Reihenfolge sei noch erwähnt, daß R. R. Bezzola (Romania LXVI, S. 215 bzw. 225) aus inhaltlichen Gründen Lied VI vor IV und Nr. X vor IX stellen möchte.

Göttingen.

Walther Suchier.

<sup>14</sup> Diese vier Lieder schließen sich auch durch die Verwendung religiöser Elemente zusammen, wie Scheludko (ZfSL. LIX, 1935, S. 406—14) nachweist.

<sup>15</sup> ZfSL. LIX, 412.

<sup>16</sup> Abhandlungen der Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse, 3. Folge, Nr. 24, S. 53.

<sup>17</sup> Hierauf beruht ja die Reihenfolge, in der Jeanroy bei seiner Ausgabe die Texte gibt.

## Karl Voretzschs Vermächtnis

Über Karl Voretzsch kann man als sein Schüler nicht schreiben, ohne zuvor eine Blume auf sein Grab zu legen — eine Blume des Dankes und der Verehrung.

Denn er war mehr als ein Gelehrter und Forscher, auch nicht bloß ein begnadeter Lehrer; er war uns Vorbild zu Ernst und Strenge und Verantwortung, ein unbestechlicher Richter und nachsichtiger Vater und Freund. Wir sehen in seiner Gestalt das selbstlose, lautere und bescheidene Streben nach der einfachen, schlichten Wahrheit.

Am 15. Januar 1947 ist er gestorben, 3 Monate vor seinem 80. Geburtstage. 1891 bei Hermann Suchier habilitiert, wurde er mit 25 Jahren nach Tübingen berufen; 1910 ging er nach Kiel, und seit 1913 war er in Halle der 5. Inhaber des ältesten romanistischen Lehrstuhls Deutschlands. Im Verlauf der 12 Jahre nach seiner 1935 erfolgten Emeritierung übernahm er noch dreimal die Vertretung seines alten Ordinariats, und in seinem letzten Lebensjahre war er wieder aktiver Ordinarius.

Ich muß mir an dieser Stelle versagen, seine wissenschaftliche Persönlichkeit zu deuten, was bei einem trotz seiner Vielseitigkeit so geradlinigen, wie von einem einzigen Quellpunkt her mit reichstem und persönlichstem Leben erfüllten Charakter besonders aufschlußreich und für die Geschichte der Romanistik interessant wäre. Es würde sich zeigen, daß seine 'Einführungen' in die altfranzösische Sprache und in die Literatur und das 'Lesebuch' gar nicht im Zentrum stehen. Da aber der wissenschaftliche und methodisch-pädagogische Wert und die Verbreitung dieses Triptychons ausreichen würden, den Ruhm eines Gelehrten zu begründen, beurteilten ihn Fernerstehende, verführt durch die Originalität und die Bedeutung seiner Schriften über das Epos, die in die gleiche Richtung zu weisen scheinen, häufig lediglich danach und übersahen, daß er schon sehr früh in verschiedenen seiner Schriften zur Universitätspädagogik ausdrücklich davor warnte, was sich als Reaktion gegen die seit Jahrhunderten (und noch in der ersten Hälfte des 19.) an unseren Universitäten allein übliche Sprachmeisterei der Lektoren entwickelt hatte: soviel Altfranzösisch und rein Philologisches zu lehren und in den Prüfungen zu verlangen, daß den Studenten für die lebende Sprache und neue Literatur und sonstige Gegenwartsfragen keine Zeit blieb. Daß er auch in der Praxis danach handelte, zeigen am eindringlichsten die Arbeiten seiner Schüler, obgleich sie fast immer aus einer Seminarübung herausgewachsen sind und er sein Seminar (im Gegensatz zum Proseminar, das mehr auf die allgemeinen Bedürfnisse der künftigen Lehrer Rücksicht nahm) als die Stätte auffaßte, wo eine begrenzte Anzahl von Studenten in den Methoden des gesamten Forschungsgebietes der Romanistik ausgebildet wurde: bei den linguistischen Themen halten sich moderne Zeit und Mittelalter zahlenmäßig genau die Waage; bei den 69 literaturwissenschaftlichen Dissertationen überwiegt in seinen Anfängen das Mittelalter, später jedoch eindeutig die Neuzeit, wobei von allen Jahrhunderten naturgemäß das 19. mit 21 Arbeiten am stärksten vertreten ist.

Ich kann bei ihrer Vielfältigkeit auch nicht seine einzelnen wissenschaftlichen Leistungen besprechen — die Titel der bis dahin gedruckten

Arbeiten sind in seiner 1937 erschienenen Bibliographie zusammengestellt — oder herausarbeiten, wieweit sie zur Erreichung des gegenwärtigen Standes der Romanistik beigetragen haben. Wie hoch sein Werk in der wissenschaftlichen Welt eingeschätzt wird, zeigte die ihm zu seinem 70. Geburtstag überreichte Glückwunschtafel, die 350 Unterschriften aus allen damals 'zulässigen' Ländern Europas trug, von Helsinki bis Lissabon, von Palermo bis Uppsala, von Irland bis Polen, bis Rumänien und Bulgarien, dazu aus Nord- und Südamerika, besonders viele und bedeutende natürlich aus den romanischen Ländern.

Über theoretische und grundsätzliche Fragen, auf die es mir hier ankommen soll, hat sich Voretzsch kaum jemals geäußert, was es sehr schwer macht, seine Stellung innerhalb der Wissenschaft, sein methodologisches Vermächtnis, seine Auffassung von der Wissenschaft, als hinterlassene Aufgabe mit Sicherheit festzustellen. Er war ein ganz vorzugsweise praktischer Geist, dessen Anliegen die Erforschung der Wahrheit war und der gleich manchen anderen Großen unserer Wissenschaft, Meyer-Lübke oder Merlo, eine Abneigung dagegen hatte, sich theoretisch über das Wie dieser Erforschung festzulegen. Doch glaube ich, aus Andeutungen und aus seiner Praxis vieles ableiten zu können — zurückschauend kann man wohl etwas versuchen, was er zu Lebzeiten vermieden hat. Sollte ich hier oder dort zu weit gehen und auch Gedankengänge bringen, die er in dieser Form nicht gehabt hat, so glaube ich doch, daß es erlaubt ist, zu seiner Arbeitsweise und zu seinen konkreten Anschauungen die philosophische Grundlage zu suchen, die ihnen, wenn nicht historisch, so doch sachlich entspricht.

Er meinte nie, die Philologie sei am Ziele angelangt: immer werden neue Methoden und Forschungsgebiete entdeckt werden. Der Neuankömmling hat manches zu erzählen, und es ist natürlich, daß sich ihm eine Zeitlang das allgemeine Interesse zuwendet. Aber er soll uns bereichern, und es würde uns ärmer machen, wenn er mit Anspruch auf alleinige Anwendung auftreten würde. Voretzsch hatte eine zu hohe Achtung vor der Eigenart und der Leistung anderer Forscher, als daß er ein ehrfurchtloses Beiseiteschieben der Ergebnisse und Methoden der Gelehrten, auf deren Schultern wir stehen, verstehen konnte — Spitzer sprach einmal (*Archiv* Band 141, S. 130) in ähnlicher Weise von einer Art Diktatur, die darin liegt, 'alle Kanzeln niederzurennen und von einer einzigen zu orakeln: *haec est veritas*'. Wer die Gegenwart für das Ende nimmt, endet selbst mit der Gegenwart. Voretzsch glaubte an den Wert der durch unsere Wissenschaft in weit über 100 Jahren gewonnenen Erkenntnisse und der Methoden, die zu ihnen verholfen hatten, ohne sie jedoch für nicht verbesserungsfähig zu halten.

So nahm er beispielsweise sehr früh die Sprachgeographie auf, welche die gesprochene Sprache als ein erheblich vielfältigeres und komplizierteres Phänomen zeigt als die reine historische Methode, die nur mit Texten arbeitet und leicht zu Vereinfachungen und Schematisierungen führen kann. Erst beide zusammen bringen uns der Wahrheit näher. Das Studium der gegenwärtigen Sprachzustände kann dazu dienen, die Zustände der Vergangenheit zu deuten, ebenso wie das Studium der Vergangenheit die gegenwärtige Sprache erklären kann.



Trotz seiner pädagogischen und enzyklopädischen Neigung ließ er sich weder verleiten, sich auf die literarische Sprache zu beschränken, wie es der idealistischen Sprachwissenschaft auf Grund ihrer ästhetischen Grundhaltung naheliegt, noch allein auf die Umgangssprache, obgleich ihm die Sprache wohl vorzugsweise zunächst ein Verständigungsmittel war.

Er war ursprünglich Schüler von Neugrammatikern — allerdings ist H. Paul der am wenigsten dogmatische, und H. Suchier steht diesem sehr nahe, wie seine Besprechung von Pauls 'Prinzipien' und sein Beitrag zu Gröbers Grundriß zeigen. Aber Voretzsch ist doch von Anfang an stark von Schuchardt beeinflusst und nahm bis zuletzt alles Neue, was einer gewissenhaften Prüfung standhielt, auf; aber wie er beim Epos gegen die Anwendung verallgemeinernder Theorien und für die praktische Erforschung des Einzelfalls eintrat, so glaubte er nicht, daß einer der vielen Versuche, die lebendige Sprache in ein System zu zwingen und ihre Entwicklung auf eine beschränkte Anzahl von Gründen zurückzuführen, ausreicht.

Er gebraucht zwar den Ausdruck Lautgesetz, stellt aber dessen Wirken natürlich nicht dem eines Naturgesetzes gleich, das durch eine negative Instanz aufgehoben wird, sondern meint damit nicht mehr als eine empirische Regelmäßigkeit; aber ebenso fern steht ihm das andere Extrem mancher Gilliéron-Schüler oder mancher Idealisten, denen die 'lautgesetzliche' Entwicklung fast eine Ausnahme ist. Die Lautgesetze sind in vielerlei Beziehung relativ, aber sie sind das Ordnungsprinzip dort, wo wir ohne sie ein Chaos vor uns hätten, und wer ihre Existenz leugnet, vergißt, daß ohne sie auch seine Arbeit unmöglich wäre.

Die eigentliche Realität ist für ihn wohl — wie schon für H. Paul — der Sprecher, nicht die Sprache, und daher können die Gründe für den Sprachwandel von Fall zu Fall sehr verschieden sein. Infolge seiner sehr breiten Erfahrungsgrundlage, aus der er stets reichlich Beispiele schöpfen konnte, war ihm die mechanistische Auffassung ebensowenig eine Panazee wie die psychologische, die rein historische ebensowenig wie die rein geographische; Gesetz und Analogie reichen ebensowenig aus wie kulturhistorische oder ästhetische Erklärungen oder alles, woran wir bei dem Namen Gilliérons denken: Voretzsch erkannte all das grundsätzlich an, einschließlich des ethnischen Substrats, der soziologischen Verhältnisse, der Mode usw.; manches ist für ihn generellen, manches individuellen Ursprungs. Aber das gewissenhafte Abwägen des Einzelfalls ist ihm das Wesentliche, nicht das gewaltsame oder schematische Bestehen auf einer bestimmten Erklärungsweise oder Methode: das Leben hat eine unendliche Zahl von Möglichkeiten. Aber jedenfalls ist es grundfalsch, ihn einseitig auf die nomothetische Wissenschaftsauffassung festlegen zu wollen.

In der Textkritik zeigte Voretzsch eine ähnliche weise Zurückhaltung. Er lehrte nicht die Lachmannsche Methode von G. Paris oder etwa die von Dom Bouquet oder Bédier, sondern es wurde für ein bestimmtes Werk, von dem möglichst sämtliche Handschriften in photographischen Reproduktionen beschafft werden konnten, die angezeigte Methode erarbeitet, und es würde keinem Teilnehmer in den Sinn gekommen sein, das sich am Grégoire bewährende Verfahren blindlings für die *Historia de Preliis*, die *Divina Commedia* oder Guicciardini oder Manzoni anzuwenden.

Für die verschiedenen Disziplinen der Literaturwissenschaft ist ihm das Verstehen, Beschreiben und Zusammenstellen des Vorhandenen das erste Erfordernis, sachlich und vor allem pädagogisch: 'Auf allen Gebieten gilt es, das wirklich Vorhandene klar zu erfassen, von den Tatsachen aus zu Schlüssen zu gelangen, vom Sammeln und Vergleichen der Einzelheiten aus zum Allgemeinen aufzusteigen' (Das Roman. Seminar ... 1926, S. 25). Eine primäre Orientierung an philosophischen Systemen hielt er für eine Bedrohung der Autonomie der Einzelwissenschaft, die nicht nur die Gefahr der Verfälschung und des spekulativen Vorbeisehens an den Gegebenheiten mit sich bringt, sondern auch die, daß sich die philologischen Anhänger der verschiedenen philosophischen Systeme schließlich nicht mehr verstehen und nicht mehr aneinander Kritik üben können, weil sie nicht auf der gleichen Ebene stehen. Vom in andächtiger Kleinarbeit gewonnenen genauen Verständnis des Textes muß man immer ausgehen, 'um darauf literarische Würdigung von Dichtern und Dichtungen, literarhistorische, stilkritische und sprachwissenschaftliche Untersuchungen aufzubauen' (Lit. bl. 1938, Sp. 35).

Die *'Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur'* ist eine nach Gattungen geordnete entwicklungsgeschichtliche Darstellung und hat als solche bei dem auch heute immer noch ungenügend durchforschten Material das große Verdienst, Ordnung in die Vielheit der Gestalten zu bringen, muß aber dafür zwei Nachteile in Kauf nehmen, die *ex definitione* jeder Entwicklungsgeschichte anhaften: dem Individuellen nicht immer gerecht werden zu können und — streng genommen — 'wertfrei' sein zu müssen oder jedenfalls unter der Diskrepanz zwischen historischer Bedeutung und Wertung der Literaturwerke und ihrer sachlichen Wertung zu leiden. Aber — als Empiriker — berücksichtigt Voretzsch bei weitem nicht in panlogischer Weise nur den immanenten Faktor der Entwicklung und nähert sich — als Praktiker — weitgehend dem Individuellen, wenn auch eine Entwicklungsgeschichte eben in das eigentlich Künstlerische im Kunstwerk nicht hineinführen kann. Doch sind wir auch heute noch von der Möglichkeit einer historischen Behandlung der künstlerischen Werte der afrz. Literatur weit entfernt. Die Einführung in die Probleme der Dichtung als Kunst wird durch die Textproben ermöglicht, die später gesondert als 'Lesebuch' herausgegeben wurden, das also einen integrierenden Bestandteil der Literaturgeschichte bildet.

Allerdings, wer eine reine Geistesgeschichte oder etwa ein Einbauen der Entwicklung der Literatur in die der anderen Äußerungen der Kultur verlangt, der übersieht den pädagogischen Zweck und den Titel des Buches. Es gibt eine gründliche und objektive Einführung in das, worauf jede andersgeartete Literaturbetrachtung aufbauen muß: wenn der Studierende nicht von unten anfängt, vom Text ausgehend nicht von vornherein an Gründlichkeit und Akribie gewöhnt wird, sondern sein Studium von Anfang an z. B. auf geistesgeschichtliche Synthesen oder bloß ästhetische Analysen beschränkt, so bleibt ihm nur die Wahl zwischen dem *jurare in verba magistri* oder der Katastrophe der unwissenschaftlichen Subjektivität.

In der Subjektivität sah Voretzsch die große Gefahr in der Literaturwissenschaft: wie er — auch aus diesem Grunde — die deduktive und

spekulative Methode für die Philologie ablehnte, so erkannte er auch die Intuition (mit welcher Bezeichnung ja sehr verschiedene Vorgänge belegt werden) in keiner ihrer Bedeutungen als wissenschaftliches Forschungsmittel an, weil sie nicht das Kriterium der Wahrheit in sich trägt und ihre Ergebnisse nicht von jedem in gleicher Weise nachprüfbar sind; doch erinnere ich mich an ein Gespräch vor zwanzig Jahren, in dem er sie mir — wenn auch etwas widerwillig — als heuristisches Prinzip zugestand, d. h. dessen Ergebnisse erst dann in den Bereich der Wissenschaft eingehen, wenn sie durch logischen Beweis oder empirischen Nachweis aus der subjektiven Sphäre in die objektive übertragen werden.

Im einzelnen hielt er es auch in der Literaturforschung für angezeigt, die Methode jeweils am Material zu gewinnen, um den Gegenständen gerecht zu werden; hier scheint die Gewaltsamkeit der einseitigen und ausschließlichen Anwendung einer einzigen Methode ein vorzugsweise in der deutschen Forschung begegnender Fehler zu sein, der vielfach verhinderte, daß diese eine ähnlich große internationale Bedeutung erringen konnte wie die deutsche Sprachwissenschaft. Voretzsch erkannte auch hier eine Vielzahl von Methoden an, die häufig auf literaturbildenden Faktoren beruhen oder sonst am Werk gewonnen sind: Landschaftliches, stammesmäßige Herkunft, Historisches, Soziologisches, Kultur- und Geistesgeschichtliches, Philosophisches, immanente Entwicklungsfaktoren, individuelle und Generationsfaktoren, Biographisches, persönliche Anlage und Schicksale, auf die das Werk häufig Antwort ist, usw. Alles muß berücksichtigt werden, aber alles an der richtigen Stelle, in richtigem Verhältnis und nicht einseitig, einer Mode folgend oder nach subjektiver Sympathie oder Antipathie, oder nach persönlicher Akzentsetzung, sondern mit maßvoller Besonnenheit. Alle Methoden und Forschungsrichtungen haben ihre Berechtigung, sofern sie sich nach dem Objekt richten, d. h. eine Erkenntnis und nicht eine subjektive Konstruktion bieten wollen.

Daraus folgt, daß er sich nicht grundsätzlich nur an den Mittagsstunden des Literaturverlaufs orientieren konnte, wie das sich aus der einseitigen Anwendung mancher Methoden ergibt, wobei andere Perioden oder 'kleinere' Werke, die z. B. historisch Wirksames oder Neues bringen, aber im Verhältnis zu späteren Leistungen als 'überholte Vorläufer' und daher in sich uninteressant oder gar vergleichsweise 'dürftig' erscheinen können, um ihr Eigenrecht kommen, oder die Kunst (die eine Summe von Vollendungen darstellt) wie etwa die Technik als etwas Fortschreitendes aufgefaßt wird. Und so nahm sich Voretzsch gerade mancher vernachlässigter Perioden besonders an: der provenzalischen Literatur der Renaissance und der Gegenwart, der religiösen Literatur des 16. Jahrhunderts in Frankreich usw.

Damit ist gesagt, daß er bei aller sonstigen Weitherzigkeit die historische Betrachtung, die ja jenseits unserer Volksgrenzen nur unwesentlich oder gar nicht in Frage gezogen wird, für unumgänglich hielt. Ein Dichtwerk vergangener Zeiten wollte er vor allem aus der Atmosphäre, in der es entstanden ist, heraus verstehen, die 'großen' genau so wie die 'kleinen', wenn auch die großen die Grenzen ihrer Zeit überragen, ohne jedoch die Verwurzelung darin zu verlieren.



Aber obgleich er den Vorwurf des 'Historismus' nicht als ehrenrührig ansah, kann man diesen Begriff, glaube ich, doch nicht auf ihn anwenden wegen des sich überall hervordrängenden Entwicklungsgedankens, der Gabe der Zusammenschau und schließlich, weil er sich nicht auf das beschränkte, was der Dichter in das Werk hineinlegte und was das zeitgenössische Publikum darin fand, sondern es — in zweiter Linie oder auch nicht scharf getrennt — auch als ein lebendiges Seiendes ansah, etwas, das außerhalb von Verfasser und Publikum existiert.

Das wesentliche Anliegen bleibt ihm die Literatur und ihre Werke als solche, für deren Erforschung auch die allgemeine Geistesgeschichte und die Philosophie nur Hilfswissenschaften sind. Beiden stand er nicht von vornherein und aus Grundsatz ablehnend gegenüber, wie auch einzelne Arbeiten seiner Schüler zeigen. Allerdings hob er immer auch das hervor, was zu den allgemein anerkannten Zeitsignaturen nicht paßte, wie er sogar in durch und durch philosophisch orientierten Epochen die Dichter nicht vergaß, die von philosophischen Ansichten und Interessen unbeeinflusst blieben, ebenso wie er allgemeine Ausdrücke wie Renaissance, Barock, Romantik, Realismus nur mit Vorsicht und im engsten Sinn als etwas eindeutig Künstlerisches gebrauchte, als literarische Stiltendenzen, bisweilen sogar fast als etwas Technisches, auf alle Fälle rein empirisch als konkrete Wesenszüge, kaum jemals als Lebenseinheiten oder Wesensformen, erst recht nicht als zu definierende Begriffe. Einer Dramatisierung und Schematisierung des Gegensätzlichen zog er das Herausarbeiten des Verbindenden vor; und Ausdrücke wie 'der mittelalterliche Mensch' vermied er ganz wegen des Nebeneinanders der verschiedensten und gegensätzlichen Menschentypen zu jeder Zeit, das solche nur aus bestimmten Gattungen von Geistesäußerungen (und zwar nur eines Teils der in der betreffenden Zeit lebenden Menschen) abstrahierten Begriffe als mehr oder weniger willkürliche Bezeichnungen oder einseitige Vorstellungen erscheinen läßt. Dafür rückte er die einzelne Persönlichkeit und das Einzelwerk in den Vordergrund.

Wie er in ähnlicher Weise den im Laufe der Zeit geschehenden Veränderungen des Volkscharakters nachging, ohne die gleichbleibenden Züge zu leugnen, so wies er gern darauf hin, wie weite Strecken der literarischen Entwicklung ganz unabhängig von der philosophischen vor sich gehen, und so meinte er mit dem von ihm öfters zitierten Faustwort von der Herren eignen Geist an Stelle des Geistes der Zeit immer nur bestimmte Arbeiten und Richtungen, die 'den Hausbau mit dem Dach anfangen'. Für seine vornehme Art ist bezeichnend, daß er dieses Faustwort als zu persönlich-aggressiv nie vom Katheder herab gebrauchte, sondern nur im Privatgespräch.

Ich möchte aber den Eindruck nicht verhehlen, daß er ein gewisses — vielleicht unbewußtes — Mißtrauen gegen die Philosophie hatte oder wenigstens gegen ihre Einmischung dort, wo ihre Berücksichtigung nicht unumgänglich ist; es würde bei einem Mann der Praxis, bei seiner Abneigung gegen 'Systeme' und gegen Verallgemeinerungen und seiner Vorliebe für das Konkrete nicht überraschen. Ich will das nur feststellen, nicht werten; das kommt nur dem zu, der größer ist. Aber auch, wer diesen Standpunkt nicht teilen kann, muß darauf hinweisen, daß '... es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gäbe, nämlich den des ge-

sunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei' (Goethe zu Eckermann am 4. 2. 29).

Von einer Synthese verlangte er das Höchstmaß an Akribie und abwägendem Verantwortungsbewußtsein; billige Synthesen hielt er für dem Geist der Wissenschaft widersprechend. Seine Art war nicht die des Kurzsichtigen, der jeden Gegenstand aus der Nähe betrachten muß und dabei den Überblick verliert, aber auch nicht die desjenigen, der ohne Rücksicht auf seine Sehschärfe vom Gegenstand bewußt zurücktritt, um sich gewaltsam einen Gesamtanblick zu verschaffen. Er verlor auch in der Einzelarbeit nie die Übersicht über das Ganze und war sehr wohl imstande, den Blick über die Jahrhunderte und die Völkergrenzen schweifen zu lassen (was er sogar sehr gern tat), jedoch verschwammen ihm die Einzelheiten nicht im Nebel, und er konnte sie trotzdem in ihrer Bedeutung einschätzen. Ich möchte seine Art der Synthese — da diesem Wort, auf alle Fälle etymologisch, etwas Gewalttames eignet, eher eine Synopsis nennen.

Wie er im Sprachgeschichtlichen das Überschreiten der Zeit- und Sprach- oder Dialektgrenzen häufig als absolute Notwendigkeit betrachtete und das Übersehen einer ähnlichen oder auf gleicher Grundlage beruhenden Erscheinung, die zu anderer Zeit oder an anderem Ort auftritt, als Methodenfehler tadelte, der die richtige Deutung oder Einschätzung gefährdet, so konnte er auch in der Literaturwissenschaft solche Beschränkung nicht anerkennen.

Aber er sah die höchste Leistung der Literaturwissenschaft wohl nicht in der Synthese, trotz des weiter oben angeführten Zitates aus der Seminar-schrift von 1926, und darin stimmt er mit der seit etwa 20 Jahren angebahnten allgemeinen Entwicklung auch der deutschen Wissenschaft überein, der das Hauptanliegen das Kunstwerk selbst ist; jedoch hat er die Methode der Stilanalyse nicht in einer ihn selbst befriedigenden Art ausbilden können, und so konnte gelegentlich ein leichter subjektiver Einschlag in seine Interpretationen hineingleiten, einerseits infolge gewisser unbewußter Einflüsse einer normativ-ästhetischen Betrachtung und andererseits infolge des an sich richtigen Glaubens, daß das Kunstwerk restlos nur dem Erleben zugänglich ist, was ja nicht identisch ist mit dem wissenschaftlichen Erkennen der Werthaftigkeit.

Seine Literaturgeschichte wollte nicht die Werke der Dichter gewissermaßen überflüssig machen, sondern zum direkten Verkehr mit ihnen hinführen: die Kunst in den Literaturwerken übersah er nicht (sie verstand sich für ihn wie für manchen seiner Altersgenossen von selbst), und ihrer Deutung diene — wenn er eine Erklärung für nötig hielt — vorzugsweise das gesprochene Wort, das sich am wenigsten zwischen das Werk und die, denen es erklärt werden soll, stellt.

Sollte nun hie und da die Pyramide, die er auf eine möglichst breite Basis stellen wollte, höher gebaut werden können, vielleicht auf Kosten der dauerhaften Standfestigkeit, sollte heute noch jemand unsere Wissenschaft in zwei Stockwerke teilen und das vor einem Vierteljahrhundert gefallene Wort vom 'lichtlosen Untergeschoß' auf ihn anwenden wollen, so möchte ich auf den berühmten Anfang des XVII. und das Ende des XVI. Kapitels des I. Teils von Croces *Estetica* hinweisen und ein Wort aus

W. Meister anfügen: 'Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen'. Und nur wer über Plato und Aristoteles steht, entscheide, wer von beiden der größere ist.

Halle a. d. Saale.

Joachim Storost.

## Die italienischen Imperativkomposita<sup>1</sup>

Auf Anregung von Clemente Merlo hat es F. Tollemache unternommen, die zusammengesetzten Wörter (Nomina, Pronomina, Verben und Partikel) des Italienischen zu untersuchen und gesamthaft darzustellen. Als Vorbild und sicherer Berater hat ihm dabei das klassische Buch von Arsène Darmesteter *Traité de la formation des mots composés dans la langue française* (1. Aufl., Paris 1874) gedient, dem er vor allem in der Gliederung des Stoffes treu gefolgt ist. In der Interpretation des Materials ist er in einem Punkt bewußt in Gegensatz zur Auffassung des französischen Gelehrten getreten: nämlich in der Erklärung der Komposita vom Typus *portabandiera* bzw. *saliscendi*, die Darmesteter als Imperativkomposita betrachtet. Wir möchten im folgenden zeigen, daß die Beweisgründe, welche Tollemache der Auffassung Darmesteters entgegenhält, auf schwachen Füßen stehen, und anschließend sollen neue Argumente zugunsten der Imperativtheorie aus der italienischen Wortbildung und Syntax vorgebracht werden.

Die Wege der beiden Forscher trennen sich gleich am Anfang ihrer Kapitel über die Verbalkomposita: Während Darmesteter alle mit verbalen Elementen zusammengesetzten Nomina unter den Begriff der 'composition par phrases' faßt und dann ihren Ursprung in Imperativsätzen nachweist (was sich gar nicht auf diesen Nenner bringen läßt, wird als Ausnahme erklärt), trennt Tollemache von vornherein die Satzkomposita (*fottuttio*, *nontiscordardime*, *appigionasi* usw.) von den Indikativkomposita.<sup>2</sup> Die ersten, die er 'composti contenenti frasi' oder mit Migliorini 'nomi cartellino' nennt, sind ursprünglich Sätze (im Indikativ, Konjunktiv oder Imperativ), die man gleichsam der benannten Person oder Sache in den Mund legt, d. h. Aussprüche, welche später substantiviert worden sind und die die (sprechende) Sache selbst bezeichnen. Die zweite Gruppe umfaßt sämtliche Verbalkomposita, die sich nicht als 'nomi-cartellino' erklären lassen, d. h. die Nomina, die zusammengesetzt sind aus Verb + Subjekt oder Objekt, Verb + Adverb oder aus zwei Verben: *batticore*, *portabandiera*, *saltimbanco*, *buttafuori*, *dormiveglia* usw. Den Unterschied zwischen den zwei Gruppen charakterisiert der Verfasser folgendermaßen: 'Mentre porta-

<sup>1</sup> Kritische Bemerkungen zu Federico Tollemache S. J., *Le parole composte nella lingua italiana*, Roma, Edizioni Roes di Nicola Ruffolo. 1945 — VII + 316 pp.

<sup>2</sup> Eine dritte Gruppe (Typus *fruttivendolo*) lassen wir hier beiseite, da sie von den beiden andern grundverschieden ist und weder genetisch noch assoziativ in enger Beziehung zu ihnen steht.



bandiera, portafogli, stuzzicadenti e simili descrivono l'oggetto che rappresentano, il nontiscordardime e il coprifuoco, ad esempio, sono citazioni implicite, questo riferendo l'ordine di spengere i fuochi al cenno della campana o della tromba, come si usava anticamente, quello riportandò le parole pronunziate dal fiore stesso in una antica fiaba tedesca.' (p. 177). Für den 'beschreibenden' Typus *portabandiera*, der viel häufiger ist als die Satzkomposita, unternimmt es Tollemache, das verbale Element als Indikativ zu erweisen. Seine wichtigsten Argumente sind: 1. Die Bedeutung: Logisch ist das Verb immer im Indikativ: 'un arrotatorbici è uno che arrotale forbici.' Weder in den scherzhaften Benennungen wie *rompicollo*, *ammazzasette*, noch in den Namen von Gebrauchsgegenständen (*apriscatole*, *stuzzicadente* usw.) steckt eine imperativische Idee. — 2. Das Sprachgefühl des Volkes spricht eindeutig für den Indikativ, und es ist psychologisch unmöglich, daß eine so reiche und fruchtbare Klasse von Komposita von allen 'falsch' ('in maniere contraria alla sua vera natura', p. 184) empfunden werde(!). Auch die gelehrten thematischen Komposita vom Typus *frangiflutti* (lat. *poscinummius*) werden vom heutigen Sprachgefühl als verkürzte Indikativsätze analysiert: 'ciò che frange i flutti'; diese Feststellung gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der historischen Entwicklung des Typus *portabandiera*: Er ist der logische Fortsetzer vom griechischen Typ *φερέοικος*, der sich im Lateinischen nicht entwickeln konnte, da er der lat. Syntax widersprach. Die romanische Satzstruktur hat ihn jedoch begünstigt; nur ist in den romanischen Sprachen das Verb an Stelle des Verbalstammes getreten: 'il tipo *portabandiera* rappresenta per il romanzo ciò che *φερέοικος* era per il greco' (p. 185). — 3. Ein letztes Argument stellen die Komposita dar, deren Verb formal nur ein Indikativ sein kann: *batteloro*, *facibene*, *tuttesalle* usw., ferner mit dem Verb an zweiter Stelle: *pocofila*, *malcommetti*. Das -i- der Formen vom Typus *battiloro*, *torcicollo* erklärt der Verfasser als analogischen Kompositionsvokal.

Die von Darmesteter zugunsten der Imperativtheorie angeführten Beweisgründe sucht Tollemache zu widerlegen: 1. Das reiche Material aus der mittelalterlichen Onomastik, das der französische Gelehrte zur Stützung seiner Hypothese vorbringt (*Beroldus Firma hostium*, afr. *Martin clo mes œulz* usw.) und das sich für das italienische Gebiet auf Grund der Arbeiten von Poma, Prati, Olivieri u. a. vermehren ließe,<sup>3</sup> betrachtet der italienische Forscher als nicht beweisend; denn einerseits gibt es darunter Formen, die sich nur als Indikative erklären lassen, und andererseits hält er es für unwahrscheinlich, daß die romanischen Appellativa denselben Ursprung haben wie die Eigennamen. — 2. Wenn Darmesteter die Existenz von eindeutigen Imperativkomposita (*rendez-vous*, *ne-m'oubliez-pas* etc.) als Beweis für den Imperativcharakter der übrigen Komposita betrachtet, so hält ihm Tollemache die bereits erwähnte strenge Unterscheidung zwischen den 'nomi-cartellino' und dem Typus *portabandiera* entgegen. — 3. Den Vergleich mit anderen Sprachen

<sup>3</sup> C. Poma, *Il composto verbale nella onomastica italiana*, Torino 1910; A. Prati, *Composti imperativi quali casali e soprannomi*, RLiR 7, 1931, 250 ff.; D. Olivieri, *I cognomi della Venezia Euganea*, Bibl. ARom. II/6, Genève 1923.

anerkennt der Verfasser nicht als schlüssigen Beweis, da Darmesteter nach seiner Ansicht den Imperativcharakter der spanischen, deutschen, englischen und slavischen Verbalkomposita nicht eindeutig nachgewiesen hat.

Tollemache kommt also zum Schluß: 'Dobbiamo quindi riconoscere che gli argomenti principali addotti dal Darmesteter e dagli altri filologi in favore dell'imperativo non sono conclusivi' (p. 181). Und in den wenigen Fällen, wo er zögert, wie etwa beim Typus *andirivieni* (Verb + Verb), wo er einen ursprünglichen Imperativ nicht für ausgeschlossen hält, nimmt er Zuflucht zu den 'nomi-cartellino', indem er diesen die vermutlichen Imperativkomposita zuweist.

Der Grundirrtum von Tollemaches Methode springt in die Augen: Historische und deskriptive Betrachtung werden nicht geschieden. Die Genese des Typus *portabandiera* darf natürlich nicht mit Hilfe der heutigen Bedeutung und des heutigen Sprachempfindens rekonstruiert werden. Für die deskriptive Betrachtung der heutigen Verbalkomposita ist das verbale Element am ehesten ein Indikativ, weil sich das ganze leicht mit einem solchen umschreiben läßt (*portabandiera* = 'uno che porta la bandiera'), oder einfach ein Stamm, der die verbale Idee ausdrückt, ohne nähere Bestimmung des Modus. Damit ist aber über den Ursprung der Komposita nichts gesagt. Die imperativische Natur konnte im Lauf der Zeit verlorengehen, nicht zuletzt infolge der vielen analogen Neubildungen. Auch das dritte Argument Tollemaches ist keineswegs beweiskräftig: Wenn auch *battoloro*, *pocofila* u. ä. als Indikative zu betrachten sind, so ist damit die Annahme des imperativischen Ursprungs unseres Typus keineswegs widerlegt. Und damit kommen wir zu einem weiteren methodischen Fehler des Buches: Die Sprache wird allzu intellektualistisch betrachtet. Die Wörter werden in streng abgegrenzte Gruppen eingeteilt, und was sich den gleichen Gruppen zuweisen läßt (*battoloro* und *portabandiera*), wird als gleichen Ursprungs betrachtet. Für Zwischenstufen und Unregelmäßigkeiten, wie sie die affektive Rede immer wieder schafft, bleibt kein Platz. In der Wirklichkeit liegen die Verhältnisse viel komplizierter, als sie der Verfasser sieht. Es soll im folgenden versucht werden, die Ursprünge der Verbalkomposita, ihre engen Beziehungen zur Syntax und die gegenseitige Beeinflussung und Vermischung verschiedener Typen neu zu beleuchten. Es kann sich hier nicht darum handeln, eine Geschichte derselben zu schreiben. Eine solche bedürfte nicht nur eines größeren Raumes, sondern auch weiterer Voruntersuchungen, zu denen das eingehende Studium der mittelalterlichen Urkunden und die Berücksichtigung der Dialekte unbedingt gehörten. Wir begnügen uns hier mit dem Hinweis auf einige Tatsachen, welche für die Lösung des Problems noch nicht oder doch nicht genügend fruchtbar gemacht worden sind.

Eine Quelle der Imperativkomposita, auf die schon Darmesteter hingewiesen hat und die von Tollemache nicht berücksichtigt wird, ist in der affektiven Syntax zu suchen. Man lese einige Seiten in Ildefonso Nieris *Cento racconti lucchesi*: Wo er lebhaft schildert, braucht er gern den Imperativ. Ich zitiere nur einige Sätze aus der reichen Sammlung: 'Ma domanda di qua, interroga di là, cerca di sopra, fruga di sotto, non trovava quello che gli ci voleva' (racconto 9). 'Pensane una, non piaceva a lei; stillane un'altra, non garbava a lui' (racc. 13). 'Alla fine cammina,

cammina, cammina, arrivano a un certo vicinato, dove senton dire ...' (racc. 20). '... e lì bevi che ti bevo e trinca che ti trinco, s'imbrician mezzi' (racc. 25). Oder in *Tempo di marzo* von Francesco Chiesa (Mondadori 1941): 'La frega, è diventata una meraviglia' (p. 248); 'prova riprova, non riuscivano a nulla' (p. 250) usw. In diesen Beispielen richtet sich der Erzähler mit dem Imperativ an den Hörer, um ihn gleichsam teilhaftig werden zu lassen an den Ereignissen. Der Imperativ kann aber auch einem Gegenstand sozusagen in den Mund gelegt werden. Dieser wird dadurch personifiziert und tritt dem Hörer oder Leser näher. So schreibt etwa Nieri: 'Un bel solco di sedani che dicevano mangiami mangiami' (racc. 12). Von den beiden Typen ist nur ein kurzer Schritt zur substantivischen Verwendung des Imperativs. Aus Sätzen vom Typus 1 erklären sich Substantive wie: *il dormi-veglia, il tirenmolla, il serra serra, il tira tira, il pigia pigia*, mail. *fa el ciappa-ciappa* (Banfi), vielleicht auch apul. '*mangia mangia*' 'ghiottone' (AIS. IV 718) usw. Sogar eine Sachbezeichnung wie *saliscendi* könnte ihren Ursprung in einem Satz haben wie: 'Sali, scendi, la porta si apre'. Das sind sicher nicht Indikative. Eine Zwischenstufe zwischen der syntaktisch freien Verwendung und der substantivischen Form bildet etwa eine Wendung wie *a scappa e fuggi*. — Aus Typus 2 erklären sich pisan. *baciami subito* 'nome dato scherzosamente a un ricciolo in mezzo a una fronte femminile' (Malagoli),<sup>4</sup> ferner die Ordensbezeichnungen *Fate bene fratelli, Fate bene sorelle*. Ursprünglich eine Person oder Sache in den Mund gelegt ist auch *corrimi di dietro* in dem Satz von Nieri: '... senza gli altri corrimi di dietro che si sanno, e senza tutti gli incerti' (racc. 24). Eine Abart dieser Verwendung sind Imperativkomposita, die nicht als von der bezeichneten Person oder Sache selbst gesprochen gedacht werden, sondern die gleichsam beim Auftreten oder bei der Verwendung derselben von einer Drittperson ausgesprochen werden und die die Situation charakterisieren: So heißt der Hammer im bologn. gergo *bat-bat* (Menarini). und in jüngster Zeit erhielt in Italien die Damentasche zum Umhängen den Namen *borsa favorite biglietti*.

Solchen Imperativsätzen, die bald syntaktisch frei, bald lexikalisch erstarrt erscheinen, sind gewisse Verwendungen des Indikativs sehr ähnlich: Der Sprechende legt der Person, von der er spricht, einen Anspruch in den Mund, um sie oder eine Situation zu charakterisieren. Dieser Ausspruch im Indikativ wird aber nicht mehr als Rede eingeleitet, sondern unmittelbar syntaktisch verbunden oder geradezu als Substantiv oder als Adjektiv behandelt. Beispiele einer solchen freien syntaktischen Verbindung finden sich wiederum bei Nieri; so: 'Gli tiravano dei bottoni, ma era come se non dicessero a lui: da un orecchio non ci sento e da quell'altro tira vento'. (racc. 26). Bereits auf der Grenze zwischen direkter Rede und substantivischer Verwendung steht etwa folgendes Beispiel aus Chiesa, *Tempo di marzo*: '... mi sforzavo ... di cavarmela con qualche mezza parola, con qualche non ricordo bene, non ricordo più' (p. 259). Einen weiteren Schritt von der direkten Rede weg entfernt uns eine Wendung wie: 'il gesto del di qui non si passa' (ib. p. 230). Auf der Stufe der zusammen-

<sup>4</sup> Vgl. volksfr. *un suivez-moi jeune homme* = 'espèce de ruban' (Darmesteter).



gesetzten Substantive aber steht *me ne infischio* im folgenden Satz der *Racconti lucchesi*: 'Rappresenta la cocciutaggine che non conosce ragione, e il me ne infischio di chi ha sposato una massima' (racc. 12). Die lexikalische Erstarrung zeigt sich noch klarer in der adjektivischen Verwendung: 'il Nino di Vico e di Castelletto, disimpacciato e franco e meninfischio'. (*Tempo di marzo*, p. 209.) Und ebenso: 'con un fare così distratto e menimpipo' (ib. p. 234). Substantivierungen ähnlicher Art sind ferner: *un si dice, un ci si volge appena*. Der Prozeß ist grundsätzlich derselbe wie bei der Substantivierung alleinstehender Indikativformen: *il distinguo; i sembra e i come* (Croce).<sup>5</sup>

Auch gewisse Sätze mit dem Konjunktiv können in ähnlicher Weise zu Substantiven erstarren: *un piacciaddio, è il sor faccialei*. — Seltener werden Infinitivkomposita gebildet. Es sei hier an den Übernamen des unbeholfenen Lehrers in *Tempo di marzo* erinnert, den die Schüler *Quel non aver mai pace* nennen, indem sie einfach den Ausspruch, den der Unglückliche immer im Munde führt, zum Spottnamen machen (p. 221).

Diese Beispiele zeigen nicht nur, daß die Verbalkomposita mit verschiedenen Modi gebildet werden können, sondern auch, daß sich alle genetisch nahe verwandt sind: Gewisse Sätze und Wendungen lassen sich leicht substantivieren, zunächst noch in ziemlich freier syntaktischer Fügung; dann erstarren sie unter Umständen zu festen lexikalischen Elementen, und zwar je nach ihrer Natur zu einfachen oder zu zusammengesetzten Nomina (*i sembra* bzw. *il meninfischio*).

Nun sind sich aber Imperativ- und Indikativkomposita nicht nur in der Genese ähnlich, sie können auch in der äußeren Form oft kaum mehr unterschieden werden. Das erschwert einerseits dem Sprachforscher die Analyse gewisser Komposita; andererseits führt es dazu, daß das Sprachbewußtsein selbst nicht klar unterscheidet zwischen den beiden Arten. Das Gefühl für den Imperativ, der eine affektgeladene Verbalform ist, verliert sich rasch, nämlich von dem Augenblick an, da das Kompositum seinen ursprünglich affektiven Wert durch den häufigen Gebrauch eingebüßt hat. Sogar die formal eindeutigen Imperative werden in der Alltagssprache kaum mehr als solche empfunden. Erst die Überlegung sagt mir, daß deutsche Wörter wie *Stehaufmännchen*, *Vergißmeinnicht*, *Stelldichein*, schweizerdt. *Rüera* ('Rühran') 'etwas Weiches zum Liebkosen', *Chummerzhülf* ('Komm mir zu Hilfe') 'hilfsbereiter Mensch', Personennamen wie *Thudichum* u. a. ursprünglich Befehlsformen waren. Ich spüre zwar etwas von dem verbalen Element (*aufstehen*, *anrühren* usw.), denke aber durchaus nicht an eine Befehlssituation. Das eine oder andere dieser Wörter wird von manchem überhaupt nicht mehr richtig analysiert.<sup>6</sup> So verhält es sich zweifellos auch mit den ital. Verbalkomposita, ganz besonders natürlich mit denen, deren verbales Element der Form nach sowohl ein Imperativ als auch ein Indikativ sein kann. Ein Wort wie *portabandiera*

<sup>5</sup> Vgl. dazu fr. *un Tiens vaut mieux que deux Tu l'auras*.

<sup>6</sup> Eine Bernerin gesteht mir, daß sie in dem 1. Element des berndt. *Chummerzhülf* das Subst. *Chummer* ('Kummer') gesehen habe, bis sie eines Bessern belehrt wurde.

wird vom Sprachgefühl nicht logisch-grammatikalisch analysiert, sondern einfach in einen Verbalbegriff und ein Substantiv zerlegt. Daß der Verbalbegriff, von der heutigen Sprache aus gesehen, einem Indikativ näher steht als einem Imperativ, versteht sich: Das Kompositum bezeichnet ja nicht eine Befehlssituation und ist auch nicht mit einer solchen direkt assoziativ verbunden, sondern es benennt eine Person, die durch eine bestimmte Tätigkeit (hier: das Fahnentragen) charakterisiert ist, und andauernde, gewohnheitsmäßige Tätigkeiten, die nicht in der Zeit begrenzt sind, werden in der Regel mit dem Indikativ ausgedrückt.

Nicht nur der ursprüngliche Wert der Verbalform, sondern auch die Beziehung zwischen dieser und dem Substantiv ist dem Sprechenden nur halb- bewußt oder überhaupt unbewußt. Zwar läßt sich nach einiger Reflexion *portabandiera* leicht analysieren und ergänzen zu 'chi porta la bandiera'. Aber wie sollen *pisciasangue*, *scendiletto* und *batticuore* erklärt werden, in denen doch die beiden Elemente, das verbale und das nominale, klar erfaßbar sind? Die drei Wörter zeigen, daß es in einem Verbalkompositum keiner logisch-grammatikalischen Beziehung zwischen den zwei Elementen bedarf. Es genügt, daß das verbale und das nominale Element in der üblichen Weise aneinandergereiht und als Einheit empfunden werden. Die heutige Bedeutung des Kompositums ist nicht notwendigerweise durch das ursprüngliche noch durch das später hineininterpretierte Verhältnis der beiden Teile bedingt, und ebenso wenig durch den Modus oder die Person der Verbalform.

Erst wenn man sich das vor Augen hält, begreift man, daß jederzeit leicht Analogiebildungen zu den vorhandenen Komposita geschaffen werden konnten, Analogiebildungen, die ihrem Ursprung nach nie Imperativ- oder Indikativkomposita waren, sondern einfach Zusammensetzungen, welche eine verbale Idee mit einer nominalen verbinden, und daß es also müßig ist, sich über die Frage zu streiten, ob *lancia* in *lanciafiemme* ein Imperativ oder ein Indikativ sei.

Wohl muß die Frage nach dem Modus der Verbalform aber gestellt werden, wenn man den Ursprung der roman. Komposita vom Typ *portabandiera* aufklären will. Darmesteter hat zu ihrer Beantwortung reiches Material aus der mittelalterlichen Onomastik beigebracht; jedoch sind die Schlüsse, die er daraus gezogen hat, nicht alle überzeugend. Den imperativischen Charakter von Personennamen wie *Beroldus Firma hostium*, *Guleberte garda roham*, *Uguignon fai mi boire* hat er eindeutig bewiesen. Entsprechende Beispiele aus Urkunden italienischer Herkunft könnten ebenfalls viele beigebracht werden; man vergleiche etwa *Suplainpunio* 845 (Prati, RLiR 7, 1931, p. 262), *Andrea Batifango* 1097 (Padova), *Petrus rozeqa berbeze* 912 (Venedig) usw. Derartige Namen sind offenbar aus Zuerufen entstanden, die sich dann zu Übernamen kristallisierten. Dieser Prozeß kann sich immer wieder von neuem vollziehen, wie die von Darmesteter angeführten Appellative *va-lui-dire*, *trousse-ta-queue*, *ramasse-ton-bras* und der argotische Übername *Chie-dans-l'eau* (Bauche, *Langage populaire*, Paris 1946, p. 85) zeigen. Für das Italienische verweise ich hier auf die instruktiven Beispiele moderner Namengebung, die A. Menarini in seinem Aufsatz über *Soprannomi e scritte di autoveicoli* beibringt (*Ai margini della lingua*, Bibl. Lingua Nostra 8, Firenze 1947, p. 41 ff.). Da stehen

unter den Namen, die die Soldaten ihren Fahrzeugen gegeben haben, u. a. folgende Imperativformen: *Tieni duro*, *Ritorna presto*, *Veglia nella notte* u. a. In der Interpretation solcher Namen gehen wir mit Darmesteter durchaus einig. Wenn der französische Forscher dann aber die eindeutigen Indikativkomposita in der mittelalterlichen Onomastik (*Tout li faut*, *Point l'asne*, *Auliz fille soie*, *Robert qui ne ment*, *Gerardus duo valet* usw.) als sekundär erklärt, so können wir ihm nicht mehr folgen. Es ist nicht einzusehen, warum nicht solche Formen ebenfalls unabhängig entstehen konnten, aus Ausrufen, oder, was kaum davon zu unterscheiden ist, aus beschreibenden Indikativsätzen. So mögen sich Namen erklären wie *Gerardus duo valet*, *Tout li faut*, it. *Mancadente* (Prati, p. 257) und die lat. Zusammensetzungen mit Partizip wie *Petrus bibens aquam* (Prati, p. 253). Daß der Prozeß solcher Schöpfung immer noch lebendig ist, zeigt der argotische Übername *N'a qu'un œil* im Französischen (Bauche, op. cit., p. 84). Andere Indikativkomposita haben ihren Ursprung in Aussprüchen, mit denen sich der Benannte selbst charakterisiert: *Petrus tento fenestras* (912 Venezia; Cod. dipl. pad.), *Maitilasso* (apul. und veron.; Prati, p. 257). Auch diese Form der Namengebung hat sich lebendig erhalten, wie wiederum aus den Fahrzeugnamen des zweiten Weltkrieges bei Menarini zu ersehen ist. Neben den genannten Imperativen finden sich da folgende Indikative: *Vado e torno*, *Mamma ritornerò*, *Iddio mi guida* u. a. Diesem Typus stehen diejenigen Imperative nahe, die der benannten Person oder Sache in den Mund gelegt werden, wie *nontiscordardime*, *baciamisubito*, der Autonyme *Lasciamipassare* usw. Unter den Personennamen wären hier etwa zu nennen: *Aiutamiscristo* (16. Jahrhundert, Prati), ferner der würdige Patriarch von Jerusalem, den Boccaccio *il venerabile padre messer Nonniblasmate Sevoipiace* nennt (*Decam.* VI, 10). Die modernen Beispiele sprechen durchaus für eine spontane, von den Imperativformen unabhängige Entstehung der Indikativkomposita. Wie heute aus der lebendigen Syntax und Phraseologie jederzeit neue Indikativ- und Imperativkomposita entstehen können, so konnten auch in der frühromanischen oder gar in der lateinischen Epoche Zusammensetzungen mit verschiedenen Verbalformen entstehen. Dafür zeugt nicht zuletzt der Spitzname jenes römischen Centurio *cedo alteram*, von dem uns Tacitus (*Ann.* I 13) berichtet. Und wenn wir Plinius (27, 106) glauben dürfen, so geht der Pflanzennamen *reseda* auf den Beschwörungsspruch *reseda, reseda morbos!* zurück.

Das Verhältnis der genannten mittelalterlichen Eigennamen, die ihrem Ursprung nach meist Übernamen, nicht Taufnamen sind, zu den italienischen (und afr.) Appellativen wäre im einzelnen zu untersuchen. Auf alle Fälle geht es nicht an, den Zusammenhang zwischen den beiden von vornherein zu leugnen, wie das Tollemache tut (p. 176). Der Übername ist ja im Grunde genommen nichts anderes als eine Art von Epitheton. Es finden sich denn auch dieselben oder doch sehr ähnliche Ausdrücke als Spottnamen wie als spöttische Appellativa. Man vergleiche etwa *baciapile*, *cacasenno* u. ä. mit den Personennamen *Baciadonna*, *Baciacane*, *Cagaletere*, *Cagambaga* (Prati) usw. Neben den mittellat. Typus *duo valet* stelle man das italienische Adjektiv *menovale* (pl. *menovali*, Volg. *Pier Crescenzi*) und Boccaccios *donna pocofila* (*Decam.* IV 2).



Da Sachnamen vom Typus *portacenere* im Mittelalter fehlen, liegt die Vermutung nahe, daß sich diese Art von Komposition zunächst bei den Übernamen ausgebildet habe. Von den Personenbezeichnungen, unter denen die Berufsamen früh eine Rolle gespielt haben,<sup>7</sup> konnte sie leicht übergehen auf die Namen von Lebewesen oder Gegenständen, die in der Phantasie menschlichen Wesen gleichgestellt werden: Tiere, Pflanzen, Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände aller Art, und zwar vor allem auf jene, die durch eine wirkliche oder angedichtete Tätigkeit charakterisiert sind oder die einer bestimmten Handlung dienen, welche gleichsam als von ihnen ausgeführt betrachtet wird. Wir verweisen auf die große Zahl von Vogel- und Pflanzennamen, wie *beccafico*, *batticoda*, *guardapeccora*, *tremacoda* (AIS. III 498 ballerina); kal. *pizzicahormiculi*, siz. *pizzaferru* (AIS. III 506 picchio); *bruciabovi*, *bruciacocchi*, *giracolli* (Tollemache, p. 190 ff.), *'ingannamadonna'* (AIS. III 638 margherita, P. 718), siz. *battilingua* (AIS. III 632 attacamani) usw. Die Werkzeugnamen, die mit der Entwicklung der Technik immer zahlreicher geworden sind (*porta-*, *taglia-*, *conta-* usw.) dürften ihren Ursprung in affektiven Bezeichnungen haben,<sup>8</sup> wenn sie sich nicht durch eine bewußte Übertragung des Kompositionsschemas auf tote Gegenstände im Gebiet des Handwerks, der Technik u. ä. erklären. Der große Erfolg des Typus *portacenere* auf diesem Gebiet erklärt sich durch die Tatsache, daß diese Art der Wortbildung einfache und sprechende Namen für neue Werkzeuge ermöglicht, und wohl auch dadurch, daß das verbale Element bald nicht mehr als Imperativ empfunden wurde.

Auch wenn viele Anzeichen dafür sprechen, daß die mittelalterlichen Eigennamen der romanischen Verbalkomposition zum Erfolg verholfen haben, so schließt das doch nicht aus, daß früher schon in der Volkssprache Appellativa dieser Art vereinzelt vorkamen. Es sei — mit allen Vorbehalten — noch einmal an das Beispiel von Plinius erinnert. Aber erst die Mode der Übernamen, die seit dem 8. Jahrhundert in den Urkunden Italiens und ca. 200 Jahre später in denen Frankreichs auftreten und in den folgenden Jahrhunderten immer häufiger werden,<sup>9</sup> scheint die Voraussetzung für die spätere Entwicklung geschaffen zu haben.

Bern

S. Heinimann.

<sup>7</sup> Im Duecento sind u. a. belegt *tagliaborse*, *cavadenti*. Vgl. ferner die Personennamen ven. *Taiapetra* (Olivieri), valsug. *Castraporceli* (Prati), beide 14. Jh.

<sup>8</sup> Personifizierende Werkzeugbenennungen finden sich vor allem in den verschiedenen Berufsargots. Man vergleiche etwa gerg. bol. *'santo'* *'strumento per forzare porte e serrande'*, *'ballerina'* *'sega circolare'* (Menarini, *Gerghi bol.*, Modena 1944); im italienischen Soldatenargot *Caterina* *'mitragliatrice'* (Panzini, *Diz. mod.*); im französischen Kriegsargot: *oscar* *'fusil'*, *joséphine* *'baisonnnette'* (Dauzat, *L'Argot de la Guerre*, 2e éd., Paris 1919) usw. Man denke aber auch an die enge Beziehung zwischen Personen- und Werkzeugbenennungen bei den deverbalen Substantiven: it. *-tore*, *-trice*; fr. *-eur*, *-euse*; dt. *-er*: *aspiratore*, *lucidatrice*, *numéroteur*, *faucheuse*, *Heber*, *Staubsauger* usw. Vgl. ferner Spitzer, ZrPh. 43, 1923, p. 644 ff., und Wackernagel, *Vorl. Synt.*, 2. Aufl., Basel 1828, II, p. 40.

<sup>9</sup> Über die Entwicklung der Übernamen vgl. A. Dauzat, *Les noms de famille en France*, Paris 1945, p. 35.

## Note di Charles G. Leland sui Gerghi

Della mia personale raccolta di opere d'argomento gergale fan parte tre volumetti che appartennero al noto folclorista e poeta americano Charles Godfrey Leland (1824—1903).

Com'è noto, si debbono a questo appassionato cultore dei linguaggi men noti, vissuto in America, Francia, Germania, Italia e specialmente Inghilterra, vari ed interessanti studi sulla lingua e i costumi degli Zingari, la fondazione del *Journal of the Gypsy Lore Society*, ed anche alcune curiose opere poetico-linguistiche assai note fra gli studiosi di lingue creole e franche: le *Hans Breitmann Ballads* e le *Pidgin-English Sing-Song* non han bisogno di presentazione.

Alla eclettica attività del Leland, avvocato, giornalista, letterato e folclorista, non poteva passare inosservato il vasto argomento del gergo, col suo pittoresco aspetto, che ha più punti di contatto, sia sociologicamente che linguisticamente, con quello zingarico. E della sua permanenza in Italia abbiamo così oder: così, nelle postille che intendo segnalare, una interessante traccia.

Su fogli bianchi inseriti negli esemplari in mio possesso, sono fissati commenti e giudizi autografi del Leland, in parte datati e firmati. Ritengo che presentino un certo interesse per gli studiosi, non solo per la personalità dell'autore, ma anche perché contengono notizie e materiali gergali inediti; per questo, penso di far cosa utile riproducendo integralmente ed esattamente tali note, compresi gli errori di ortografia che si riscontrano nelle parti scritte in italiano.

Il primo volumetto è il famoso *Modo Novo da Intendere la Lingua Zerga, Cioè Parlar Furbesco. Opera non men piaceuole che vtilissima. Con vn Capitolo, & quattro Sonetti in Lingua Zerga, nouamente posti in luce. Di Nuouo ristampata per ordine di Alfabetto*. In Venetia, et in Bassano, Per Gio: Ant: Remond: Con Licenza de' Super. — Non esiste data di pubblicazione (ma ca. 1600), sconosciuta anche al Pitré, che nella sua *Bibliografia delle Tradizioni Popolari d'Italia*, Palermo, Clausen 1894, ha citato quest'operetta al No 2340. Ecco l'autografo, che riproduce anzitutto l'accenno bibliografico al *Modo Novo* contenuto nel volume del Biondelli su cui mi soffermerò più oltre, senza citazione di pagine (ma 32—33):

Fra le opere publicate sulla lingua furbesca Italiana ci somministrarono alquanti materiali il libricciolo intitolato: *Modo da intendere la lingua Zerga o parlare Furbesco*, riprodotto più volte colle stampe nei secoli passati.

'Studii sulle Lingue Furbesche — di B. Biondelli Milano, 1846 —'

How when where and by whom this lingua Zerga (i. e. Gergo, Jargon) was ever spoken is a mystery. It has nothing in common with the real language of the roads which is much the same with that spoken in Switzerland, Austria and Germany which is half Hebrew. Zerga or Gergo, are forms of the word Jargon. Charles G. Leland.

This work was published in Florence AD 1619 — but this was not the 1st edition as it declares that it is 'reprinted with the words alphabetically arranged'. There is a beautiful reprint of 1828, 250 copies only published.

Il secondo volume è quello di B. Biondelli, *Studii sulle lingue furbesche*. Milano, Civelli G. e C. 1846, che più ci interessa, dato che nei fogli inseriti prima del frontespizio sono trascritte dal Leland alcune espressioni furbesche comunicategli da una informatrice italiana, espressioni ben note ai gerghi dei furfanti, venditori ambulanti e girovaghi nostri, specialmente settentrionali:

Gergo. Communicated by Maddalena Talenti 1896. 'Le scrive qualche parola di gergo intesa dagli Zingari e d'altri girovaghi, pero ho inparato poco ma appena ne potro sapere del altro le scrivo. Rifilali ai suoi visi. Dallo a quello. Le toga la pivella (Le Toga). E bella la ragazza. E togo il Bacalino. E buono il paese. E lofiu la pivella. E brutta la ragazza. E togo il diritto. E buono il nostro compagno girovago. E lofiu il contrasto (e cattivo il paesano quello che non a del medesimo mio mestiere. Smincio guarda tartire (uno chi va a fare i suoi bisogni). Scarpina a la giusta. (Fuggi ce la Giustizia.) Glielo riflerei nella banda alla pivella. (Farei all amore con quella bella ragazza.)

Sempre prima del frontespizio è detto:

The author Biondelli is entitled to credit for having written on a little practised subject. He drew his knowledge however apparently entirely from books, and had no practical knowledge of the roads, or of the lowest class. Like most Italian scholarship, his was all *second hand*.

Più oltre troviamo la firma ed una data, probabilmente quella d'acquisto del libro: 'Charles G. Leland. Florence May 28. 1896.' In altro foglietto intercalato prima del *Saggio di Vocabolario Furbesco Germanico*, ricco di postille a lapis che è peccato non poter qui riprodurre, è scritto:

There are many more Hebrew words in the following collection than Biondelli was aware of. I am not sure but I think that this Vocabulary is much the same with the one made and published by Martin Luther. There have been several large vocabularies of this jargon published in Germany, as for instance that of Thiele. In all of them there is the same proportion of Jiddisch, many of the words being very corrupt. Those who speak this language on the roads call it among themselves Jénisch. There is however a Jénisch so strangely harsh and different from this; spoken in the Tyrol and perhaps all over Austria; that I am sure it is an undiscovered tongue. I have only heard of it from tinkers of the wildest kind. I have never seen such people described in any novel. Borrow certainly had no idea whatever of a certain kind of savages who are found however all over Europe. The wildest of his characters are sober compared to them. But they conceal it till one becomes intimate. They are like mad goblins. Charles Godfrey Leland.

Veniamo infine al terzo libro, non meno conosciuto dei precedenti. Si tratta del *Trattato dei Bianti over Pitocchi, e Vagabondi. Col modo d'imparare la lingua furbesca*. Italia, co' caratteri di F. Didot, 1828. E' questa la 'beautiful reprint' a cui il Leland si riferiva. Dopo la firma e la data: 'Charles G. Leland — Florence. 1897.', leggiamo:



Though nothing is said of it in the introduction, this work, or rather the *Trattato dei Bianti* is a reprint of a book of 55 pages, bearing the title *Il Vagabondo Ouero Sferza de Guidoni. Opera nuova, nella quale si scoprono le grandi, malitie & inganni di coloro che vanno girando il mondo alle spese altrui. Data in luce, per Auertimento de'Semplici, dal Sig. Rafaele Frianoro — In Viterbo — Con licenza dei Superiori. Di nuovo ristampato.* No date but apparent at the end of the XVII century. I have it before me. Also the *Modo Novo da intendere La Lingua Zerga, cioè di parlar Furbesco-&c. In Venetia et in Bassano.* No date but apparently early in the XVI. cent. This reprint was apparently unknown to Biondelli, who at least makes no mention of it in his *Studii sulle Lingue Furbesche*, the which latter work is far inferior to this as regards the Italian Jargon.

Bologna (Italien).

A. Menarini.

## Die rumänische Diphthongierung

Über die Diphthongierungserscheinungen des Rumänischen äußert sich Pușcariu im 1. Bd. seiner 'Limba română', S. 181, folgendermaßen:

*'In românește observăm trei mari valuri de diftongare, deosebite și cronologic și în ceea ce privește condițiile în care apar. Avem mai întâi prefacerea străveche a lui ă accentuat latin în ie — nu și a lui ō în uo — cu rădăcini în latina vulgară. Mai târziu, însă tot în vremuri străvechi, e și o accentuați s'au prefacut în ea și oa. Această diftongare e condiționată de vocala a din silibra următoare și se explică printr'o anticipație de rostire, în consonanță cu sistemul fonetic românesc. În timpuri recente se observă al treilea val mare de diftongare, care atinge aproape toate vocalele: e se prefacă în ie (buriete, Vjeta), i în îi (jinimă...), o în uo (puot, duomn...), a în aa (măare...), ă în aă (ovaăs...). Nici el nu se datorește influenței vreunui superstrat.*

*In ceea ce privește acești din urmă diftongi, apariția lor nu e condiționată nici de lungimea vocalei, nici de alte aspecte fonetice, ca accent, sunete înecinate, poziția în cuvânt, etc. În schimb ei apar în condiții cu totul deosebite: îi găsim adică aproape numai la țară și aici cu deosebire la elementul fără contact cu crașul și cu limba literară, la analfabeți, la copii înainte de vârsta școlii și cu deosebire la femei (căci acestea umblă foarte puțin în lume și nu prea ies din satul lor). Orașul îi respinge categoric...'*

Aus den Bemerkungen Pușcarius über die dritte Diphthongierungswelle geht deutlich hervor, daß es sich dabei gar nicht mehr um eine Diphthongierung im eigentlichen Sinne des Wortes handelt. Trotzdem wird man mit Hinblick auf das Ergebnis *ie* < *e* einerseits, *uo* < *o* andererseits die Frage nach einem Zusammenhang mit der ersten, der sogenannten 'romanischen' Diphthongierung nicht von vornherein abweisen dürfen. Die erste Diphthongierung aber wirft durch ihre nur teilweise Übereinstimmung mit den Erscheinungen auf anderen romanischen Gebieten Fragen auf, die man in verschiedener Weise zu beantworten versucht hat.

Meyer-Lübke hat mehrmals, zuletzt in einem Artikel 'Die betonten labialen Vokale im Rumänischen' (Rev. fil. 1927, S. 29 ff.), die Stellung des rumänischen betonten Vokalismus und darin das Ausbleiben des  $uó < ó$  erörtert. Er geht aus von dem oft festgestellten Parallelismus in der Entwicklung der sich entsprechenden vorderen und hinteren Vokale und zieht einen Vergleich zwischen dem Rumänischen und dem gesprochenen Toskanisch, wo dem  $ié < é ié < é$  ein  $ó$  statt  $uó$  gegenübersteht. Doch zeigt die Qualität des  $o$  für  $ó$  im Rumänischen (kein Unterschied zwischen  $ó$  und  $ó!$ ) die Hinfälligkeit des Vergleichs. Fälle wie  $uopt$ ,  $uorz$  mit Diphthong im Anlaut hätten mit der romanischen Diphthongierung nichts zu tun. Während die palatalen Vokale die gleiche Entwicklung zeigten wie in den anderen romanischen Sprachen, sei im Rumänischen  $ü$  mit  $u$  und  $ö$  mit  $o$  zusammengeblieben. 'Mit anderen Worten, die für die Folgezeit so wichtige Umgestaltung der betonten Vokale hat bei den vorderen eingesetzt, erst etwas später bei den hinteren, und diese spätere Entwicklung hat die Ostromania nicht mitgemacht. Warum?!' (a. a. O. S. 32). Man hat das Rumänische mit dieser teilweisen Archaität gern mit dem Sardischen verglichen, wo aber nicht nur  $ü$ , sondern auch  $í$  in seiner ursprünglichen Qualität erhalten ist.

Seither hat H. Lausberg in seinen Untersuchungen über 'Die Mundarten Südlukaniens', Bh. 90 ZrPh. auf dem unteritalienischen Festlande nicht nur Reste eines 'sardischen' Vokalsystems, sondern auch einer Zone mit 'rumänischem Vokalismus' (um die PP. 732, 733 des AIS.), d. h. mit  $í > e$ , dagegen  $ü > u$  entdeckt. In der Nähe liegt auch eine Restzone, wo  $ié < é$  und  $uó < ó$  fehlen (a. a. O. S. 1). Die durch  $-i$ ,  $-ü$  bedingte Diphthongierung ist in diesem Gebiet zweifellos aus dem Norden, aus den Gegenden mit 'neapolitanischem Vokalismus' eingedrungen. Was sich in diesem sprachwissenschaftlich interessanten Gebiet Südtaliens abgespielt hat, mutet wie das Urbild dessen an, was in anderen Dimensionen sich auch in der Provinz, bzw. auf romanischem Kolonialboden zugetragen hat. Ohnehin weisen manche Züge des Balkanromanischen über die Adria hinweg auf alte Zusammenhänge mit Unteritalien.

Ich habe in Rom. Forsch. Bd. 59 (1936), S. 275 ff. und ib. 54 (1940), S. 60 ff., nachzuweisen versucht, daß die steigenden romanischen 'Diphthonge'  $ié$  und  $uó$  gar nicht aus echter, durch Längung in freier Silbe ausgelöster Diphthongierung hervorgegangen sind, sondern grundsätzlich und zeitlich von den echten, sämtlich fallenden Diphthongen unterschieden werden müssen. In der Tat umfaßt die echte Diphthongierung ja nicht nur ein Vokalpaar, sondern in der Regel auch noch  $á$ ,  $e$ ,  $ó$  und vielfach selbst  $i$  und  $ü$  (letzteres z. B. in Savignano und St. Arcangelo in der Romagna, in ostapenninischen Mundarten, in Apulien, im Vegliotischen). Die steigenden 'Diphthonge'  $ié$ ,  $uó$  aus  $é$ ,  $ó$  gehören vielmehr ihrer Entstehung nach in das Gebiet der Umlauterscheinungen. Ihre Grundbedingungen sind noch deutlich in Süd- und Mittelitalien zu erkennen, wo sie durch  $-i$ ,  $-ü$  ausgelöst wurden, während in der transapenninischen und westlichen Romania mit weithin gallischem Substrat dazu auch die Wirkung folgender palataler Konsonanz kam. Die Ausbreitung und Verallgemeinerung in freier Silbe (in Nordfrankreich, Toskana, Venetien und weiteren Gebieten Norditaliens), z. T. auch in geschlossener (in Kastilien, Wallonien, Friaul, dem älteren Römischen, Palermo,

Rumänien) muß auf dem Wege morphologischer oder lautlicher Analogie erfolgt sein.

Die erste Diphthongierung des Rumänischen, bzw. Balkanromanischen muß ursprünglich entsprechend der geographischen Lage und dem oben Ausgeführten an die noch heute in den süd- und mittellitalienischen Mundarten erkennbaren Bedingungen, d. h. also an folgendes *-i* und *-ä* geknüpft gewesen sein, es muß sich um bedingte Diphthongierung, um Brechung durch Umlaut, gehandelt haben. Zu dieser Annahme stimmt, daß das Rumänische auch in der zweiten Diphthongierung ( $\acute{e} > ea$ ,  $\acute{o} > oa$  vor  $\ddot{a}$ ,  $e$ )<sup>1</sup> eine umlautähnliche Brechungserscheinung besitzt, die Puşcariu als Ergebnis einer 'anticipaţie de rostire' bezeichnet. Wie er denn überhaupt 'anticiparea asupra articulaţie următoare' (a. a. O. SS. 71, 181) als einen der wesentlichen Züge des rumänischen phonetischen Systems ansieht. Wozu man noch andere umlautähnliche Erscheinungen der inneren Pluralbildung fügen mag (*făt* — *feşi*, *fată* — *fete*; *livadă* — *livezi*, *cartă* — *cărţi* usw.). Und mit dem Rumänischen geht in seiner Diphthongierung von  $\acute{e}$ ,  $\acute{o}$  in freier und geschlossener Silbe auch das Vegliotische, bzw. Dalmatische, das im übrigen bei  $\acute{a}$  auch noch Spuren eines *-i*-Umlautes besitzt.

Bleibt die Frage, warum im Rumänischen  $\acute{o}$  nicht ebenfalls diphthongiert hat. In meinem erwähnten Aufsätze über 'Umlaut und Diphthongierung in der Romania' (Rom. Forsch. Bd. 59, S. 299) habe ich versucht, den Parallelismus der Entwicklung für  $\acute{e}$  und  $\acute{o}$  auch im Rumänischen nachzuweisen. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß der *i*-Vorschlag bei wort- und silbenanlautendem *e* im Rumänischen nicht aus dem Slavischen, sondern aus der eigenständigen rumänischen Entwicklung, nämlich aus der Diphthongierung von  $\acute{e} > ié$  im Wortanlaut (womit sich z. T. auch Schwund von *b* und *l* verbinden konnte), d. h. aus Fällen wie *ieri*, *ies*, *ieu*, *iedera*, *ied*, *iepure* < *leporc*, *iert* < *liberto*, *iarna* < *hiberna*, *iasca*, *iapa* < *equa*, *iara* < *herba*, vortonigem *ierbos*, *iernez*, *iertă*, *iera*, nachtonigem *-iei* > *-ei*, *-ii* (aus *-illaei*) usw. stammt, woraus sich das Gefühl eines hiatusstilgenden *j* vor *e* entwickeln konnte. Etwas ganz Ähnliches, nämlich die Überreste und Auswirkungen eines sehr alten Zustandes sehe ich darum auch in den Fällen, wo in rumänischen Mundarten *uo* im Anlaut auftritt. Während in allen übrigen Fällen mit früher Monophthongierung des *uo* zu rechnen ist, hat sich im unmittelbaren Anlaut *uo* z. T. halten können infolge der satzphonetischen Bedingungen der Hiatusstilgung nach auslautendem Vokal eines vorangehenden Wortes (insbes. vor Verstummen des *-u*).

Die eingangs angeführten Äußerungen Puşcariu aber stellen das moderne rumänische *uo* in einen anderen Zusammenhang und zeigen es nicht bloß im Wortanlaut, sondern auch im Inlaut nach Konsonanten. Und es scheint sich auch nicht um eine mundartliche und örtlich begrenzbare Erscheinung zu handeln, sondern um eine solche, die fast auf dem ganzen rumänischen Sprachgebiet auftritt und vielmehr der sprachlichen Unterschicht angehört. Die Mundartmonographien brachten bisher darüber verhältnismäßig geringen Aufschluß. Ich hatte mich daher in dem erwähnten Aufsatz in erster Linie auf die Verhältnisse im Meglenitischen und Istro-

<sup>1</sup> Für die Erklärung dieser Brechung vgl. Gamillscheg, Oltenische Mundarten, S. 41 u. 50.



rumänischen bezogen. Gamillscheg, Oltenische Mundarten (Wiener Sitz. Ber. 190/3, 1919, S. 51—2) äußert über die Erscheinung auf seinem Untersuchungsgebiet: 'Diese [uo]-Formen im Wortanlaut finden sich nur in lateinischen Wörtern, während die späteren Lehnwörter des Rumänischen im Anlaut nur *o* aufweisen ... Die Beschränkung im Anlaut auf altes *o* weist darauf hin, daß ein sehr alter Vorgang zugrunde liegen muß. Im Inlaut wird dagegen auch jüngeres *o* diphthongiert ... Ausführlicher spricht sich Gamillscheg aus in 'Die Mundart von Serbănești-Titulești (BBRPh., 1936, S. 40 ff.): 'Auf dem ganzen Untersuchungsgebiet kann jedes *o* im Wortanlaut, ferner jedes *o* vor einfacher Konsonanz im Inlaut, aber auch *o* vor *r* und Kons. in *uo* übergehen ... Diese Diphthongierung ist kein sprachlicher Zwang. Sie ist nur dann beständig, wenn ein Wort mit *o* im Anlaut den Redetakt eröffnet.' (S. 40.) 'In Wirklichkeit ist *uo* die Ablautform von *o*, die die wandernde Aufmerksamkeit begleitet ... Die Diphthongierung ist also als Begleiterscheinung der Aufmerksamkeit ein psychologischer Spannungsmesser, ein Kontrollapparat.' (S. 41.) 'Es besteht also ein beständiger Wechsel zwischen *o*- und *uo*-Formen beim gleichen Wort. Der Monophthong, in dem eine *o*- und eine *u*-Komponente verschmolzen sind, ist daher stark geschlossen, was besonders bei nachfolgendem *r* auffällt ...' (S. 42.) 'Mundarten im Norden von Țirgu-Jiu schieben im Redetakt zwischen *a-o* und *i-o* ein *u* ein, s. *lauolaltă*, lit. '*la olaltă*', *numauodată*, lit. '*numa(i) o dată*'; *fiuodată*, lit. '*fii o dată*', s. Olt. Ma. 13. Die Möglichkeit des Wechsels zwischen *uo* und *o* wird also grammatikalisiert, um den Hiatus zu vermeiden ...' (S. 44.) Besondere Aufmerksamkeit widmet dann Gamillscheg den Fällen, wo *u* als Übergangslaut zwischen labialem Konsonant und *o* erscheint, wie z. B. in *vuostu*, *vuouă*, *fuoku*, *puork*, *puom*, *puort* usw. (S. 45). Daher gibt er abschließend (S. 46) folgende Erklärung, 'auf welchem Wege die Sprache den *uo*-Diphthong erhalten hat. Zunächst ist direkt anlautendes *o* gelängt worden, so wie *a > aa*, *ha*, § 19, *e > ie*, *i* und *u* zum Teil zu *ii*, *uu* wurden, § 5. Diese Längung ist schon im 16. Jahrhundert durch Schreibungen mit *oo* angedeutet, doch sind die Schreibungen bei der Unsicherheit der Wiedergabe der Laute in den Denkmälern des 16. Jahrhunderts nicht stets beweiskräftig.

Die zweite Quelle des *-uo*-Diphthongs bilden die Wörter, in denen *o* einem Labial folgt. Eine Urkunde von 1626, Argeș, Cuv. II, 243, schreibt, '*fvostu domno Alixandru*', daneben *fvēcoru*, *fvēră*, die als *fudăcoru*, *fudră* zu lesen sind. Vor *ă* und *o* tritt also nach *f* ein Übergangslaut ein. Dasselbe wird nach *m* und *v* der Fall gewesen sein, wenn mir auch alte Belege dafür nicht bekannt sind. Da es sich bei diesen *-uo*-Formen um Gelegenheitsbildungen handelt, die stets rein monophthongische Varianten neben sich haben, ist es nicht zu wundern, daß sie in den alten Texten nicht besonders bezeichnet werden.

Diese Fälle des *-uo*-Diphthongen sind also auf lautmechanischem Weg entstanden, die Sprache hat ihnen aber eine eigene stilistische Funktion gegeben. Wo die eigentliche Heimat dieser Entwicklung liegt, läßt sich einstweilen nicht sagen, da auf keinem rumänischen Mundartgebiet entsprechende Untersuchungen vorliegen.' Soweit Gamillscheg.

Seither ist durch das Erscheinen der ersten Bände des ALR die Möglichkeit gegeben, das Auftreten und die Verbreitung der *uo*-Formen über das

ganze rumänische Sprachgebiet zu verfolgen. Nach der farbigen K. 21 des ALRM I finden wir *uo*-Formen für das Wort *ochiu* fast allgemein auf dem gesamten rumänischen Sprachgebiet mit gewissen Ausnahmen (im größeren Teil des Banats, in einigen benachbarten Punkten von Siebenbürgen und in Gegenden, die um das Gebiet der Szekler und in Nachbarschaft der Ruthenen liegen, ferner in den verschiedensten sonstigen Zonen, insbes. auch der abgesprengten Mundartgruppen). Dazu stimmt im wesentlichen K. 188 *om* des ALRM I, ferner K. 16 *orb* des ALRM II. Doch findet sich auf letzterer *uorb* auch im Banat so gut wie allgemein und auch sonst in einigen Gegenden, wo der Diphthong bei den anderen Wörtern fehlt. Das Ausbleiben des *uo* in gewissen Zonen auf K. 21 ist also kein Beweis für wirkliches Fehlen, sondern nur für die Flüchtigkeit des halbvokalischen Elements und sein fakultatives Auftreten. An sich ist der Diphthong *uo* für vlat. *ó* im unmittelbaren Anlaut dem gesamten rumänischen Sprachgebiet einschließlich der abgesprengten Mundartgruppen, des Istrorumänischen, Aromunischen und Meglenitischen, eigen und muß daher in seinen Anfängen sehr alt sein. Daß er auch in jüngeren Worten mit *o*- auftritt, wenn auch längst nicht so allgemein verbreitet, läßt sich auf den KK. 122 (*oftică*), 223 (*orfân*) u. a. des ALRM I verfolgen. Wenn wir dann auch für vortoniges anlautendes *o*- vielfach *uo* finden, wie uns die K. 290 (*omorîm*) des ALRM I und K. 89 (*osos*) des ALRM II lehren, so ergibt sich deutlich der Parallelismus mit dem *i*-Vorschlag als Hiatusstilger bei wort- und silbenanlautendem *e*. D. h. mit anderen Worten, auch der Diphthong *uo* konnte sich im Wortanlaut, wenn auch mit sehr flüchtigem ersten Bestandteil, nicht nur bis heute halten, da er in dieser Stellung vielfach die Rolle eines Hiatusstilgers spielt, sondern darüber hinaus seinen Geltungsbereich auf analogischem Wege auf andere anlautende und selbst vortonige *o*- ausdehnen. Nur hat diese analogische Ausdehnung des *u*-Vorschlages vor *o*- nicht die Allgemeingültigkeit erreicht wie die des *i*- vor *e*-.

Wenn wir es also bei diesem *uo*- mit einem Überrest des alten *uo* < *ó* der ersten 'romanischen' Diphthongierung, bzw. Brechung zu tun haben und damit der Parallelismus mit *é* > *ié* hergestellt ist, so ist doch die weitere Entwicklung der Diphthonge *ié*, *uó* nicht mehr parallel verlaufen. Sie ist es ja auch auf anderen romanischen Gebieten nicht.

Es läßt sich zeigen, daß *uó* stärker den Monophthongierungstendenzen erlag als *ié*. So beispielsweise im Ferraresischen, wo *uo* nur nach den artikulatorisch nahestehenden Konsonanten *k*, *g*, *b*, *s*, *st* (*s* mit leichter Lippenrundung gesprochen!) Bestand hatte. Die Vorstufe der Monophthongierung aber ist hier wie sonst durch geschlossenere Aussprache des zweiten Vokals gekennzeichnet.

Eine sehr interessante Vergleichsmöglichkeit für die uns beschäftigende Frage bieten gewisse nordportugiesische Mundarten. Ich fasse hier kurz zusammen, was ich darüber in Rom. Forsch. 53, S. 28 ff. und Portugal-Festschrift, 1940, S. 107 f. ausgeführt habe. Ich glaube dort wahrscheinlich gemacht zu haben, daß der portug. Ablaut vom Typus *morto*, *mortos*, *morta*, *mortas* in der Nominalflexion, *gemo*, *gemes*, *gema*, *movo*, *moves*, *mova*, *sirvo*, *serve*s, *sirva*, *durmo*, *dormes*, *durma* in der Verbalflexion, d. h. die Veränderung von *é*, *ó* vor -*i*, *i* (bzw. palatalem Konsonanten), -*u*, *u*, mit allen nachträglichen analogischen Verallgemeinerungen und Verschiebungen

auf Diphthongierung und früher Monophthongierung beruht. Letztere ist in gewissen Mundartgebieten zwischen Douro und Minho, bzw. Baixo Minho, bis heute noch nicht endgültig zur Durchführung gelangt. In diesen Mundarten ist nach Angabe von Leite de Vasconcellos (Opusculos II/I, SS. 61, 69, 130 f., 174, 184 ff., 276 f., 280, 392, 397, 434, 454) heute noch *ie* (von ihm *ie* geschrieben), *uo* (= *üö*) mit sehr flüchtigem ersten Bestandteil anzutreffen, der sehr oft auch unterbleibt und darum den Sprechern gar nicht zum Bewußtsein kommt. Die Diphthonge der Mundarten von Riodonor und Guadramil an der Nordostgrenze von Tras os Montes gegen Spanien (Leite, a. a. O. IV/II, S. 745 f., 774) und im benachbarten Mirandesischen (a. a. O. 682, 686), die ebenfalls starken Schwankungen unterliegen, stellen die Zwischenstufe zwischen den portugiesischen und den kastilischen Verhältnissen, d. h. zwischen Rückbildung und Monophthongierung einerseits und Wuchern der Diphthongformen über ihre ursprünglichen Bedingungen hinaus andererseits, dar. Fester ist nach Leite der erste Bestandteil des *uo* nach Labial und vor allem im Anlaut. So heißt es bei ihm (a. a. O. 186) über die Mundart von Guimarães: '*Não havendo labial, ora se ouve üö, ora ö,*' und (S. 187) '*Em sílaba inicial: üólho, üönda ... Etc.*' Allerdings treten die Diphthonge *ie*, *uo* in den erwähnten nordportug. Mundarten nicht nur unter den Bedingungen auf, wo die Schriftsprache *é*, *ó* umlautet, sondern in der Regel für jedes schriftsprachliche *é*, *ó*. D. h., sie sind in der Auseinandersetzung mit der Schriftsprache oder mittelporug. Formen sekundär durch Analogie und hyperkorrekt auch für die Formen mit ursprünglichem *ç* eingetreten. Ähnliches liegt heute bei *uo* aber auch im Rumänischen vor.

Nachdem im Gefolge der Diphthongierung und Monophthongierung in der rumänischen Schriftsprache nur noch ein geschlossenes (oder mittleres) *o* unter dem Ton übriggeblieben war, mußte bei einer sekundären Wiederausbreitung des *uo* in anderen Sprachschichten davon auch ursprüngliches *ç* erfaßt werden. Das ist in der Tat der Fall und zeigt sich im Inlaut besonders deutlich bei Adjektiven mit dem Suffix *-osu* (vgl. im ALR II K. 89 *osos*, L. 103 *sperios*, K. 63, *burtos* usw.). Ob der alte Diphthong *uo* außer in den Fällen im unmittelbaren Anlaut auch im Inlaut nach labialem Konsonanten zunächst erhalten geblieben, läßt sich auf Grund der bisher vom ALR verzeichneten Formen schwer beurteilen. Die oben angeführten Bemerkungen Gamillschegs über das Gebiet von Serbănești-Titulești und alte Texte würden dafür sprechen. K. 285 *eu mor* des ALR I zeigt *uo*-Formen sporadisch im Banat, nördl. Siebenbürgen, Maramureş, Crişana, an zwei Stellen Bessarabiens, K. 175 des ALR II (*morjiu*) ebenfalls sporadisch im Banat, in der Bukowina, im nördlichen Bessarabien, in der Moldau und Walachei (791). Doch weisen auch jüngere (z. B. slavische) Wörter *uo* nach Labial auf wie z. B. K. 50 *podul* des ALR II in verschiedenen Punkten der Walachei und Moldau. Nicht wesentlich anders steht es mit der Verbreitung des *uo* nach anderen Konsonanten, vgl. z. B. K. 266 *coş* des ALR II (*cuoş* hauptsächlich in der Walachei), K. 197 *nou* des ALR II (*nuou* sporadisch in den verschiedensten, ganz voneinander getrennten Gebieten!). Ohne daß sich eine mundartliche Differenzierung in dieser Frage feststellen ließe, kann man eben nur sagen, daß *uo* fakultativ nach allen Konsonanten und in den verschiedensten Gegenden auftreten kann,



wenn auch sichtlich nicht in der Häufigkeit und Verbreitung wie im unmittelbaren Anlaut.

So läßt sich denn über die Monophthongierung des alten, noch aus romanischer Zeit stammenden *uo* folgendes vermuten. Sie hat sich vor allem in der Schriftsprache und unter dem Einfluß des Schriftbildes durchgesetzt, sie konnte sich in der gesprochenen Sprache im unmittelbaren Anlaut nicht durchsetzen. Für die Stellung im Inlaut nach Konsonant dürften folgende Erwägungen gelten. Meyer-Lübke erklärt (a. a. O. 31) durch den stark konsonantischen Charakter des ersten Elements in den italienischen Diphthongen *ie* und *uo*<sup>2</sup> die Monophthongierungen in *tremolo* für älteres *triemolo*, aber auch *tono*, *noru* für *tuono*, *nuovo* (da 'ein labialisirtes *t*, *n* nicht den Artikulationsgewohnheiten' entspreche). Wenn in gewissen Gebieten Rumäniens, vereinzelt in der östlichen Walachei (P. 720), verbreiteter in Oltenien, im Banat und im südwestlichen Siebenbürgen (Hunedoara) nach Maßgabe der K. 3 '*ie in cuvântul piele*', des ALRMI der Diphthong *ie* fehlt, ohne daß andererseits *p* durch *i* palatalisiert worden (vgl. K. 2 '*palatalizarea lui p în piele*'), so liegt eine ähnliche Erscheinung vor. Die Palatalisierung der Labiale durch folgendes *i* und *i*, die heute mundartlich im Rumänischen weit verbreitet ist, hat schon im Ur-rumänischen begonnen. Sei es aber, daß sie sich nie ganz durchzusetzen vermochte, oder daß sie vielfach wieder rückgebildet wurde, sie fehlt in der Schriftsprache und in den erwähnten Gebieten. Im Meglenitischen, wo sie an sich vorhanden, fehlt sie in Wörtern wie *pedica*, *per*, *perd* (vgl. Puşcariu, E. Wb. S. 115), die gleichzeitig auch des Diphthongen ermangeln. Das Wörterbuch von Barcianu (der aus dem südwestlichen Siebenbürgen stammt!) schreibt so gut wie konsequent nach labialem Konsonanten *e* und nicht *ie* und verweist bei *piele*, *piept*, *fier*, *vierme* usw. auf *pele*, *pept* usw. Und wie er schreibt man heute fast allgemein *meu*, selbst wenn man *mieu* spricht (wobei freilich latinisierende Tendenzen der Schreibung mitspielen!). Den artikulatorischen Abstand zwischen dem labialen Konsonanten und dem Halbvokal *i*, die an sich kein Artikulationselement gemein haben, trachtet das phonetische System des Rumänischen, das hier engen Anschluß sucht, zu überbrücken. Die Überbrückung wird durch die Palatalisierung der Labiale (mit Zwischenstufen wie *pk'*, *pt'*, *f-ç'*, *mñ* usw.) geleistet. Wird die Palatalisierung des labialen Konsonanten aufgegeben, so kommt es damit in der Regel auch zur Aufgabe des Diphthongen *ie* durch Verlust des halbvokalischen Elements (abgesehen freilich von der Schriftsprache!). Ähnlich liegt es auch beim Ausbleiben bzw. der Rückbildung des *ie* nach *n*, *r* (vgl. Puşcariu, DR. I, 395 f., Vf. Rom. Forsch. 54, S. 9 f.). Für den labialen Diphthongen *uo* spielt dagegen ein dentaler Konsonant eine ähnliche Rolle wie der labiale für *ie*, so wie dies Meyer-Lübke (s. o.) wahrscheinlich gemacht hat. Daher ist anzunehmen, daß die Monophthongierung des *uo* sich zuerst dort einstellte, wo der vorangehende Konsonant mit *u* keinerlei Artikulationselement gemein hatte, also zunächst nach den Dentalen, später erst nach den Velaren und zuletzt nach den Labialen. Als Beispiel für die Monophthongierung des *uo* nach Velar kann man

<sup>2</sup> Auch im Rumänischen ist das erste Element dieser Diphthonge mehr konsonantisch als halbvokalisch.

*cot* < *cubitus* anführen. Nur P. 723 weist nach ALR II (S. 25, 2162) eine Form wie *cuotu* auf, der *istrorum*. P. 02 dagegen *cúvetu*. Die Entwicklung war also *cubitus* > \**cúetu* > \**cúätu* > \**cúotu* > \**cuötu* > *cot*, wohingegen im Istroromanischen, wo *u* ein folgendes *e* nicht velarisiert \**cúetu* sekundär den Hiatusstilger *v* entwickelt hat: *cúvetu*.<sup>3</sup>

Auch die Entwicklung des unbestimmten Artikels *f. una* > *o* bietet eine Parallele zur Monophthongierung *uo* > *o*. In *unä* ist -*n*- zwischen zwei velaren Vokalen geschwunden wie in \**grānu* > *grāu*, \**brānu* > *brāu* (pl. dagegen *grāne*, *brāne*!). Daraus dann \**uä* > *uo* mit Labialisierung des *ä* > *o* und daraus *uo*. Die Form *uo* hat sich nicht nur in den von Gamillscheg (s. o.) erwähnten Fällen im Hiatus erhalten, sondern auch sonst noch im Banat, Siebenbürgen, Südwalachei (398), Bessarabien, vgl. K. 9 *un smoc de pār* (= *o mîna de pār*) des ALR I. Ganz entsprechend erklärt sich auch das Akkusativpronomen *illam* > \**uo* > *o*.

Es fragt sich nun, wie es neuerdings wieder zur Ausbreitung des *uo*, insbesondere im Inlaut nach Konsonant, gekommen ist. Diese Frage muß im Zusammenhang mit den anderen von Puşcariu erwähnten tertiären Diphthongierungen betrachtet werden. Über das oben schon behandelte Verhältnis zwischen labialen Konsonanten und *ie* führt Gamillscheg für die von ihm untersuchten Oltenischen Mundarten (a. a. O. 64) aus: 'Die Palatalisierung der Konsonanten vor *i*, *e* ist also auf dem ganzen Gebiet in Rückbildung begriffen. Das führt auf weitem Gebiet zu einem Nebeneinander von [*je*], bzw. [*ie* oder *ie*] und reinen *e*-Formen. Da die letzteren die jüngeren sind, treten sie auch für echtes diphthong. *ie* ein. Diese Rückbildung verdankt ihren Beginn wohl dem Bestreben, die städtische Sprache nachzuahmen. Sie hat heute aber in alle Kreise übergegriffen und wird heute gerade von den Ungebildeten am weitesten verallgemeinert ...' In den Gebieten, wo die Palatasierung der Labiale beständig war bzw. fortschritt, blieb auch *je* in der Regel beständig. In der Auseinandersetzung dieser Gebiete mit den vorhin erwähnten bzw. schriftsprachlichen Tendenzen, wie sie Barcianu vertritt (bes. Fälle wie Schreibung *meu*, Aussprache *mieu*), mußte wiederum *je* hyperkorrekt um sich greifen, unterstützt durch den *j*-Vorschlag vor wort- und silbenanlautendem *e*, in manchen Gegenden wie im Banat vielleicht auch unterstützt durch die Palatalisierung der Dentale vor *e* (vgl. die KK. 75 im ALRM I und 101 u. 102 im ALRM II über *deget*; 99 ALRM I *des*, wo insbes. die verbreiteten *djes*-Formen in der Moldau auffallen; 319 u. 320 ALRM II *lemn*). Wahrscheinlich erklären sich in solchem Zusammenhange die von Puşcariu (a. a. O.) erwähnten Formen wie *marje* = *mare*, *carje* = *care* (vgl. K. 52 ALRM II *marje* im Banat, aber auch 353, entsprechend *tarje* = *tare* K. 85 ib., *duarje* = *doare* K. 58 ib.). So dürfte denn auch die Wiederausbreitung des *uo* von den Fällen, wo *u* im Anlaut zugleich Hiatusstilger ist, ausgegangen und dann von jenen gefördert worden sein, wo *uo*-im Satz-zusammenhang nach Konsonant stand. Daß *uo* nach Labial nie aufgegeben worden, bzw. *u* hier als Gleitlaut immer wieder auftreten konnte, darf dabei als wahrscheinlich gelten. Der *i*-Vorschlag in *înimă* erklärt sich

<sup>3</sup> So erkläre ich jetzt abweichend von Mitt. Rom. Inst. Wien I, S. 54; vgl. A. Graur, Romania LV, 469 ff.

durch analogische Übertragung aus den Fällen, wo *l*- vor *i* über *l'* > *i* (= *î*) wurde (*linea* > *ie*, *linum* > *in*, *licium* > *îf*, inlautend *gallina* > *găîndă*, s. Tiktin, ElB., S. 33). Von solchen Fällen aus konnte er schließlich so weit um sich greifen wie der vor wort- und silbenanlautendem *e*. Vgl. zu *îinimă* K. 62 des ALRM.

Dagegen tritt *î* (*â*) vor *a* als Übergangslaut nach labialem Konsonanten auf, wie sich auf folgenden KK. des ALR I verfolgen läßt: 172, 173, 175 *var*, *vară*; 221 *cumatră*, 203 *lele*, bzw. *matuşă*, 204 *bărbat* usw. Das Verbreitungsgebiet ist in der Hauptsache Nordwestsiebenbürgen und die PP. 125, 129, 122 bei Hermannstadt. Hier scheint es sich um eine umgrenzbare mundartliche Tendenz zu handeln.

Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Tendenzen könnte man sich vielleicht ein 'Lautgesetz' in statu nascendi erklären, wonach, vorläufig fakultativ, jedem Vokal sein entsprechender Halbvokal vorgeschlagen werden kann. Doch müßten darüber erst noch eingehendere Untersuchungen angestellt werden.<sup>4</sup>

Konstanz.

Friedrich Schürr.

<sup>4</sup> In den obigen Ausführungen ist der Diphthong *uo* als *uo* zu lesen.



# Bibliographie

## Neuere Sprachen

Eine neue Zeitschrift für Neusprachler, die im gleichen Verlag wie das 'Archiv' erscheint: 'Die lebenden Fremdsprachen' dient dem Schulunterricht. Herausgeber sind Univ.-Prof. Dr. E. Lerch, Oberschulrat Prof. Merck, Univ.-Prof. Dr. E. Wolf. [Inhalt des 1. Heftes: Heinrich Landahl, Neue Fremdsprachen in der Schule von heute — Rudolf Großmann, Latein-Amerika und die Kultur des Abendlandes — H. Walz, Die englische Nachkriegsliteratur I. Prosa — Dietrich Bischoff, Moderne englische Dichtung in der Schule — Kathleen Davis, Die Sprache der Echtheit im modernen Sprachunterricht (mit interessanten Beispielen von sachlichen Irrtümern in Schulbüchern) — Kurt Zeidler, 75 Jahre Englischunterricht in der Hamburger Volksschule — H. W. Davis, Quellenbüchereien (Büchereien, die vom Education Branch der Control Commission 1946 eingerichtet worden sind in Hannover, Kiel, Düsseldorf, Köln, mit Zweigstellen in Dortmund, Bielefeld, Hamburg und Berlin-Charlottenburg. Berechtigt, diese Büchereien zu benutzen, sind alle Erzieher im weitesten Sinne des Wortes. Die sechs Büchereien besitzen jetzt eine Gesamtzahl von 36 000 Büchern mit 2967 verschiedenen Titeln. Die Bücher fallen unter folgende allgemeine Rubriken: a) Schulbücher aller Fächer (englisch, amerikanisch, deutsch), b) Theorie und Praxis der Erziehung, c) Standardwerke und Neuerscheinungen zu geistigen Gebieten von besonderer Wichtigkeit — Geschichte, Soziologie, Politik, Philosophie, Religion, Psychologie usw., d) Literatur, e) moderne englische Veröffentlichungen, die eine neuzeitliche Vorstellung vom englischen Leben geben, f) Jugendbücher, g) Fachzeitschriften und einige allgemeine Zeitschriften.] — Mannhart, Erziehungs- und Bildungswesen in Großbritannien. Bibliographische Übersicht. Wir begrüßen die neue Zeitschrift und wünschen ihr gutes Gedeihen. — W. H.]

Die Interessen der Übersetzer und Dolmetscher vertritt eine kleine Zeitschrift, die das 'Diplomat-Fremdspracheninstitut in Stuttgart-Bonlanden' herausgibt. Schriftleitung: Arno Lesch, Fritz Plümacher, Gottfried Liesack, 1. Jahrgang, Heft 2, 1948. Inhalt: Historische Erklärung der englischen Orthographie. — Berufsbild des technischen Übersetzers. — Einführung in das medizinische Englisch. — G. Jacob, Daniel Defoe und die neuere Forschung. [Der wissenschaftlich belangvollste Beitrag ist diese sachkundige Übersicht über die neue Defoe-Forschung. Die ältere Forschung war zum größten Teil nur dem Robinson gewidmet. Erst um die Jahrhundertwende berücksichtigte die Forschung auch die übrigen, vielseitigen Leistungen Defoes. Jacob weist hin auf die Defoe-Bibliothek in Bloomington (Indiana). Ihre reichen Schätze lieferten das Material für die Arbeiten von J. Robert Moore, besonders Defoe in the Pillory and other Studies, 1939. In England ist entstanden die Biographie von James R. Sutherland, Defoe, London 1937. Der Literaturbericht von Jacob behandelt folgende Gegenstände: Defoes Leben — Robinson Crusoe — Defoe in der englischen Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte — Defoe in der Geschichte der Medizin — Defoe in der Staatsrechtslehre — Defoes geistesgeschichtliche Bedeutung. Charakteristisch für sein dichterisches Schaffen ist sein Ausspruch: 'Es steht einer hinter mir und diktiert mir alles', vgl. ähnliche Selbstzeugnisse bei O. Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen, Gießener Rektorrede. Einen eingehenden Bericht über die Defoe-Forschung bietet Jacob in dieser Zeitschrift S. 49 ff.

Er selbst hat eine wirtschaftlich-sozialgeschichtliche Studie über Defoes *Essay on Projects* veröffentlicht (Leipzig 1929) und einen Literaturbericht in den *'English Studies'* (Amsterdam 1931) im *'Defoe Memorial Number'*. — W. H.]

Neben die Schulzeitschrift *'Die lebenden Fremdsprachen'* tritt eine neuphilologisch-pädagogische Zeitschrift größeren Stils *'Neuphilologische Zeitschrift'*, hrsg. von dem bekannten Schulmann Richard Schade (Berlin), Vorstandsmitglied des Neuphilologenverbandes, im Pädagogischen Verlag Berthold Schulz Berlin-Hannover. [Im Geleitwort heißt es: *'Unsere Zeitschrift wendet sich in gleicher Weise an Universität wie Schule, die Forschung soll ihre Ergebnisse dem neuphilologischen Hörer und durch ihn weiten Kreisen des Volkes dienstbar machen, andererseits soll der Hochschullehrer durch unsere Zeitschrift die Bedürfnisse der Schule, deren Lehrer er ja ausbildet, kennenlernen und mit ihr dauernd in Fühlung bleiben.'*

Zwei politische Aufsätze eröffnen die Zeitschrift: der eine von dem gründlichen Kenner der neueren deutschen Geschichte G. P. Gooch, *After the Battle* (entnommen der von Willoughby herausgegebenen Vierteljahresschrift *'Life and Letters in Germany'*) über die neueste deutsche Entwicklung, der andere Erwägungen zum Thema *'Deutschland'* von Paul Claudel. Walther Küchler veröffentlicht feinsinnige Gedanken zu J. P. Sartres Drama *'Les Mouches'*. — Weitere Aufsätze: Friedrich Geisler, *Der Neuphilologe entdeckt Amerika*, Adolf Bohlen, *Neue Sprache und Schulreform*, W. Violet, *Die direkte Methode, Klippe und Grenzen*. — R. Schade gibt einen außerordentlich lehrreichen Bericht über seine Studienreise nach England (A: *Das Leben in England*, B: *Pädagogische Erfahrungen*). Weiter enthält das 1. Heft: Otto Hermenau, *zum Anfangsunterricht im Russischen als erster Fremdsprache an Grund-, Mittel- und Oberschulen*, H. Raymond King, *The Rotary Club, Movement and International Goodwill*, *Kleine Beiträge und Berichte, Besprechungen*, darunter Mitteilungsblatt des Neuphilologen-Verbandes (darin Max Müller, *Bibliographische Übersicht über das neuere englische und amerikanische Schrifttum, von demselben Verfasser eine wortkundliche Arbeit über Seefahrtss Englisch*). Die neuphilologische Zeitschrift ist die Nachfolgerin von drei pädagogischen Zeitschriften auf dem Gebiet der neueren Philologie: *Neuere Sprachen*, *Zeitschrift für neusprachlichen Unterricht*, *Neuphilologische Monatsschrift*. Das war Überfluß. Eine gut geleitete Zeitschrift für die pädagogischen Belange genügt. Möge die Neuphilologische Zeitschrift auch weiterhin in kluger Beschränkung sich den pädagogischen Belangen widmen und die rein wissenschaftlichen Gegenstände den wissenschaftlichen Fachzeitschriften überlassen, abgesehen vielleicht, wie im 1. Heft, von der Gegenwartsliteratur. Das *'Archiv'* wird regelmäßig über den Inhalt der Neuphilologischen Zeitschrift berichten. — W. H.]

## Deutsch

Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur, begründet von Braune, Paul, Sievers, hrsg. unter Mitwirkung von E. Karg-Gasterstädt von Th. Frings. [Bd. 69, 1./2. Heft (1947): Frings und Schieb, *Heinrich von Veldeke*, II. die Lieder 56, 1. 57, 10. Ordnung der Lieder. VII. Die Sprache der Lieder, VIII. Heinrich von Veldeke, die Entwicklung eines Lyrikers. IX. Veldeke und Hadewych. Register zu Veldeke I, Bd. 68, Register zu Veldeke II—IX, Bd. 69. — B. 70, 1./2. Heft: X. Der Eingang des Servatius. XI. Die Ausgänge von Servatius I und II. Register zu Veldeke X—XI. Gabriele Schieb, *Zum*

Redentiner Osterspiel. Karl Helm, Zu den Natzenborfer Thomasin-Fragmenten. — Bd. 70, 3. Heft (1948): Aus der Werkstatt des Althochdeutschen Wörterbuches. 20. Bericht über die Arbeit am Althochdeutschen Wörterbuch in den Jahren 1941—1947. Von Th. Frings und E. Karg-Gasterstädt. 21. Ehre und Ruhm im Althochdeutschen. Von E. Karg-Gasterstädt. 22. Die althochdeutschen Partikelkomposita. Von Gertraud Müller. Walter Baetke, *Gud* in den altnordischen Eidesformeln. — Karl Hauck, Heinrich III. und der Ruodlieb. — Ph. August Becker, Die Jagd im Odenwalde. — Th. Frings, *Fier* bei Morungen? — H. Teuchert, Reste der niederländischen Siedelsprache in der Mark Brandenburg (Nachträge). — H. Krahe, Süddeutsche Flußnamen Elsäwa und Elsbach. — F. J. Schneider, Christian Reuters Jugend. — Virgil Moser, Deutsche Orthographieformen des 17. Jhdts.]

*Heliand* und die Bruchstücke der Genesis, aus dem Altsächsischen und Angelsächsischen übertragen von Felix Genzmer. Leipzig, Philipp Reclam jun. 224 S. [Der durch seine Übersetzung der Edda rühmlich bekannte Professor der Rechte Felix Genzmer, der mit der Erforschung des Rechts die Pflege der nordischen Germanistik verbindet, beschenkt uns mit einer Übersetzung der altsächsischen Genesis und der aus dem Altsächsischen übersetzten altenglischen Bruchstücke der Genesis. Die Übersetzung zeichnet sich aus durch große Sprachgewandtheit; die Einleitung bietet eine vortreffliche Einführung über den Stil, den germanischen Gehalt der Dichtung, über die Darstellungskunst des *Heliand* im Vergleich zu den Genesisbruchstücken. Für die Druckverteilung ist beachtenswert die Bemerkung (S. 17): 'Liest man den *Heliand* — und man soll ihn nicht nur mit den Augen, sondern mit klingender Stimme lesen —, so muß man die biblischen Namen germanisch, d. h. auf der ersten Silbe betonen: also *Matthäus*, *Elisabeth*, *Johannes*, *Maria* usw. Daß nur diese Betonung richtiges Deutsch ist, hat das einfache Volk richtig empfunden, es hat so die Formen *Matties*, *Elsbeth*, *Jan* und *Mari* entwickelt; und wenn ihm die verbildete Oberschicht die fremdsprachlichen Betonungen aufgenötigt hat, hat es auch diese eingedeutscht, indem es die nun unbetonten Vorsilben wegwarf und so die Formen *Liesbeth*, *Liese*, *Hannes*, *Hans* und ähnliche schuf. Dieselbe Betonungsregel gilt auch für die Ortsnamen; also *Jerusalem*, *Kapernaum*, *Bethanien*, *Aegypterland*.' Als Probe diene die Geschichte von der Gefangennahme Jesu (S. 160):

/ Die weisen Männer

standen da jammernd, / die Jünger Kristi,  
ob der furchtbaren Freveltat; und sie fragten den Heiland:  
'Wäre es nun dein Wille, waltender Herr mein,  
daß an Speeres Spitzen / sie spießen sollten  
uns Waffenwunde, / nichts wäre uns wahrlich so lieb,  
als daß für unseren Gefolgsherrn / wir fallen könnten,  
bleich von Wunden. / Da brauste auf  
der schnelle Schwertdegen / Simon Petrus;  
ihm waltete der Mut. / Kein einzig Wort konnt' er sprechen;  
so ward ihm Harm im Herzen, / daß man seinen Herren dort  
binden wollte. / Erbittert ging er da,  
der hochgemute Held, / vor seinem Herrn zu stehen,  
hart vor dem Heiland. / Nicht war im Herzen ihm Furcht,  
nicht Zweifel noch Zagen. / Sondern er zog die Klinge,  
das Schwert aus der Scheide, und schlug auf ihn ein,  
auf den vordersten Feind, / mit seiner Faust Gewalt,  
das da Malchus gezeichnet ward / von des Mutigen Stahl  
zerhauen ward ihm das Ohr; / er ward am Haupte wund,



daß ihm waffenblutig / Wange und Ohr  
in Todeswunde barst. / Das Blut sprang hervor;  
es wallte aus der Wunde. / Die Wänge ward zerschlafft  
dem vordersten Feinde; / da wich das Volk zurück:  
sie scheuten den Schwertbiß. / Da beschied ihn das Gotteskind,  
sprach selber zu Simon, / er solle stecken sein Schwert,  
das scharfe, in die Scheide. /

W. H.]

## Englisch

Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage, hrsg. von Ferdinand Holthausen. 8. verbesserte Auflage. I. Teil: Texte und Namensverzeichnis. Heidelberg, C. Winter, 1948. 122 S. [Holthausens seit langer Zeit vielbenutzte Beowulfausgabe ist in 8. Auflage erschienen, zunächst der Text-Band. Der Text ist immer konservativer behandelt worden. So wird z. B. in V. 69 nicht mehr am Text gebessert. Offenbar nimmt Holthausen im Einklang mit meiner Darlegung Anglia 23, 261 wie Klaeber eine Konstruktionsmischung an. Der von E. v. Schaubert wiederholte Hinweis auf einen Hebraismus kommt mir immer noch unwahrscheinlich vor. Im Nachtrag wird hingewiesen auf einen Aufsatz von A. S. Smith, The Photography of Manuscripts, dessen durch verschiedene Farbenbilder hergestellte Photographien der letzten, sehr schlecht erhaltenen Seite des B.-Ms. es ermöglichen, einige Stellen besser und sicherer zu erkennen als bisher. Die von anderen Forschern besorgten neueren Ausgaben sind sorgsam benutzt. Die Studien des Amerikaners Pope, Rhythm of Beowulf (vgl. darüber Klaeber, Archiv 185, 121), haben Beachtung gefunden. Hoffentlich gibt die vortreffliche Ausgabe dem leider stark in den Hintergrund getretenen Studium des Altenglischen einen kräftigen Auftrieb. W. H.]

Beowulf. Eine Auswahl mit Einführung, teilweiser Übersetzung, Anmerkungen und etymologischem Wörterbuch, hrsg. von Martin Lehnert. Sammlung Götschen 1135. Berlin, Walter de Gruyter, 1949. 135 S. [Das kleine Beowulf-Bändchen ist in 2., verbesserter Auflage erschienen. Es ist trotz des geringen Umfangs sehr reichhaltig. Es enthält eine Einleitung, die über Entstehung, Stoff mit Stammtafeln der Dänen, Gauten und Schweden und Stil unterrichtet, dann Stücke des Textes, die einen Durchblick durch die ganze Dichtung ermöglichen mit Übersetzung und Anmerkungen, schließlich ein Wörterverzeichnis mit etymologischen Hinweisen und Literaturangaben. Der Anfänger wird sich mit diesen Hilfen leicht in das Verständnis des Textes hineinfinden. Hoffentlich gibt auch dieses Bändchen dem Studium des Altenglischen einen Auftrieb, so daß es wieder auf seine alte Höhe kommt. W. H.]

British and American Poetry. Berlin, Pädagogischer Verlag Berthold Schulz, 1948. Gr. 8<sup>o</sup>, 108 S. [Eine schöne Anthologie. Sie enthält dankenswerterweise viele alte Perlen, altbekannte Gedichte, die in den Sammlungen immer wieder vertreten waren, wie die alte Ballade Edward, Edward, Milton on his blindness, Popes Ode on Solitude, Wordsworth upon Westminster Bridge, Hoods Song of the Shirt, Elit Browning, The Cry of the Children, Kingsley's Three Fishers, dazu aber auch neuere Schöpfungen von Yeats, Masfield, Drinkwater, Rupert Brooke, Wilfred Owen, Edmund Blunden.]

Ähnliches gilt von den amerikanischen Gedichten. Besonders berücksichtigt ist Walt Whitman, von dem eine Auswahl neuerdings in vortrefflicher deutscher Übersetzung erschienen ist (Archiv S. 160).

Das Gedichtbändchen kann die Schüler durch mehrere Klassen hindurch begleiten. Es ist auch für Englische Seminare zu empfehlen.

Auch im Verlag von Cornelsen ist ein Bändchen *English and American Poems* erschienen, kleiner als das besprochene, aber gleichfalls empfehlenswert, vereinigt auch ältere und neuere Gedichte. W. H.]

Edward Collins, *Englisches Übungsbuch für Fortgeschrittene*. 8. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Marion Müller-Darbishire, B. A., Stuttgart, Ernst Klett, 1947. 387 S. [Ein interessantes altes Lehrbuch in neuer Bearbeitung. Jede Lektion beginnt mit einem humoristischen Teil 'Jokes and Anecdotes', es folgt (wohl nach dem Prinzip des Kontrasts) Grammar mit Übersetzungsaufgaben (dtsh.-engl.), dann Synonyms, Letters, schließlich Literature. Die Abschnitte über Literatur geben eine vollständige kleine englische und amerikanische Literaturgeschichte, der neueste Bearbeiter ist offenbar mit dem Gegenstand gut vertraut. Über die Stellung Bunyans innerhalb der religiösen Strömungen seiner Zeit, (S. 105) hat Rudolf Thieb eine gediegene Untersuchung geschrieben (in der Reihe 'Sprache und Kultur', Breslau, aus der hervorgeht, daß Bunyan nicht Baptist gewesen ist). Daß auch über Verfassung und politische Parteien das Nötige mitgeteilt wird, ist selbstverständlich. In dem Limerich von der young lady of Riga, who went for a ride on a tiger ist durch den Reim eine altmodische Aussprache von *Riga* festgehalten worden; die heutige Lautung von *Riga* ist *riḡa* (Archiv 185, 21); *raiḡa* ist Schriftaussprache.]

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlag erschienen Lehrbuch der englischen Sprache, 21. Aufl. von Charles Jaeger, Lektor an der Techn. Hochschule in Wien, 6,— DM [das Buch ist kürzer als das Übungsbuch. So fehlen die Jokes and Anecdotes und die Abschnitte über Literatur. Dazu gehören 'Übersetzungen der Übungsstücke'] und Englische Handelssprachlehre, 8. Aufl. von G. H. Gretton, M. A., 210 S. 4,50 DM. [Die kaufmännischen Briefe, Anzeigen und Formulare stammen, mit Änderung von Namen und Daten, unmittelbar aus dem Leben von heute. Über den englischen kaufmännischen Stil sagt das Vorwort: 'Im Englischen hat man den kaufmännischen Stil nicht ganz so vereinfacht und gereinigt wie im Deutschen. Er ist zwar nicht mehr so schlecht wie vor 30 oder 50 Jahren, aber gut kann man ihn nicht gerade nennen. Trotzdem wird ihn der Schüler so lernen müssen, denn es ist der einzige Geschäftsstil, den man schreibt.' Hingewiesen sei auf das Verzeichnis kaufmännischer Ausdrücke.]

Im gleichen Verlag ist erschienen W. E. Collinson, Professor of German in the Univ. of Liverpool: *English and German Dialogues. A two-way guide*. 2,40 DM. [Echte Umgangssprache sowohl englisch als deutsch.]

Schöffler-Weis, *Taschenwörterbuch. Englisch-deutsch*. Stuttgart, Klett, geb. 8,50 DM. [Das praktische kleine Wörterbuch von Prof. Herbert Schöffler in stark erweiterter neuer Bearbeitung; von 389 S. angewachsen auf 620 S., von 29 000 Wörtern auf 45 000 erweitert. Die engl. Wörter haben eine zuverlässige phonetische Umschrift, was das Buch auch als Aussprachewörterbuch brauchbar macht. Natürlich wird nur eine Aussprache für jedes Wort angegeben; die Varianten, die Jones reichlich gibt, fehlen hier. Die anglistischen Studenten seien darauf besonders aufmerksam gemacht. Es ist wohl das beste kleine Wörterbuch. Die neu aufgenommenen Wörter erstrecken sich vornehmlich auf Politik, Wirtschaft und Technik. — W. H.]

Max Förster, *Altenglisches Lesebuch für Anfänger*. Heidelberg, C. Winter, 1949. 4,20 M. [Auch das kleine Lesebuch von Förster ist in neuer, 5. Auflage erschienen. Nach wie vor zeichnet sich das Bändchen aus durch sorgfältigste Textbehandlung, durch die vorzüglichen Einleitungen zu den

einzelnen abgedruckten Stücken, durch Abdruck der lateinischen Originale und durch das Wörterbuch mit etymologischen Hinweisen. Zu *hwædere* beantrage ich einen Hinweis auf E. St. 70, 46, sonst kann der Anfänger mit dem Verweis auf got. *hvapar* nicht viel anfangen, auch auf gr. *πότερος* mit dem Zusatz gr.  $\pi = \text{idg. kw}$  dürfte verwiesen werden. W. H.]

Saxo Grammaticus, Amlethus. Hamburg 1947, Gesellschaft der Bücherfreunde. 88 S. [Die Geschichte des Amlethus, die älteste bekannte Fassung der Hamletsage, steht im 3. und 4. Buch der *Historiae Dänicae* des Saxo Grammaticus, des Sprachgelehrten Saxo (etwa 1150—1216). Die vorliegende, gut ausgestattete Veröffentlichung bietet die lateinische Fassung mit einer deutschen Übersetzung. Es ist von besonderem Reiz, die alte Fassung mit Shakespeares Drama zu vergleichen. Die alte Fassung bietet viel Märchenhaftes, der verstellte Wahnsinn wird breit ausgemalt. Eine kurze Inhaltsangabe der Erzählung des Saxo bietet schon M. Simrock in einem heute noch beachtenswerten Buch: Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen mit sagengeschichtlichen Nachweisen, 2. Aufl., Bonn 1870. Hingewiesen sei noch auf Paul Hermann, Die Heldensage des Saxo Grammaticus, Leipzig 1922. Die neue Übersetzung, der wir viele Leser wünschen aus dem Kreis der Sagenliebhaber und der Shakespearefreunde, sei dankbar willkommen heißen. W. H.]

William Shakespeare, *Othello*, Paralleldruck nach der ersten Quarto und der ersten Folio mit den Lesarten der zweiten Quarto hrsg. von Arnold Schröder, Heidelberg, Winter, 1949, DM 5,80. [Der peinlich gewissenhaften Herausgebertätigkeit A. Schröders verdanken wir diese *Othello*-Ausgabe. Abgedruckt werden die erste Quarto und die erste Folio und die Lesarten der zweiten Quarto. Die Einleitung unterrichtet über die Herstellung des Paralleldruckes. Auch hier beobachten wir wieder die Tatsache, daß verschiedene Exemplare desselben Druckes manchmal verschiedene Lesarten aufweisen. Die Ausgabe weist erschöpfend alle Varianten auf und kann textkritischen Untersuchungen zugrunde gelegt werden. W. H.]

## Amerikanisch

Walt Whitman, Grashalme. In Auswahl übertragen von Elisabeth Serelmann-Küchler und Walther Küchler. 1947, Dipax-Verlag, Erlangen. Kl.-8°. 329 S. [Walt Whitman mit seiner einzigartigen dichterischen Form stellt an den Übersetzer ungewöhnliche Anforderungen. 'Für die Formung der in ihm gärenden und stürmenden Säfte und Kräfte, die ihn bis zum Überströmen erfüllten, gab es in der heimischen Dichtung kein Vorbild. Ein so starker Individualist und Einzelgänger mußte sich, wenn er sich selbst genugtuu wollte, einen eigenen Ausdruck schaffen. So kam er ganz von selbst zu seinen frei wogenden, völlig regellosen Versen, deren einziges regelndes Prinzip der Rhythmus ist, das heißt die Bewegung, die durch ein natürliches Gefühl für Aufbau und Gliederung sprachlicher Perioden, vielleicht im Zusammenhang mit der Atmung (wie Paul Claudel es beschreibt, erzeugt wird (Nachwort S. 318). Der neuen Übersetzung waren vorausgegangen: die Übersetzung von Johannes Schlaf (Reclams Universalbibliothek), die von Hans Reisiger (S. Fischer Verlag, 1922), einige wenige Gedichte hat auch Rudolf von Delius übersetzt (Die Weltmächte des Geistes, Waldemar Hoffmanns Verlag, Berlin 1934). 'Die vorliegende, aus der gemeinsamen Arbeit von Vater und Tochter entstandene Übertragung erhebt durchaus den Anspruch auf Selbstständigkeit. Die Gedichte sind zunächst von dem einen oder dem anderen Übersetzer übertragen, dann in gemeinsamer Arbeit auf Treue, Richtigkeit und Rhythmus geprüft



und, wenn nötig, verbessert und erst dann mit den Texten von Schlaf und Reisiger verglichen worden. Wenn sich dabei ergab, daß der eine oder andere frühere Übersetzer hier und da eine Form gefunden hatte, die durch keine bessere ersetzt werden konnte, so wurde eine solche Stelle übernommen, was jedoch nur selten der Fall war.' So entstand die vorliegende Übersetzung, die dem Original möglichst nahekommt und zu der wir die vortrefflichen, sprachgewandten Übersetzer beglückwünschen. — W. Horn.]

\*

Der nächste Band des 'Archiv' wird eine ausführlichere germanistische und anglistische Bibliographie bringen. Da die Versendung von Büchern und Zeitschriften von und nach Berlin immer noch schwierig ist, werden die germanistische und anglistische Bibliographie bearbeitet von Mitarbeitern außerhalb Berlins: die anglistische von Prof. Dr. H. Matthes, Ziegenberg über Butzbach, Haus 7, die germanistische von Prof. Dr. F. Maurer, Freiburg i. Br., Goethestraße 18. Berichte über den Inhalt der ausländischen Zeitschriften werden vorbereitet, um den Anschluß der deutschen germanistisch-anglistischen Wissenschaft an die ausländische zu ermöglichen.

## Romanisch

Romanische Forschungen. Band 60, Heft 1 (1947) [E. R. Curtius, Das mittelalterliche Bildungswesen und die Grammatik. — Ph. A. Becker, *Aspremont*. — E. Lerch, Woher stammen *aveugle* und *avec*? — H. Lausberg, Vergleichende Charakteristik der italienischen und spanischen Schriftsprache. — D. Derndarsky, Louize Labé und Rilke. — G. Heß, Möglichkeiten der Literaturwissenschaft: Betrachtungen zu Marcel Raymonds *Génies de France*. — Ph. A. Becker, Floriville. — F. Schalk, Über *fanatique* und *fanatisme*. — Besprechungen.]

Vox Romanica. Band 9 (1946—1947). [C. de Boer, Un grand syntacticien suisse: Adolf Tobler. — J. Jud, Altfranz. *estuet*, bündnerom. *stuver*, *stuvair*. — W. Gerster, Beitrag zur Geschichte einiger Bezeichnungen für Gasthaus (*taverne*, *hôtel*, *auberge*) — A. Henry, *Beekene*, *biteken*, *teken*: mots étrangers en ancien français. — Comptes rendus. — Chronique. — Persönliches und Hinweise. — Linguistische Dissertationen. — Stand einiger periodischer Publikationen. — In memoriam.]

Neuphilologische Mitteilungen Bd. 48 (1947), Nr. 1—4. [Enthält an romanistischen Beiträgen: V. Väänänen, Le fabliau de Cocagne. — J. B. C. Grundy, Ce qu'un Anglais trouve en France. — Besprechungen von H. Fr. Muller, L'époque mérovingienne, Essai de synthèse de philologie et d'histoire (durch Väänänen), Jorgu Jordan, Stilistica limbii române (durch Dobrinescu).]

Revue des Langues Romanes. Tome 69 (1940—1945) fasc. 1. [Die durch den Ausbruch des Krieges unterbrochene Zeitschrift nimmt jetzt ihren Fortgang. Der neue Band enthält S. 11—65 ein Generalregister zu den Bänden 60—68 (1920—1939), einen Aufsatz von H. Guitier, Étude sur la sonorisation du *k* initial dans les langues romanes; dazu etwa 30 Besprechungen und kürzere Anzeigen.]

Revue des Langues Romanes. Tome 69 (1946), fasc. 2. [P. Laborde, Un problème d'influence: Marivaux et 'El sí de las niñas'.

— J. Séguy, Deux gallicismes surprenants dans un texte de Cahors de 1468. — H. Guiter, Le subjonctif synthétique en catalan. — H. Guiter, A propos de la sonorisation du *k* initial dans les langues romanes. — Variétés. — Comptes rendus.]

Onomastica. Revue internationale de toponymie et d'anthroponymie. Tome I (1947), no 1. [Die von Dauzat gegründete neue Zeitschrift setzt sich zur Aufgabe als Zentralorgan der onomastischen Studien den Platz der von J. Schnetz geleiteten Zeitschrift für Namenforschung einzunehmen. Da diese Zeitschrift seit dem Jahre 1944 ausgefallen ist und sich vorläufig noch nicht sagen läßt, ob und wann sie wieder wird erscheinen können, begrüßen wir es, daß französische Initiative es unternommen hat, die Lücke auszufüllen. — Das erste Heft enthält folgende Aufsätze: Pierre Fouché, A propos de la Maladeta. — Jules Vannérus, Le nome de Behogne. — Bruno Migliorini, Vestiges de *Theatrum* dans la toponymie urbaine de l'Italie. — Paul Lebel, Le suffixe *-ensis* dans les noms de lieu. — H. Carrez, Surnoms évoquant des infirmités portés dans la région dijonnaise du XIIe au XVe siècle. — Fernand Lechanteur Noms de famille normands formés sur un prénom féminin. — Dazu zwei kurze Miscellen von Dauzat (über den gaskognischen Ortsnamen Labouheyre und über den Prozentsatz der verschiedenen 'catégories de noms de famille'), ein Bericht über die Ortsnamenforschung in England, ein anderer Bericht über die Namenforschung in Frankreich seit 1939 mit einer sehr umfangreichen Bibliographie, ein Bericht über die Travaux anthroponymiques en Belgique seit 1938, und schließlich einige Buchanzeigen. — Alles in allem macht die neue Zeitschrift einen guten Eindruck. Wertvolle Materialien werden erschlossen. Wichtige Probleme werden sachgemäß behandelt und bringen interessante Aufschlüsse, z. B. über die germanische Grundlage des belgischen Ortsnamens *Behogne*, über Mutterschaftsnamen in der Normandie (*Guillaume Susanne*, fils naturel de *Susanne Ameline* usw.), über das Fortleben volkstümlich entwickelter Formen von *theatrum* in Italien. Nur der Leitartikel des ersten Heftes von P. Fouché fällt beträchtlich heraus aus dem Rahmen ernster Wissenschaftlichkeit. Sein Bemühen, den Namen der *Maladeta*-Gruppe auf präindoeuropäische Sprachschichten zurückzuführen, indem zu diesem Zwecke die fernsten osmanischen, indischen, sibirischen, mongolischen Sprachen in üppigster Phantasie herangezogen werden, ist ein Rückfall in jenen hemmungslosen 'Trombettismo', der schon einmal vor einem Vierteljahrhundert begeisterte Bewunderer der neuen sprachlichen Aufschlüsse (z. B. den Schweizer Carl Tücher) zu kühnsten Spekulationen verleitet hatte. Honneur oblige. Die neue Zeitschrift wird sich von solchen Auswüchsen fernhalten müssen, wenn sie den Anspruch erhebt, das wissenschaftliche Erbe einer Zeitschrift fortzuführen, die diesen Aufsatz sicherlich nicht gedruckt haben würde. — G. Rohlf.]

Wilhelm Bruckener. Schweizerische Ortsnamenkunde. Eine Einführung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1945. 232 S. [Die Schweiz hatte bisher keine zusammenfassende Darstellung der sie betreffenden Ortsnamenprobleme gefunden, die sich den bekannten Werken von Longnon, Gröhler, Vincent und Dauzat vergleichen ließ. Die schwierigeren Verhältnisse des viersprachigen Landes mögen dieses Ausbleiben erklären. Nachdem in den letzten 25 Jahren die Ortsnamenstudien in der Schweiz einen beachtlichen Aufstieg genommen haben, legt nun der durch seine Arbeiten über das Langobardische bekannte Basler Germanist ein Buch vor, das nicht erschöpfend sein will, aber alle wichtigen Fragen des vielgestaltigen Arbeitsgebietes erfaßt. Das Hauptgewicht liegt auf dem deutschen Sprachgebiet, doch kommen auch

die französische Schweiz, das rätische Bünden und die italienischen Teile in dem Buche zu ausführlicher Geltung. Die Besprechung der einzelnen Fragen erfolgt auf Grund bester Sachkenntnis in kritischer Beschränkung auf das, was heute wirklich als gesichert betrachtet werden kann. Aus dem Reichtum des Gebotenen weisen wir hin auf die interessantesten kulturgeschichtlichen Rückschlüsse, die sich aus den doppelsprachigen Namen ergeben, z. B. *Granges: Grenchen, Soleure: Solothurn, Göschenen: Caschannutta: Casinotta, Airolo: Iriel: Eriels, Bellinzona: Bellenz, Faveras: Pfäfers*, usw. auf das Problem der deutschsprachigen Formen mit *s*-Auslaut (*Thuisis, Medels, Trins, Flims, Tamins*, gegen rätorom. *Tusaun, Medel, Trun, Flem, Tumein*), auf die fehlerhafte Umsetzung einer mundartlichen Lokalforn in die Schriftsprache: *Chalcheren (calcaria) > Kalkrain*, auf die burgundischen Einflüsse (Namen auf *-ens = -ingen*), auf die Fragen, die mit dem Alter der alemannischen Besiedlung und der Ausbreitung der Walser verknüpft sind, usw. — G. Rohlf.]

E. R. Curtius, Das mittelalterliche Bildungswesen und die Grammatik. In: *Rom. Forsch.* Bd. 60 (1947) S. 1—26. [Zeigt in welchen Formen und in welchem Ausmaß antike Bildung, antike Rhetorik und Grammatik sich über die 'dunklen Jahrhunderte' in das Zeitalter Karls des Großen und in die Renaissance des 12. Jh. hinübergerettet haben. 'Alle auctores sind gleichwertig und zeitlos. Das ist und bleibt bezeichnend für das ganze Mittelalter. Zwischen augusteischer und spätantiker Dichtung wird kein Unterschied gemacht' ... 'Der Begriff des Klassischen und des Klassikers ist dem Mittelalter unbekannt'.]

P. Fouché, *Aller, andare, andar, anar*. Aus: *Mélanges de philologie...* offerts à Edmond Huguet, p. 78—87. [Sucht die Etymologie der genannten Verben in einem alten indoeuropäischen Verbalstamm *el-, al-* bzw. *en-, end-*. Der Aufsatz trägt nicht der klaren Tatsache Rechnung, daß diese Verben einer jüngeren Wortschicht angehören müssen, da sie erst sekundär, als das alte Verbum *ire* mehr und mehr verloren ging, in die Flexion dieses Verbums eingedrungen sind. Seit der Sprache der Vulgata und der Peregrinatio werden die einsilbigen Formen des Verbums *ire* durch Formen von *vadere* ersetzt. Man flektiert also *vado, vadis, vadit, imus, itis, vadunt*, wie noch im Altspanischen, und noch heute in Süditalien, Portugal und im rätoromanischen Alpengebiet. Erst in einer späteren Zeit werden die letzten Reste von *ire* durch ein neues Verbum abgelöst (*aller, andare, anar*). Dieses Verbum kann daher nicht einer sehr alten Sprachschicht angehören, vgl. dazu J. Wackernagel, Wortumfang und Wortform, *Nachr. d. Gött. Ges. der Wiss.* 1906, S. 147 ff. — Die Theorie von Fouché entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Wann wird der nächste Etymologe diese Verben auf die protodiluviale Ursprache zurückführen? — G. Rohlf.]

Henri Guiter, Etude sur la sonorisation du *k* initial dans les langues romanes. In: *Revue des langues romanes*. Tome 69 (1945, S. 66 bis 79). [Stellt auf die gleiche Ebene *chat: gato, coup: golpe, craie: span. greda, cri: span. grito, carafe: span. garrafa, crèche: greppia* usw. Hebt die besondere Häufigkeit der Sonorisierung der anlautenden Konsonanten in Sardinien und im sabinischen Latium hervor, z. B. sard. *gorn* 'Herz', *gorpus* 'Körper', *gardu* 'Distel', *bira* 'Birne', *buzzu* 'Brunnen', *drau* 'Stier' (*taurus*), sabin. *gulu* 'culo', *gorvu* 'corvo', *bippa* 'pipa', *borru* 'porro', *doro* 'toro', vergleicht damit bask. *gela* < *cella*, *bilo*, < *pilu*, *bake* < *pace*, *dorre* < *turre* und kommt zu dem Ergebnis eines alten gemeinsamen ethnischen Substrates: 'une vieille couche de populations paléolithiques refoulées vers les montagnes d'accès difficile ou les îles peu accueillantes, comme la Sardaigne'. — Dem Verfasser ist entgangen, daß die Sonorisierung



in Sardinien und im sabinischen Latium rein phonetisch ist, insofern sie nur in intervokalischer Stellung auftritt, z. B. sard. *su gardu*, *su gonnáu*, aber *connáu suo* 'suo cognato', *su bìlu* 'il pilo', aber *is pilus* 'i peli'. sabin. *el su gugino* 'il suo cugino', *frádidu* 'fratello tuo', *nebódetu* 'le nipoti tue', *la gamera de Carlo* 'la camera di Carlo', aber im Satz-anfang *Carlo*. Wir haben hier wieder ein Beispiel für die verhängnisvollen Verirrungen, zu denen die Substrattheorie den Linguisten führen kann, wenn er nicht eingehend mit der Entwicklung der von ihm behandelten Sprachen und Mundarten vertraut ist. — G. Rohlfs.]

Bengt Hasselrot, L'origine des suffixes romans en -*tt*-. In: *Studia Neophilologica*, vol. 16 (1943—1944), S. 89—104. [Über die Herkunft der in franz. *maisonnette*, tosk. *contadinotta*, *lupatto*, franz. *verrat*, span. *casita*, franz. *petit* enthaltenen Suffixfamilie schwankten die bisherigen Erklärer zwischen dem Etruskischen, dem Lateinischen, dem Griechischen, dem Germanischen und dem Keltischen. Nun zeigt H., daß die ersten vier Sprachen für das Suffix keine Grundlage bieten, die wirklich überzeugen kann. Ausgehend von einer durch Hubschmied Senior einst gegebenen Anregung macht er es sehr wahrscheinlich, daß die Quelle im Altgallischen zu suchen ist: 'La plupart des noms à suffixe en -*tt*- attestés dans les inscriptions latines sont ou peuvent être celtiques: *Atitta*, *Vepitta*, *Epitta*, *Pusitta*'. Sprachgeographische Gesichtspunkte verstärken diese Ansicht ('centre de gravité en France et en Gaule Cisalpine'). Auch in geographischen Namen Galliens ist das Suffix gut bezeugt: *Vindunitta*, *Magittu*. — Aus meiner besonderen Kenntnis der italienischen Verhältnisse kann ich dazu sagen, daß südlich von Rom die Suffixfamilie unbekannt ist oder nur in Lehnwörtern auftritt. Dagegen ist -*atto* besonders lebenskräftig in Norditalien, -*itto* sogar nur im östlichen Oberitalien nachweisbar (friaul. *favite*, istr. *casita*). Dies ist eine starke Stütze für die neue Deutung. — G. Rohlfs.]

Eugen Lerch, Altfranz. *co dit* 'so sagt man'. In: *Neophilologus*, vol. 27, p. 1—6. [Die hier im Zusammenhang mit den bekannten altfranzösischen Redensarten *del coc recunte*, *d'un leun dit*, altit. *ora dice*, spätlat. *formula in qua dicit* (vgl. dazu zuletzt E. Löfstedt, *Vermischte Studien zur lateinischen Sprachkunde und Syntax*, Lund 1936, S. 130 ff.) vertretene Ansicht, daß auch im Rolandslied v. 314 und 979 *co dit* als 'so sagt man' aufzufassen ist, ist zweifellos richtig. Diese Ansicht ist allerdings schon früher vertreten worden, vgl. A. Lombard, *Stud. Neophil.* XI, 1939, S. 192. — Es mag interessieren, daß dieser Gebrauch noch heute üblich ist, z. B. span. *dice que no vienen*, vulgärtosk. *dice che è andato via*, in Süditalien (kalabr.) *dice che c'è lu coléra* 'man sagt, daß dort die Cholera ist'. — G. Rohlfs.]

Alf Lombard, Remarques sur l'infinif de narration. In: *Le Français Moderne*. 15<sup>e</sup> année (1947), p. 249—264. [Nimmt Stellung zu der Diss. von Stig Almenberg, *L'ellipse et l'infinif de narration en français* (Uppsala 1942), wo die alte, sehr wenig wahrscheinliche Ellipsentheorie mit z. T. neuen, aber nicht durchschlagenden Argumenten verteidigt wurde. Der Verfasser der bekannten Arbeit 'L'infinif de narration dans les langues romanes' (Uppsala 1936) deckt hier vielerlei Schwächen der Arbeit von Almenberg auf (vgl. *Archiv* Bd. 183, S. 58) und verteidigt seine eigene Auffassung, die in der Annahme einer affektischen Nominalkonstruktion gipfelt (s. *Archiv* Bd. 170, S. 299), durch neue Gesichtspunkte und weitere bisher unbekannte Materialien. Ich selbst habe inzwischen in meiner demnächst erscheinenden 'Historischen Grammatik des Italienischen' (§ 708) für den italienischen Gebrauch des In-

finitivs die von Lombard vertretene Theorie als die wahrscheinlichste übernommen. — G. Rohlf's.]

Jon Pult, Die Bezeichnungen für Gletscher und Lawine in den Alpen. Samedan-St. Moritz, Engadin Press Co., 1947, 140 S. [Diese aus der Schule von Jakob Jud stammende Dissertation setzt sich zur Aufgabe, die im Alpengebiet gebräuchlichen Namen für Gletscher und Lawine etymologisch zu klären. Für den ersten Begriff werden 12, für den zweiten Begriff 17 hierher gehörige Ausdrücke besprochen. Ein beträchtlicher Teil der Arbeit ist der Geschichte des Wortes (rätor.) *vadrét*, (trent.) *vedreta*, (alpinlomb.) *vedréit* bzw. *vedreé* gewidmet, das in der Form *vedreta* in Oberitalien fast zu einem schriftsprachlichen Terminus geworden ist. Nach sorgfältiger Abwägung aller sachlichen, lautlichen und morphologischen Umstände wird dem schon früher von einigen Etymologen (Hubschmied, Schorta) vorgeschlagenen \**veterictum* 'Altschneemasse' (zu *vetus* 'alt') mit besonderer Berufung auf das geographisch anschließende germanische *Firn*, *Ferner* (ahd. *firni* 'alt') gegen das meist von italienischen Philologen geforderte \**vitricetu* (zu *vitrum* 'Glas') der Vorzug gegeben. Sekundär ist in Oberitalien das Suffix mit der Diminutivendung *-etto* identifiziert worden, was zur Auffassung 'piccolo ghiacciaio' geführt hat, wie auch teilweise eine sekundäre volksetymologische Einmischung von *vitrum* nicht ganz abzuweisen ist. Ein zweites Hauptproblem ist mit der Wortgruppe *lavina*, *avalanche* (*lavanca*, *lavanche*, *alavenca*, *valanca*, *valanga*) verbunden. Hier kommt der Verf. zu der überzeugenden Erkenntnis, daß Ableitungen vom lat. Verbum *labi* vorliegen, nicht etwa ein vorrömisches Reliktwort. Ungeklärt bleibt weiterhin das merkwürdige Suffix *-anca*, *-anga*, das wiederkehrt in dem über Norditalien, Südfrankreich, Corsica, Sardinien, Süditalien verbreiteten *calanca* 'Schlucht', 'Erdrutsch', ferner in piem. *baranca*, span. *barranca* 'Schlucht'. Es scheint hier ein förmliches 'Einsturzsuffix' vorzuliegen (entsprechend dem einst von M. L. Wagner behandelten iberoromanischen 'Sumpfsuffix' *-al*, s. VKR. III, S. 89), dessen letzte Ursprünge, wie ich schon EWUG. no 2383 vermutet habe, vielleicht in griech. *φάραγξ* 'Schlucht' (vgl. *φάλαγξ* > lat. *palanca*) liegen könnten. — Andere Teile der wertvollen Arbeit behandeln Ausdrücke von geringerer geographischer Verbreitung, z. B. *rose* (*rösa*), *biougno*, *biegno*, *trouino* 'Gletscher', *vendül*, *žlúbia*, *bou* 'Lawine', über deren Etymologie Abschließendes meist noch nicht gesagt werden kann. — G. Rohlf's.]

Gerhard Rohlf's, Germanisches Spracherbe in der Romania (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Klasse, Jahrg. 1944/46, Heft 8). München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1947. 36 Seiten, mit 5 Abbildungen und 17 Karten. [Der Einfluß der germanischen Sprachen in den romanischen Ländern wird an Hand von einigen geschickt ausgewählten, besonders beweiskräftigen Beispielen zu einem eindrucksvollen sprachgeographischen Gesamtbild zusammengefaßt. Die wichtige Frage, wie ein germanisches Lehnwort zur Feststellung seiner Herkunft mit einer gewissen Sicherheit einer bestimmten germanischen Sprache (Burgundisch, Fränkisch, Gotisch, Langobardisch) zugewiesen werden kann, wird auf Grund einer von dem Verfasser selbst gegebenen Etymologie an dem besonders treffenden Beispiel der Bezeichnungen der Erdscholle in den italienischen Mundarten erläutert. Es zeigt sich, wie ein und dasselbe germanische Wort in zweierlei Gestalt, einmal durch das Gotische (*tolla*, *toppa*), ein anderes Mal durch das Langobardische (*zolla*, *zoppa*, mit dem für das Langobardische kennzeichnenden verschobenen Anlautskonsonanten) in das Romanische gekommen ist. Die von Gamillscheg (Romania Germanica passim, z. B. 1, 230 und

zusammenfassend S. 286) ausgesprochene Ansicht, daß gewisse germanische Lehnwörter ('Wanderwörter') erst in der Zeit, als die fortgeschrittene fränkische Kultur ihren Einfluß auf andere Länder auszustrahlen begann, von Frankreich in die benachbarten romanischen Sprachen gedungen sind, erhält eine weitere Stütze, indem einige Fälle (*bois, jardin, alêne, éperon, étrier*, die Adjektive *blanc* und *frais*) unter diesem Gesichtspunkt auf Grund von geographischen und sprachlichen Kriterien eine von den bekannten Darstellungen abweichende Erklärung erfahren. Besondere Beachtung verdient der S. 22 (dazu Karte 16) dargestellte Fall der Bezeichnung der Kleidertasche, wo gezeigt wird, wie verschiedene germanische Sprachen (Burgundisch, Fränkisch und Gotisch; das letztere durch drei verschiedene Wörter, wovon *apul. palta* eine neue, sicher fundierte Erklärung erhält) den verschiedenen romanischen Ländern die Bezeichnungen für ein und denselben Gegenstand gegeben haben. Bemerkenswert der Hinweis S. 18, daß da, wo die west- und südromanischen Sprachen die Bezeichnung für einen bestimmten Begriff aus dem Germanischen erhalten haben, das Rumänische sie aus dem Slawischen bezogen hat. — E. Poppe.]

Etudes dédiées à Mario Roques par ses amis, collègues et élèves de France. Paris, E. Droz, 1946. 235 S. [A. Pauphilet, La date du Roland. — E. Hoepffner, Un ami de Bertrand de Born: Mon Isembart. — F. Lecoy, Note sur le troubadour Raimbaut de Vaqueyras. — J. Frappier, Les discours dans la Chronique de Villehardouin. — Alfred Jeanroy, Un sirventès historique attribué à Peire Cardenal (1271). — R. Bossuat, Un débat d'amour dans le roman de Cassiodorus. — J. Bastin, Le traité de Théodor Paléologue dans la traduction de Jean de Vignay. — E. Faral, Guillaume de Digulleville, Jean Galloppe et Pierre Virgin. — J. Vendryes, Sur le suffixe *-is* du français. — A. Ernout, Les noms latins en *-tus*. — Cl. Brunel, Le préfixe *ca* dans le vocabulaire picard. — L. Foulet, *Le plus* quantitatif et le plus temporel. — H. Yvon, Etude sur notre vocabulaire grammatical: Le mot *conditionnel*. — Ch. Bruneau, *Esprit*, essai d'un classement historique des sens. — Ant. Duraffour, Dictionnaires français à mettre à jour et au jour. — J. Boutière, Quelques observations sur les cartes lexicologiques de l'Atlas linguistique de la Roumanie. — R. L. Wagner, Verbes, préfixes, adverbes complémentaires. — G. Matoré, En marge de Th. Gautier, notes lexicologiques. — Einige der in der Festschrift vertretenen Beiträge werden in dieser Bibliographie an besonderer Stelle besprochen werden.]

Leo Spitzer, La conjonction romane *si* vient-elle du latin *sit*? Aus: Romania, tome 65, p. 289—311. [Spricht sich aus gegen den von Nicholson (Rom. 61, S. 3, ff.) unternommenen Versuch, die romanische Konjunktion *se* (*si*) auf die Verbalform *sit* zurückzuführen, und möchte der Erklärung von Meyer-Lübke (Einfluß von *quid* > *que*) den Vorzug geben. — Zur Stützung dieser Auffassung kann ich hinweisen auf die kalabresische Konjunktion *mu* 'daß' (= *modo*), z. B. *senza mu ti viju* 'ohne daß ich dich sehe', die in der Prov. Reggio unter dem Einfluß des hier normal entwickelten *chi* 'daß' (*quid*) zu *mi* geworden ist: *senza mi ti viju*. — G. Rohlf.]

Charles Verlinden, L'origine de *slavus* 'esclave'. In: Arch. lat. med. aevi, vol. 17 1943, p. 97—128. [Gegenüber den unklaren und sich widersprechenden Angaben unserer etymologischen Wörterbücher wird hier auf Grund einer sehr eingehenden Prüfung der mittelalterlichen Texte nachgewiesen, daß nicht im arabischen Spanien und nicht im venezianischen Italien die neue juristische Verwendung von *slavus* zum ersten Male begegnet, sondern sie findet sich seit 937 auf deutschem Boden,



während man sie im westlichen Spanien erst seit 1229, im nordöstlichen Spanien seit 1364, in Norditalien (Genua, Venedig) seit 1251 belegen kann. Es sind also die Slawenfeldzüge der Ottonen, die zu der neuen Verwendung des Wortes geführt haben. — Unabhängig davon kann natürlich die lautliche Form *slavi* > *sclavi* als romanischen Ursprungs betrachtet werden, wie auch im Griechischen *σλαβός* schon sehr früh (6. Jahrh.) belegt ist. — G. Rohlf.]

Karl Voßler, Wesenszüge romanischer Sprache und Dichtung. München, R. Piper & Co., 1946. 62 S. [Gedankenreiche Skizzen, die die sprachliche und literarische Physiognomie des Italienischen, Französischen und Spanischen in ihrer besonderen Eigenart beleuchten.]

Lateinisches etymologisches Wörterbuch von Alois Walde. Dritte neubearbeitete Auflage von J. B. Hofmann, 13. Lieferung: *meta* — *nepeta*. Heidelberg, Carl Winter, 1948, Band II, S. 81—160. [Zu den anläßlich des sabinischen *nar* 'Schwefel' genannten Ortsnamen *Narnia* (Narni), *Narona* (S. 143) wäre nachzutragen der Name des Ortes *Naro* in Sizilien in einer durch Schwefelreichtum besonders bekannten Gegend, wodurch sich erweisen würde, daß das 'sabinische' Wort einem breiteren Substrat angehört haben muß. Mit lat. *molucrum* 'Mühlenbesen zum Abkehren der Mülsteine' (= altgriechisch *μολιχρορον*) stimmt im Konsonantismus auffällig überein das von mir bei den Griechen in Kalabrien festgestellte gleichbedeutende *maláðero*, das ich bisher nicht zu etymologisieren vermochte. — G. Rohlf.]

## Französisch

Le Français Moderne. 15<sup>e</sup> année (1947) fasc. 1—4. [Enthält u. a. folgende Beiträge: H. Yvon, Le subjonctif imparfait, mode de l'irréal. — Gaston Esnault, L'argot d'Ansiaume. — H. F. Muller, La langue française aux Etats-Unis. — G. Esnault, L'argot actuel des malfaiteurs. — J. Marouzeau, Le problème de l'heptasyllabe. — G. Esnault, Quelques dates (datation de mots). — Alf Lombard, Remarques sur l'infinitif de narration français. — É. de Ullmann, La transposition dans la poésie de Gautier. — Dazu: Comptes-rendus, Revue des revues, verschiedene Berichte über die fortschreitenden Mudartenaufnahmen für den neuen französischen Sprachatlas, z. B. für den Poitou (J. Pignon), den Quercy (J. Bonafous), die Landes (Abbé Lalanne), Haute-Gascogne (Jean Séguy).]

Annales de la Société Jean-Jaques Rousseau. Tome Trentième (1943—1945). [H. Guillemin, L'homme selon Rousseau. — L. A. Bisson, Rousseau et l'expérience romantique. — A. François, Rousseau, les Dupin, Montesquieu. — Fr. Haymann, La loi naturelle dans la philosophie politique de J. J. Rousseau. — B. Gagnebin, Voltaire a-t-il provoqué l'expulsion de Rousseau de l'île Saint-Pierre? — R.-A. Mooser, 'Pygmalion' et le 'Devin du village' en Russie au XVIII<sup>e</sup> siècle. — O. Reverdin, Napoléon correcteur de style de Rousseau. — L. Aurenche, Monsieur de Saint-Germain correspondant et ami de J. J. Rousseau. — A. François, Albert Schinz, 9 Mars 1870—19 décembre 1943. — H. Reverdin, Isaac Benrubi, 1876—1943. — Bibliographie. — Chronique. — Extrait des procès-verbaux des séances. — Etat des Archives.]

Charles Baudelaire, Prosadichtungen. Übertragen von Walter Küchler. Heidelberg, Lambert Schneider, 1947. 147 S.

Charles Baudelaire, Die Blumen des Bösen, Übertragen von Karl Schmid, Tübingen. Wunderlich Verlag, o. J. (1947) 263 Seiten.

Ausgezeichnete Übersetzung, die bei aller Genauigkeit gegenüber dem französischen Urtext und der metrischen Form die eigenartige Atmosphäre stimmungsvoll und mit vollendeter Sprachkunst erfaßt. — G. R.]

Charles Baudelaire, *Les fleurs du mal*. Texte de la deuxième édition décoré de huit dessins de Baudelaire. Starnberg, Heinr. F. S. Bachmair, 1947. 205 S.

Philipp August Becker. *Aspremont*. In: *Roman. Forschungen*, Bd. 60, S. 27—67. [Der inzwischen verstorbene Meister der Epenforschung führt hier den Nachweis, daß am Anfang dieses Epos keine 'Karlslegende' stand, die den großen Kaiser in sagenhafte Beziehung zu Kalabrien gebracht hätte, sondern das von dem Ringen um dieses Land erfüllte Epos ist geschaffen worden von einem 'wandernden Sänger' aus der Atmosphäre des französischen Hofkreises von Wilhelm II. von Sizilien und seiner Gemahlin Johanna (Eleonorens Tochter), verbunden mit persönlichem Lokalerlebnis des Dichters, das in der lebendigen und anschaulichen Schilderung der Aspremonte-Landschaft zum Ausdruck kommt. Noch wichtiger ist die Erkenntnis, daß der 'Aspremont' zusammen mit einigen anderen Epen (*Aliscans*, *Synagon de Palerne*) nicht nur ein lebhaftes zeitbedingtes (um 1180—1190) Interesse an dem von den Normannen beherrschten Raum bekundet, sondern diese Epen erschließen uns einen bisher nicht genügend gewürdigten französisch-sizilischen Kulturkreis, der für die mittelalterliche Ependichtung nicht ohne Bedeutung geblieben ist. — Der S. 31 genannte altfranzösische Name *Risse* der Stadt Reggio ist in *Rise* (mit stimmhaftem s) zu korrigieren. Nur so ist diese Namensform sprachlich zu verstehen. Sie beruht auf einem altsizilischen \**Rìgiu*, so wie einem franz. *maison*, *courardise*, *Paris* im Italienischen ein *magione*, *codardigia*, *Parigi* entspricht. — G. Rohlf.]

Joachim Du Bellay, *Divers jeux rustiques*. Edition critique commentée par Verdun L. Saulnier. Genève, Librairie Droz, 1947. LXVIII, 220 S. [Der Herausgeber gibt den Text nach der ersten Originalausgabe vom Jahre 1558 mit erklärendem Kommentar, darunter Anmerkungen aus einer von ihm in der Stadtbibliothek von Lyon entdeckten Du Bellay-Ausgabe Henri Estiennes. Eine gehaltvolle Einleitung (S. IX—LXV) orientiert über die literarischen Probleme, die mit dieser Sammlung verknüpft sind, insbesondere über die der ersten Manier der Plejade entgegengesetzte, durch 'badinage' gekennzeichnete 'poésie détendue'. — G. R.]

Pierre Breillat, *Un saint dépossédé: Saint Cibar et Saint Waast*. Aus: *Romania*, tome 68, p. 477—483. [Führt den Nachweis, daß der im Dép. Tarn gelegene Weiler *Saint Waast*, der vollständig aus der im äußersten Norden Frankreichs gelegenen Einflußsphäre des 'nordischen' Heiligen Vedastus herausfällt, auf Grund älterer Namensformen (*Sant Bars*, *de sancto Barcio*) mit Sanctus Esparchius zu identifizieren ist (französisch *saint Cibar* mit Agglutination von prov. *sanch*), dessen Kult auch sonst im Süden (*Saint Ybars*, *Saint Ybard*) nachzuweisen ist. — G. Rohlf.]

Clovis Brunel, *Le préfixe ca dans le vocabulaire picard*. In: *Etudes romanes dédiées à Mario Roques*, Paris 1946, p. 119—130. [So umstritten die Herkunft dieses im wallonisch-pikardischen Raum außerordentlich häufigen Präfixes ist (vgl. dazu die kritischen Ausführungen von Jaberg in *Vox Rom.* 7, S. 280 f., der von einem 'Pseudosuffix' spricht), so kann an seiner Existenz und Gültigkeit nicht mehr gezweifelt werden. Neben einigen neuen Beispielen aus dem Pikardischen (*cados*, *cadoux*, *cafut*, *cahou*, zu *ados*, *doux*, *fât*, pik. *hou*) gibt Brunel eine vollständige Liste aller Wörter, für die bisher mit Recht oder Unrecht das Präfix *ca* angenommen worden ist. — G. Rohlf.]

Charles Bruneau, Quelques notes sur l'accent en wallon namurois. Aus: Neophilologus 31, p. 89—91. [Gibt interessante Beispiele für das häufige Auftreten eines als Satzakkzent wirkenden Intensitätsakzentes, der sich durch Länge und musikalische Höhe des Vokales auszeichnet und nicht auf der normal betonten Endsilbe ruht, z. B. in den französischen Ardennen: Oh! je suis fatiguée! Jeanne chérie! le voyage s'est bien passé avec les enfants?, il me suivait partout, pensez-vous!, on est tranquille, je cueille de l'herbe pour mes lapins, on donne la confiture. — Es wäre erwünscht festzustellen, wie weit solche Akzentverschiebungen auch im Volksfranzösischen von Paris begegnen. Ein kurzer Hinweis von Bruneau läßt ein Vorkommen dieses Akzentes auch in der Hauptstadt Frankreichs vermuten. — G. Rohlf.]

Jaques Gabriel Cahen, Le vocabulaire de Racine (Revue de linguistique romane, tome XVI). Paris, Librairie E. Droz, 1946. 251 S. [Der Vf., der zu den unglücklichen Opfern des barbarischen Regimes im 'Dritten Reich' gehört, liefert in dieser reich dokumentierten Abhandlung den eingehenden Nachweis für jene 'irréalité' der Darstellungskunst, die für die Sprache der klassischen Tragödie so charakteristisch ist. Wenn man absieht von ganz vereinzelt Neologismen (*accusatrice, salon*) und den Archaismen seiner beiden ersten Tragödien (*gagner, treuver, avecque, discord, d'abord que*), zeigt die Sprache Racines die strengste Tendenz, alles fernzuhalten, was nicht dem strengen klassischen Ideal entspricht. Unter dem Einfluß der 'loi du tabou' bleiben ausgeschlossen die Namen der Körperteile (*barbe, jambe, poitrine, épaule* usw.), soweit sie nicht eine geistige Funktion haben, Verwandtschaftsbezeichnungen (*oncle, tante, cousine, beau-frère*), die Namen vieler Tiere und Pflanzen. Es fehlen gewisse Farben (*bleu, vert*), andere (*rouge, jaune*) begeben nur in verbaler Prägung. Wie Racine trotz dieser Wortarmut in seinen Stücken eine gewisse 'couleur locale' erzielen kann, wird in einem besonderen Kapitel dargestellt. Ein letztes, sehr wichtiges Kapitel beleuchtet die Bedeutung des Wortes im Zusammenhang mit den metrischen Gesetzen. Wir heben daraus hervor die Eintönigkeit, die sich als metrische Folge aus der Verwendung von viersilbigen Wörtern ergibt, eine gewisse Freiheit gegenüber dem Hiat, die rhetorische Wirkung der Wiederholungen, den symbolischen Wert syntaktisch isoliert auftretender Verse (*vers monostiques*). — G. Rohlf.]

Albert Dauzat, Les noms de famille de France. Paris, Payot. 1945, 454 S. [Seit dem ersten Versuch, den Dauzat einst unternommen hatte, um ein weiteres Publikum in sehr vulgarisierender Weise in die Deutung der Personennamen einzuführen (*Les noms de personne*, 1924) hat die französische 'anthroponymie' einen gewaltigen Fortschritt gemacht. Dauzat selbst hat dabei als Forscher und Organisator der Forschungen einen entscheidenden Anteil. Was er in dem neuen Buch zusammenfaßt, zeichnet sich aus durch breite und interessante Dokumentation, in der alle Landschaften Frankreichs gut vertreten sind, durch mannigfache Problemstellung und sorgfältige historische Vertiefung. Auch den 'noms allogènes' in Corsica, Elsaß-Lothringen, im Baskenland, im flämischen Norden sowie den jüdischen Namen ist ein beträchtlicher Platz eingeräumt. Einer gewissenhaften Überprüfung bedarf das Kapitel, in dem die von verschiedenen Stämmen gewonnenen Suffixableitungen besprochen werden: *Quentier* gehört nicht zu *Quentin* (S. 126), sondern es ist identisch mit altfranz. *quintier* 'administrateur des biens d'une église' (vgl. in Süditalien den Familiennamen *Quintieri*). *Malard* hat nichts mit dem galloromanischen *mal* 'mauvais' (S. 82) zu tun, sondern es ist pikard. *malart* 'männliche Ente'; *Malot* ist kaum Abl. von dem christlichen Namen *Malo*, sondern es dürfte eher pik. *malot* 'Hummel' entsprechen. Der ausführliche Index, der auf



S. 401—449 über 3000 Namen enthält, macht das Buch besonders wertvoll. — G. Rohlf[s.]

A. Dauzat, *Un archaïsme prétentieux*. In: *Le Français moderne*, Tome IX (1941), p. 1—16. [Zeigt, daß in der Verbindung eines Hilfsverbs mit einem Infinitiv die ältere klassische Stellung (*il le voulait vendre*) gegenüber der modernen Stellung (*vous pouvez le faire*) seit 1918 zusehends an Boden gewinnt. Es ist eine snobistische Mode: 'le tour est réputé élégant', eine Absonderung gegenüber der Sprache der Allgemeinheit. — In dem Schwanken zwischen *il s'en est allé* und *il s'est en allé* wird die weite Verbreitung der zweiten Stellung (sogar bei Flaubert und Daudet) hervorgehoben und auf das fast verwachsene Partizipium *en allé* hingewiesen: *un mirage en allé* (Gide), *ces messieurs en allés* (Courteline). — G. R.]

Albert Dauzat, *Déjeuner, dîner, souper*, du moyen âge à nos jours. Aus: *Mélanges de philologie... offerts à Edmond Huguet*, p. 59—66. [Behandelt in historischer Übersicht die Bedeutungsverschiebung der Bezeichnungen für die drei Hauptmahlzeiten.]

Marceline Desbordes-Valmore, *Ausgewählte Gedichte*. Französisch und deutsch, übertragen von Karl Schwedhelm. Bühl in Baden, Roland-Verlag. 1947. 126 S. [Aus den 10 Gedichtbänden, die die Verfasserin zu ihren Lebzeiten zum Druck gegeben hat, hat der deutsche Übersetzer 41 Stücke ausgewählt — 'Les fleurs amères', wie er die wehmütvollen Lieder dieser sensiblen Frauenseele nennen möchte, und gibt ihnen von guter Einfühlung zeugende Übersetzungen, die in Wirklichkeit mehr künstlerisch-subjektive Nachdichtungen sind. — G. R.]

Ant. Duraffour, *Dictionnaires français à mettre à jour et au jour*. In: *Études Romanes dédiées à Mario Roques*, Paris 1946, p. 181—192. [Gibt wertvolle Anregungen für die Schaffung künftiger Wörterbücher. Weist hin auf das Bedürfnis eines französischen 'Dictionnaire idéologique' (nach Sinngruppen angelegt), auf die Mängel der bestehenden etymologischen Wörterbücher (Bloch, Dauzat), auf die Notwendigkeit einer gründlichen Überholung des 'Dictionnaire général' und die nicht länger aufzuschiebende Organisation eines historischen französischen Wörterbuchs. — G. R.]

Lucien Foulet, *N'avoir garde*. Aus: *Romania*, tome 67, p. 391—359. [Im Gegensatz zu der von Nyrop (*Gramm. hist.* 6, p. 42) vertretenen Auffassung über die Bedeutungsentwicklung der eigenartigen, heute positiven Sinn einschließenden Redensart ('sich hüten') wird hier gezeigt, auf Grund eines sehr detaillierten Beispielmaterials, daß der Ausgangspunkt in der Bedeutung 'keinen Grund zur Angst haben' liegt, nicht in 'keine Furcht haben'. — G. Rohlf[s.]

Lucien Foulet, *Sur François Villon. Notes et discussions*. Aus: *Romania*, tome 68, p. 43—151. [Der bekannte Villon-Kenner gibt hier in überzeugender Weise eine Reihe scharfsinniger Deutungen schwieriger Textstellen, verteidigt handschriftliche Lesarten, die von früheren Herausgebern aufgegeben wurden, und liefert wertvolle Aufschlüsse über die (auch in der Form 6:4 mögliche) Zäsur im Zehnsilber von Villon und Charles d'Orléans. — G. R.]

Henri Guillemin, *Les affaires de l'Ermitage (1756—1757)*. In: *Annales de la Société Jean-Jaques Rousseau*, tome 29 (1941—42), p. 59—258. [Auf Grund einer sehr eingehenden kritischen Prüfung aller vorhandenen Dokumente wird gezeigt, daß Rousseaus Darstellung der Liebesaffäre mit Mme d'Houdetot z. T. auf Vergeßlichkeiten und absichtlichem diskreten

Verschweigen beruht, daß Diderot bewußte Lüge vorgeworfen werden muß, und daß die von Mme d'Epinay in ihren 'Mémoires' gegebene Schilderung infolge nachgewiesener Unrichtigkeiten und böswilliger Entstellungen kein Vertrauen verdient. Die von Brunet-Parison veranstaltete Ausgabe der 'Mémoires et correspondance de Mme d'Epinay' (1818) wird als absolut unzuverlässig und tendenziös erwiesen, indem hier alles getan wird, um Rousseau als ein 'monstre' darzustellen. — G. R.]

B. Hasselrot, *Le genre des noms de villes en français*. In: *Studia Neophilologica*, vol. 16 (1943—1944), S. 201—223. [Gibt auf Grund eines sehr reichen Anschauungsmaterials aus allen Jahrhunderten einen Überblick über die verschiedenen Tendenzen des ständigen Schwankens zwischen *Naples prise*, *Calais abattue*, *Marseille volée*, *Riga défendue*, *Leipsick située*, *belle et superbe Paris*, *Beauvais est rasée* und *le premier Paris*, *Moscou serait pris*, *Oxford est beau*, *Genève fut chargé*, *Naples serait isolé*, *Toulouse fut pris*. Der Vf. zeigt, welche Gründe die eine oder die andere Form bestimmt haben und wie es dazu kommt, daß die neue Zeit mehr und mehr (im Gegensatz zu dem, was die Grammatiken meist noch lehren) dem männlichen Geschlecht den Vorzug gibt: Dabei wird dem Einfluß des Namens *Paris* eine gewisse Bedeutung beigelegt. Auch das seit Corneille unveränderliche *Tout Smyrne*, *tout Rome* dürfte doch wohl stark mitgespielt haben. In einem kürzeren Anhang werden die Verhältnisse in den anderen romanischen Sprachen beleuchtet; bemerkenswert im Italienischen neben *tutto Lucca* auch *tutto Francia*. — G. Rohlf.]

Bengt Hasselrot, *Technique et style de Jean Giraudoux*. In: *Studia Neophilologica*, vol. 18 (1945—46), p. 249—268. [Charakterisiert kurz die Eigenart des Giraudoux'schen Theaters, dessen besondere Wirkung mit Recht vor allem in dem sehr persönlichen Stil gesehen wird. Dazu gehört seine besondere Art der Verwendung der Tempora (in Anknüpfung an die klassische Tradition), die Vorliebe für gewisse Lieblingswörter (*faire signe*, *politesse*), auffällige Wortbildungen (*serpente*, *écureuille*, *hérissonne*), Verwendung volkstümlichen Ausdrucks (*ce n'est pas de sa faute s'il est mort*), die Fülle literarischer Anspielungen, die präziöse Metaphorik. Alles das, was hier mit feinem Stilgefühl betrachtet wird, verdient eine ausführlicher behandelt zu werden. Eine in Vorbereitung befindliche Münchener Doktorarbeit hat sich diese Aufgabe gesetzt. — Das (nach französischem Vorgang) mehrfach von dem Vf. in bezug auf G. gebrauchte Adjektivum *giralducien* (*la syntaxe giralducienne*) ist eine 'etymologisch' nicht berechnete Bildung, da der limousinische Familienname das Diminutivsuffix des Südens *-ou* (< *-oun*) enthält, das z. B. aus *Gastounou*, *Peiron*, *Miquelou* bekannt ist. Sprachlich richtig wäre *giraldounien*. — G. Rohlf.]

J. U. Hubschmied, *Bezeichnung von Göttern und Dämonen als Flußnamen*. Bern, Paul Haupt, 1947. 24 S. [Die zur Eröffnung seiner Lehrtätigkeit an der Universität Zürich gehaltene Antrittsrede des bekannten Ortsnamenforschers ergeht sich in scharfsinnigen, z. T. wohl etwas sehr gewagten Deutungen, indem in einer großen Zahl von Flüssen der Schweiz und Frankreichs mit Hilfe erschlossener gallischer Sprachwurzeln Namen von Göttern, Dämonen und Tieren rekonstruiert werden, z. B. *Reuss* < \**Rigusia* 'die Mächtige', *Seez* < Göttin *Segeta*, *Marna* < Göttin *Matrona*, *Magia* < \**Magia* 'die Mächtige', *Bièvre* < \**bebra* 'Biber', *Orbe* < \**werba* 'Kuh', *Inn* (rät. *En*) < etnon 'Vogel'. Sehr zweifelhaft bleibt die Erklärung von *Garonne* aus einem gall. \**garu* 'Kranich' mit einem *n*-Suffix: \**garunna*, zumal, wenn man bedenkt, daß auch in den aragonesischen Pyrenäen *Garona* des öfteren als Flußname begegnet, so daß wohl eher an eine alte iberische Grundlage zu denken ist. — G. Rohlf.]

René Jasinski, *Histoire de la littérature française*, 2 Bände, Paris 1947. 638 und 792 Seiten. [Aus seinen Studien über die Geschichte des Sonetts und über die Romantik im Umkreis Gautiers ist der Vf., Professor an der Sorbonne, als überaus gewissenhafter und belesener Literaturhistoriker bekannt. Die umfängliche Darstellung, die er nunmehr vorlegt, will in erster Linie ein Handbuch sein, In der Tat wird man trotz vorzüglicher Vorgänger wie Lauson oder Braunschvig, zu denen wir entsprechende Gegenstücke für die deutsche Literatur nicht zu nennen wüßten, feststellen müssen, daß Jasinskis Werk künftig eine unentbehrliche Ergänzung zu diesen verwandten Werken bilden wird. Sein besonderes Verdienst liegt zunächst in der ungewöhnlich genauen Kenntnis und Verarbeitung der neueren literaturhistorischen Einzelforschung. Wohl mußten, um den Umfang des Buches nicht zu sprengen, bibliographische Angaben wegbleiben, aber auch ohne sie erkennt man das bewußte Bestreben, den neuesten Stand der spezialistischen Kenntnis zu vermitteln. Allein schon die biographischen Notizen enthalten bei aller Kürze eine in anderen Büchern nicht erreichte Fülle an Einzelheiten. Dazu kommt nun nicht minder bewußt das Bestreben, auch über kleinere Schriftsteller, die man in bisherigen Handbüchern nicht findet, reichhaltiges Material beizubringen. Die Darstellung der französischen Humanisten etwa (I, 145 ff.) oder die übersichtliche Aufrollung der literartheoretischen Streitfragen unter Louis XIV (I, 512 ff.) bringt auch dem Fachmann Neues. Wenn Jasinsky, etwa für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, allzu weitherzig in der Aufnahme der *minores* war, so lenkt er damit die Aufmerksamkeit doch auf manchen ganz unbekannt gewordenen Namen, der einiges Interesse zu versprechen scheint, beispielsweise auf Amédée Pommier. Natürlich läßt sich die Auswahl gerade der Werke dritten Ranges in sehr verschiedener Weise treffen. So wäre ich gern den *Quatre Facardins* von Hamilton begnügt, den Satiren von Clement, den *Cataractes* von Chassaignon, dem Schweizer Edouard Rod, und Ferdinand Fabre, dem denkwürdigen Verfasser des *Abbé Tigrone*; da Jasinski die Grenzen des Schrifttums sehr weit spannte (auch Littré erhält einen Abschnitt), so wäre beispielsweise das für Balzac, Nerval u.ä. so wichtige vorromantische Schrifttum, auf welches A. Viatte in seiner These hinwies (*Les sources occultes du romantisme*), einer Erwähnung wert. Da und dort fehlt auch ein großer Name, Beckford und sein *Calife Vathek*, dieses Meisterwerk französischer Prosa im 18. Jahrhundert, das Entzücken von Mérimée und Mallarmé; oder Ramond de Carbonnières, der Freund von Lenz und reinste Vertreter eines französischen Sturm und Drang, auf dessen Dramen Monglond, Fritz Ernst und der Unterzeichnete hinwiesen. Oder, da ja auch andere Belgier und Schweizer genannt werden, Charles de Coster, der Uylenspiegel-Dichter und der unerschöpfliche Amiel; von einem Rodolphe Töpfer oder Jules Vallès erfährt man nicht viel mehr als die Titel ihrer Werke. An Joseph Joubert, dem Unvergleichlichen, der von der Ganzheit der menschlichen Seele mehr in seine Aphorismen faßte als die meisten der französischen Moralisten, wird die zweite Auflage eine erhebliche Unterlassungssünde gutzumachen haben; vorläufig taucht nur gerade sein Name unter den Freunden Chateaubriands auf. Was den ungelobenen Schatz der französischen mundartlichen Versdichtung betrifft, so findet man mit Freude Bertrand de la Monnoye erwähnt, aber neben ihm gibt es in Mundart noch bedeutendere Zeugnisse höchst lebendiger französischer Poesie, die man so wenig vermissen möchte wie in der englischen Literatur die Verse von Burns. Auch verlangen die beiden Sätze über die französische Volksballade dringend nach einer Ergänzung (I 87). Wohlbegründet scheint uns dagegen, daß Jasinski seine Darstellung an der Stelle abbricht, wo das literarische Urteil noch nicht



wesentlich über eine subjektive Meinung sich erheben könnte, daß er also Anatole France, Henri de Régnier, Jammes und ihre Altersgenossen und Nachfahren nicht mehr behandelt. Jasinskis Urteil ist im ganzen zurückhaltend, maßvoll und ohne starke Akzente: jedoch verbirgt er keineswegs etwa eine ablehnende Einstellung zu neuerdings Hochgerühmten, wie dem Marquis de Sade oder Lautréamont. Korrekturen im einzelnen, die bei der großen Präzision dieses Buches nur in seltenen Fällen möglich sind, darf ich beiseite lassen. Der rein äußerliche Umfang der Würdigung eines Autors scheint in dem Buch nicht immer in einem Verhältnis zur tatsächlichen literarischen Lebendigkeit zu stehen. So fallen von den rund 1350 Textseiten nur je 4—5 auf Stendhal, Balzac und Flaubert, nicht ganz 2 auf Daudet, aber 13 auf V. Hugo, 17 auf Bossuet, 20 auf Boileau. Die schwächsten Teile dieses Buches sind die über Früh- und Hochmittelalter. Hier tritt an Stelle des sonst so rühmlichen Kontakts mit der neueren Forschung und mit der vergleichenden Literaturgeschichte die Wiedergabe der bequemen Erklärungen im autark-buchmäßigen Sinn für die Chanson de Geste (als Korrektur zu Bédier wird nur R. Fawtier in Erwägung gezogen) und für die keltischen Erzählungsspuren (Galfred in Farals Deutung); die provenzalische Dichtung wird zwar grundsätzlich einbezogen, aber ohne daß an die Entstehungsfragen der Lyrik gerührt würde. Mit einem kurzen Hinweis auf Roland und Ogier läßt sich kein Bild vom Reichtum der Chansons de Geste und von ihrer literarischen Bedeutung vermitteln. — Die drei methodischen Vorsätze, die Jasinski im Vorwort ausspricht, hat er mit Glück gehandhabt. Der erste, die strengere Handhabung der chronologischen Reihenfolge, bringt ihn in die Nähe deutscher Versuche, eine 'Literaturgeschichte nach Generationen' zu schreiben, jedoch ohne daß er dabei in Pedanterie und schematischen Radikalismus verfiel. In den beiden anderen Tendenzen, gegen die 'groupements factices' und gegen 'Legenden' wie von Chateaubriand und Frau von Staël als den 'précurseurs du romantisme' hätten wir ihn gerne noch weiter gehen sehen; von dem Vertrauen auf dichterische 'Schulen' und von der geheiligten Trias classicisme, romantisme, symbolisme sich zu trennen, scheint sich Jasinski gescheut zu haben. Zu einer klareren Scheidung von Poesie und Nicht-Poesie haben wir alle noch von Benedetto Croce zu lernen. Jedenfalls, für die Nachbarschaft zum nicht-dichterischen Schrifttum und zur allgemeinen Kulturgeschichte sind aus Jasinskis umfänglicher Dokumentation die wertvollsten Anhaltspunkte zu gewinnen. Denn die gegenseitigen Beziehungen zwischen poesia und nonpoesia werden entscheidend bleiben müssen. 'Nulle école digne de ce nom', so drückt Jasinski es aus, 'qui, poursuivant les aspirations éternelles de l'humanité, n'ait en même temps illustré un idéal nouveau. Là est le vif, et, croyons-nous, la grandeur de la littérature'. — Kurt Wais.]

A. Jeanroy, Histoire sommaire de la poésie occitane des origines à la fin du XVIIIe siècle. Toulouse, E. Privat (Paris, H. Didier), 1945. 184 S. [Während auf dem Gebiet der provenzalischen Troubadourichtung dem wissenschaftlich interessierten Fachmann eine Reihe ausgezeichnete grundlegender Werke zur Verfügung steht, fehlte bisher ein Buch, das weiteren Kreisen einen zuverlässigen Überblick über die ältere provenzalische Literatur gestattet. Diese bedauerliche Lücke wird nunmehr von einem der Meister dieser Studien in dankenswerter Weise ausgefüllt. Im Gegensatz zu der umfangreichen 11 Jahre vorher erschienenen *Poésie lyrique des troubadours* will das jetzt erschienene kleine Buch nicht mehr bieten, als was wirklich von allgemeinem Interesse und wissenschaftlich gesichert ist. Es verzichtet daher (vielleicht etwas zu radikal) auf die Diskussion der verschiedenen sehr umstrittenen Theorien über den

Ursprung dieser höfischen Dichtung, indem der Verfasser sich damit begnügt, auf die (gegenüber dem Norden) im Midi bestehenden 'divergences de goût et de mœurs' hinzuweisen und die eigenartige in einem Lebensverhältnis gipfelnde Liebesauffassung zu charakterisieren. Ausführlich dagegen werden die großen Formen dieser Dichtung, ihre Gehalte und ihre Tendenzen gewürdigt. Neben der Lyrik der Hauptblütezeit, die in Kap. VI—XI behandelt wird, sind andere wichtige Kapitel der erzählenden und didaktischen Dichtung gewidmet. Ein besonderer Wert des Buches liegt in den meisterhaft zusammengefaßten Skizzen, die die dichterische Leistung der späteren Jahrhunderte illustrieren. — G. Rohlf's.]

Oskar Kjellén, *Le patois de Nozeroy (Jura)*. Thèse pour le doctorat. Göteborg, Elanders Boktryckeri (Paris, E. Droz), 1945. 253 S. 2 Karten, 24 Tafeln. [Der aus der Schule von Kjellmann und Michaëlsson hervorgegangene, durch Duraffour für die Mundartenforschung und Sprachgeographie gewonnene schwedische Gelehrte legt hier eine aus umfassender Forschungsarbeit im Gelände gestaltete Monographie vor, die für unsere Kenntnis des frankoprovenzalischen Sprachgebietes eine sehr wertvolle Bereicherung darstellt. Er gibt keine der üblichen 'vollständigen' Lautlehren. Statt dessen enthält seine Arbeit eine sehr sorgfältige detaillierte Darstellung der für die Beurteilung des Frankoprovenzalischen wichtigen Lautphänomene (mit besonderer Betonung des Vokalismus), Materialien aus der Formenlehre, einige phonetisch umschriebene Texte und ein ziemlich umfangreiches Glossar in phonetischer Umschrift, dessen wissenschaftliche Auswertung durch ein besonderes Répertoire der etymologischen Grundlagen sehr erleichtert wird. Wir beglückwünschen den jungen schwedischen Gelehrten zu der schönen Arbeit, die einen ganz ausgezeichneten Eindruck macht und ihn in die Reihe der besten 'Frankoprovenzalisten' rückt. — G. Rohlf's.]

Arthur Långfors, *Deux recueils de sottes chansons*. Edition critique (Annales Acad. Scient. Fenn. BL III, 4) Helsinki 1945. 168 S. [Die der parodierenden Gattung angehörenden burlesken Spottlieder des 13. Jahrh. stellen mit ihren 'Ungereimtheiten', ihren Anspielungen, Doppeldeutigkeiten und pikanten Unverschämtheiten, zumal sie sich in einem schlechten Überlieferungszustand befinden, an einen gewissenhaften Herausgeber sehr große Anforderungen. Daher waren die beiden bekannten Sammlungen von zusammen 28 Liedern, (die z. T. in einer Oxforder, z. T. in einer Pariser Handschrift zusammengefaßt sind) bisher unediert. Mit der ihm angeborenen philologischen Meisterschaft hat der finnische Romanist diese Lieder kritisch bearbeitet, sie mit dem Aufgebot aller wissenschaftlichen Hilfsmittel interpretiert und ihnen, soweit das 'genre obscur' es zuläßt, einen Sinn abgewonnen. Dennoch bleibt vieles unsicher und bedarf weiterer Klärung. Das sorgfältige Glossar, das bemerkenswerte Seltenheiten enthält, ist eine besonders wertvolle Frucht dieser philologischen Sisypheos-Arbeit. Auch für die pikardische Mundart, in der diese Lieder überliefert sind, werden mancherlei Erkenntnisse gewonnen. — G. Rohlf's.]

Ph. Lauer, *Les plus anciennes mentions de Roland*. Aus: Romania, tome 68, p. 381—385. [Bringt urkundliche Belege, die es nahelegen, daß der Graf Roland wirklich als eine historische Persönlichkeit zu gelten hat und daß eine Rolandlegende oder ein Rolandepos vielleicht schon am Anfang des 10. Jahrh. bestanden hat. — G. R.]

Paul Lebel, *Les noms de personnes en France*. Paris, Presses Universitaires de France, 1946. 135 S. [Kurzes Handbuch, das in die wichtigsten Probleme der Personennamenforschung einführt. Der Stoff

ist gegliedert nach den verschiedenen historischen Schichten von der gallischen Periode bis in die moderne Zeit. Was geboten wird, ist gut ausgewählt und wissenschaftlich zuverlässig. Dem Vf. kommt es mehr darauf an, das Methodische und Charakteristische darzulegen, als eine breite Stoffmasse vorzuführen. Für eine zweite Auflage möchten wir die Dringlichkeit eines Index betonen. — G. Rohlf.]

Fernand Lechanteur, Noms de famille normands formés sur un prénom féminin. In: *Onomastica*, Tome I, p. 53—56. [Zeigt in Ergänzung zu den von Dauzat (*Les noms de famille en France*) beigebrachten Beispielen, daß aus weiblichen Vornamen gebildete Familiennamen in der Normandie sehr häufig sind: *Anne, Gervaise, Françoise, Suzanne*. Auf Grund einer Prüfung der Kirchenregister einer normannischen Gemeinde kann der Vf. die schon früher öfters ausgesprochene Vermutung, daß diese Namen ein Zeichen unehelicher Abstammung seien, endgültig beweisen, indem er das 'System' dieser Benennungen klar stellt: Marie Jeanne, fille de Jeanne Ameline, conçue ex illicito; Guillaume Susanne, fils de Susanne Ameline, fille de François Ameline usw. Solche Mutterschaftsnamen habe ich vor einigen Jahren auch in Süditalien feststellen können: *Angelica, Isabella, La Greca, Della Longa* usw. (Archiv 181, S. 33) Da diese Namen in anderen Teilen Italiens nicht bekannt sind, dürften sie wohl durch das Fortwirken normannischer Einflüsse zu erklären sein. Es bleibt die Frage zu untersuchen, ob diese Namengebung aus nordgermanischer Quelle stammt. — G. Rohlf.]

Félix Lecoy, Note sur Raimbaut de Vaqueyras. In: *Etudes romanes dédiées à Mario Roques*, Paris, 1946, p. 23—38. [Versucht eine Klassifizierung und eine zeitliche Bestimmung der elf Kanzenen, deren eine Gruppe um 1196, die andere um 1200 zu datieren ist. Für das Sirventes *Del rei d'Aragon consir* wird die Verfasserschaft Raimbauts mit guten Gründen bezweifelt und Raimon de Miraval als mutmaßlicher Verfasser angenommen. — G. R.]

Pierre Letellier, François Mauriac, romancier de la grâce. In: *Studia Neophilologica*, Bd. 16 (1944), S. 227—267. [Betont die Bedeutung der Familie in den von Mauriac gezeichneten Dramen, charakterisiert gewisse Lieblingsgestalten des Dichters und zeigt die Bedeutung des Gnadenwunders: 'Au comble de l'horreur on se réveille. La grâce réserve aux damnés de Mauriac un tel réveil — mais à une condition, c'est qu'ils soient restés conscients de leurs actes, toujours sincères avec eux-mêmes jusque dans l'humiliation dernière'.]

Kurt Lewent, Giraut de Bornelh und Jaufre. In: *Neophilologus*, vol. 27, p. 175—183. [Ausgehend von einer bisher mißverstandenen Stelle in einem Gedicht von Giraut de Bornelh macht Lewent in scharfsinniger Weise wahrscheinlich, daß in Südfrankreich zur Zeit Girauts eine Jaufre-Erzählung im Umlauf war, bevor (nicht vor 1255) der Stoff (vermutlich in Katalonien) zu einem großen Artus-Roman ausgebaut wurde. — G. R.]

Else Lippold, Die Gründe des Wortunterganges. Diss. Erlangen, 1946, 101 S. [Das Problem des Wortunterganges ist schon des öfteren Gegenstand mehr oder weniger eingehender Betrachtung gewesen. Eine Schülerin von H. Kuen, der sich selbst vom Standpunkt der Wort-Pathologie grundsätzlich an einem interessanten Einzelfall mit dieser Frage beschäftigt hat (Festschrift für Tappolet S. 185 ff.), geht in dieser Arbeit, auf ein umfangreicheres Beobachtungsmaterial gestützt, den Gründen nach, die zu dem Absterben von Wörtern führen. Indem sie die Sprache Chrétiens als eine Art Schriftsprache faßt, untersucht sie diejenigen



Wörter des 'Yvain', die der späteren Schriftsprache verlorengegangen sind. Von den etwa 300 in Betracht gezogenen Fällen ist ein beträchtlicher Teil mit dem Wandel der Kulturverhältnisse dahingegangen (*hauberc, palefroi, bretesche, buisine* usw.). In anderen Fällen, d.h. wo die Sache geblieben ist, ist es vor allem die Homonymie (*baut, rai, sain*, 'Glocke', *ovrer, errer* usw.), Verlust der Ausdruckskraft (*dahet, buer, mout*), Wortkürze (*vis, us, o, lé, aé*), die schwierige Konjugation (*rere, chevir*), die sprachliche Isolierung (*anviz, chaeles, el*), die zu dem Absterben beigetragen hat. In einer abschliessenden Zusammenfassung wird statistisch festgestellt, daß rund ein Viertel des Yvain-Wortschatzes in der heutigen Sprache nicht mehr bekannt ist. Nicht alles, was die Vf. annimmt, ist überzeugend. Sehr fragwürdig ist das Kapitel 'Ungewöhnliche Wortbildung': Warum aus diesem Grunde *trestot, nuitantre, quint* untergegangen sind, ist nicht gut einzusehen. Das erste Wort ist übrigens als *tertout* in der Pikardie noch heute sehr lebendig. Warum ist infolge seiner Kürze *ja (jam)* nur in Nordfrankreich geschwunden, während es in Südfrankreich, in Spanien und Italien in voller Lebenskraft geblieben ist? Warum mußte mit *hui* auch *ancui* untergehen, das in Oberitalien (als *incö, ancó*) das alte *hodie* ersetzt hat? Auch in anderen Fällen (z. B. *veer, huis, el* 'anderes', *gaut*) hätte ein Blick in die anderen romanischen Sprachen wohl zu vorsichtigerem Urteil geführt. Die Abstammung von *estout* (und *stolz*) aus *stultus* wird zu Unrecht in Zweifel gezogen (S. 35). Rolands *estultie* 'törichter Stolz' läßt keinen Zweifel an dieser Verknüpfung aufkommen. Daß afrz. *laier* Kurzform zu *laxare* ist (S. 67), wird durch oberital. *lagar* widerlegt. — G. Rohlfis.]

Erhard Lommatzsch, Geschichten aus dem alten Frankreich. Frankfurt am Main. Josef Knecht, 1947, 238 S. [Der Verfasser des altprovenzalischen Liederbuches bringt hier 20 Novellen, Schwänke und Legenden aus dem französischen Mittelalter in philologisch treuer Übertragung, darunter einiges aus schwer zugänglichen Texten und Sammlungen.]

André Lubac, 'Los toros' dans la littérature française. In: Revista de filología española, Tomo 30 (1946), p. 54—107. [Gibt einen Überblick über die Eindrücke, die französische Dichter (Mérimée, Gautier, Alex. Dumas Père, Quinet, Barrès, Montherlant, Joseph Peyré) aus der 'tauromachie espagnole' gewonnen und literarisch fruchtbar gemacht haben.]

Stéphane Mallarmé, Gedichte und der Nachmittag eines Fauns. Übertragen von Remigius Netzer. München, Verlag R. Piper & Co, 1946. 98 S.

Stéphane Mallarmé, Gedichte. Zweisprachige Ausgabe. Deutsch von Richard von Schaukal. Mit Nachwort und Anhang. Freiburg, Verlag Karl Alber, 1947, 143 S.

André Martinet, La prononciation du français contemporain. Paris E. Droz, 1945, 249 S. [Kein Handbuch der 'richtigen' französischen Aussprache, kein Lehrbuch im praktischen Sinn. Sondern ein rein wissenschaftliches Werk, das im Dienste der 'Phonologie' steht. Es beruht auf einer umfassenden 'enquête' in einem Offizier-Kriegsgefangenenlager in Deutschland und setzt sich zum Ziel, auf Grund eines sorgfältig ausgearbeiteten Fragebogens, der von 409 Personen schriftlich (!) beantwortet wurde, Klarheit zu gewinnen über das 'système phonologique' der modernen französischen Umgangssprache, soweit sie im bürgerlichen Milieu gesprochen wird. Die gestellten Fragen betreffen wichtige Grundprobleme der franzö-

sischen Aussprache, z. B. Existenz des unbetonten *e* in *charretier*, Aussprache des *e* in *bois-le, ours(e) blanc*, Unterschied zwischen *patte* und *pâte, sotte* und *saute, couché* und *couchait, belle* und *béle*, Aussprache von *mon ami* (mit Nasalvokal?), *médecin* (*d* oder *t* ?), *absent* (*b* oder *p* ?), *civisme* (Aussprache des *s*), Unterschied zwischen *travailleurs* und *travillions, brillant* und *Briand*, Aussprache von *en haut, illogique, sommet* (Doppelkonsonanz?). Der Wert der erzielten Antworten ist sehr unterschiedlich. Der unbefangene Leser hat den Eindruck, daß in vielen Fällen weniger die wirkliche Aussprache erfaßt worden ist als vielmehr das, was der einzelne Sprecher zu sprechen glaubt, man vergleiche z. B. die 78% 'sujets de la France non méridionale', die in *médecin* ein *d* zu sprechen glauben (S. 155). Dennoch ergeben sich aus den mitgeteilten Materialien wertvolle Einzelergebnisse für bestehende Unterschiede zwischen den einzelnen Landschaften, z. B. für die Aussprache des *h*, für die Reduzierung von *li* zu *y*, für die verschiedenartige Anpassung des englischen *ng* an das französische Lautsystem. Wissenschaftlich einwandfreiere Ergebnisse sind nur auf die Weise zu erzielen, daß ein phonetisch geschulter Enquêteur selbst an der Hand von einigen Hundert Franzosen, die aus allen Teilen des Landes stammen, die erwünschten Feststellungen macht, so wie es einst Koschwitz auf etwas anderer Grundlage und mit engerer Zielsetzung in den Transkriptionen seiner 'Parlers parisiens' (Marburg 1911) getan hat. Die Durchführung dieser Aufgabe wäre sehr erwünscht. Und erst dann könnte man mit Sicherheit sagen, wieweit die von Martinet mitgeteilten Ergebnisse wissenschaftlich brauchbar sind. — G. Rohlf.]

R. Panier, Les limites actuelles de la langue bretonne. In: Le Français Moderne, Tome 10 (1942), p. 97—115. [Gegenüber der von P. Sébillot im Jahre 1886 genau festgestellten bretonisch-französischen Sprachgrenze ergibt sich auf Grund einer eingehenden Prüfung der Verhältnisse für das Jahr 1941, daß von den an der damaligen Sprachgrenze gelegenen 92 bretonischen Dörfern 45 inzwischen das Bretonische aufgegeben haben. Der Verlust, der im äußersten Norden und Süden das weiteste Ausmaß angenommen hat, erreicht auf der Hälfte der Sprachgrenze im allgemeinen nur eine Tiefe von wenigen Kilometern. Die Einbuße ist geringer, als man befürchten mußte. — G. R.]

Albert Pauphilet, La date du Roland. In: Études Romanes dédiées à Mario Roques, Paris 1946, p. 7—14. [Gegen die kürzlich von E. Mireaux (La Chanson de Roland et l'histoire de France, 1943) versuchte sehr späte Datierung des Rolandsliedes (um 1154—58) zeigt P. die absolute Unhaltbarkeit dieser Auffassung, indem er gewichtige Gründe anführt, die eine Entstehung des Epos vor dem ersten Kreuzzug, vor den Kämpfen um Barbastro (1064) und vor der Eroberung von Balaguer (1091) wahrscheinlich machen. — G. R.]

Charles Rostaing, Les noms de lieux. Paris, Presses Universitaires de France, 1945. 135 S. [Gedrängtes Handbuch zur Einführung in die wichtigsten Probleme der französischen Toponomastik. Behandelt den Stoff nach den historischen Schichten gegliedert: Les bases pré-indo-européennes, les couches préceltiques, la couche gauloise, les domaines gallo-romains, les formations romaines usw. Ein besonderes Kapitel ist den Namen kirchlichen Ursprungs gewidmet, ein anderes Kapitel den Namen der Flüsse und Berge. Die Auswahl ist geschickt. Was über die Herkunft der Namen seit der gallischen Zeit gesagt wird, ist im allgemeinen zuverlässig. Dagegen werden in dem ersten Kapitel sehr zweifelhafte Theorien vertreten, die den Anfänger in rebus toponomasticis zu gefährlichen Spekula-

lationen führen müssen. Auch die höchst fragwürdige Theorie, die das ligurische Suffix *-ask, -osk* mit *sk* in *Smolensk, Sibirsk* und dem iberischen *Osc* (Huesca) auf eine Stufe stellt (S. 31), wäre besser cum silentio übergegangen worden. Ganz unwahrscheinlich ist die Zurückführung der Bergnamen des Typus *La Penne* auf ein 'mot ligure ou pré-ibère', da für span. *peña* 'Felsen', prov. *pena* 'Gipfel', tosk. *penna* 'steiler Berg' lat. *pinn*a eine vollkommen befriedigende Grundlage bildet. Die S. 53 erwähnte Franzisierung der provenzalischen Namen auf *-an* (> *á*) aus *-anum*, z. B. *Cornelianum* > *Corneillan* > *Corneillá* > *Corneille* ist unverständlich ohne Erwähnung der in Südfrankreich weitverbreiteten Akzentverlegung, z. B. *Lauranum* > *Lauro*, *Asilianum* > *Azillo*, über die Aebischer in der Festschrift für Alcover ausführlich gehandelt hat. Die praktische Benutzung des Büchleins würde durch Angabe eines Index in einer Neuauflage sehr erleichtert werden. — G. Rohlf.]

Maurice Schöne, *Langue écrite et langue parlée: à propos de la correspondance de Flaubert*. In: *Le Français Moderne*, Tome 11, p. 87—108 175—191, 263—276, Tome 12, p. 25—42. [Zeigt, daß der überaus empfindliche Flaubert in seinem Briefstil einen kräftigen erdfrischen Sprachausdruck nicht verschmäht hat. Familiäres Sprachgut, das oft dem Argot sehr nahekommt (*balle* 'Kopf', *bedolle* 'imbécile', *se faire mousser*, *chouette* als Adjektivum, *s'impifrer*), individuelle Schöpfungen der Bedeutung (*pioche* 'travail', *vacherie* 'veulerie') und der Form (*bavacher*, *putinage*, *sauvagesque*, *cadotter*) gesellen sich zu Dialektismen (*duire*, *cheminot*), Neologismen (*épater*, *écreinté*, *geignard*), Archaismen (*ardre*, *moult*, *icelle*). Dazu kommen grammatische Eigenarten wie z. B. *un instinct conservateur qui nous avertit de se mettre en garde*, *Homère ne conclue pas* ('indiscutable barbarisme'), *elle s'est en allée*, *je crois que nous y pouvons arriver*, *quand j'ai eu gagné mon procès*, *quoique j'en suis dégoûté*. Im letzten Abschnitt, der dem 'Stil' gewidmet ist, wird die besondere Vorliebe für die 'exclamation' hervorgehoben. — Ein Jahr vor der Veröffentlichung dieser Arbeit erschien in der Schweiz, über fast das gleiche Thema handelnd, die Züricher Dissertation von Margrit Klingler, Beitrag zur Kenntnis des familiären, populären und vulgären Wortschatzes in den Briefen Gustave Flauberts (Frauenfeld, 1942), von deren Existenz der Vf. sicher erst später erfahren hat (vgl. *Archiv* Bd. 185, S. 161). — G. Rohlf.]

Aucassin und Nicolette. Textausgabe nebst Paradigmen und Glossar, bearbeitet von Walther Suchier. Paderborn, F. Schöningh, 1946. 76 S. [Fast unveränderter Abdruck der erstmalig im Jahre 1932 herausgegebenen kleinen Textausgabe.]

Gunnar Tilander, *Maitre Aliboron*. In: *Studia Neophilologica*, vol. 19 (1946—47), S. 169—183. [Für den aus La Fontaine bekannten *Maitre Aliboron* (als scherzhafte Bezeichnung des Esels) ist die etymologische Grundlage *helleborum* seit langem bekannt, nicht klar jedoch waren die Umstände, die zu der Bezeichnung 'Meister Nieswurz' geführt haben. Auf Grund seiner erstaunlichen Belesenheit in mittelalterlichen Texten kann Tilander nun wahrscheinlich machen, daß die *Nieswurz* als wirksames Heilmittel gegen vielerlei Krankheiten im Mittelalter gepriesen wurde ('elle était la panacée par excellence'). Damit hängt zusammen, daß sie in Wirklichkeit nicht überall wirksam sein konnte: 'employé pour tout et ne servant souvent à rien'. Von hier aus erklärt sich die seit dem 15. Jahrh. begegnende Personifikation *Maitre Aliboron* ('qui se mêle de tout sans rien faire d'utile'). Die hier gegebene Erklärung wird gestützt durch den Hinweis auf das in der spanischen Vulgärsprache in bezug auf



einen unfähigen Menschen gebrauchte *ungüento blanco* 'weiße Salbe' (ein Allerweltsheilmittel). — G. R.]

Moumin et Ghatrif, *Traité de fauconnerie et des chiens de chasse*. Edition princeps de la version franco-italienne. Avec 3 planches hors texte, par Håkan Tjerneld, Stockholm, C. E. Fritze (Paris, Librairie J. Thiébaud), 1945. 443 S. [Die Jagdbücher und Falknerei-Traktate sind eine wichtige Quelle für verschiedene Gebiete der mittelalterlichen Kulturgeschichte. Daß sie auch für das altfranzösische Wörterbuch manches Seltene und Interessante beisteuern, hat Tilander in seinen 'Glanures lexicographiques' (1932) gezeigt. Ein Schüler von Tilander legt nun hier eine mustergültige Ausgabe der durch einen Italiener aus Cremona um 1260 besorgten französischen Übertragung zweier arabischer Traktate vor, die dadurch zu weitwirkender Bedeutung im Abendland gelangten. In einer gewissenhaften Analyse der Sprache des Übersetzers werden die für die Lombardei zeugenden frankoitalienischen Merkmale überzeugend herausgearbeitet. Das wertvollste Ergebnis der Ausgabe ist das umfangreiche, sorgfältig bearbeitete Glossar (S. 305—428), das sehr viele seltene Wörter (darunter eine beträchtliche Menge orientalischer Elemente) enthält. Erwähnt sei hier nur *guchart* als Name der Haubenlerche. Daß dies in seiner Etymologie noch nicht endgültig bestimmte Wort mit südital. *cucciarda* 'Haubenlerche' zusammenzustellen ist, hat der Vf. richtig erkannt. Man könnte in dem letzteren einen Gallizismus der normannischen Zeit sehen, wenn sich ein *\*couchard*, *\*coucharde* aus einheimischen französischen Texten nachweisen ließe. — G. Rohlf.]

Etienne de Ullmann, *La transposition dans la poésie de Gautier*. In: *Le Français moderne*, 15<sup>e</sup> année, p. 265—286. [Unter 'transposition' versteht der Vf. die künstlerische Übertragung eines 'phénomène sensoriel' in die Sphäre eines anderen Sinnes, d. h. das, was man gemeinhin mit 'synesthésie' zu bezeichnen pflegt. Er zeigt die große Bedeutung, die diese Erscheinung in den Dichtungen Gautiers spielt, indem er für die jeweiligen Sinnesübertragungen eine genaue Statistik aufstellt<sup>1</sup>. Aus ihr ergibt sich, daß die Übertragungen *toucher* > *ouïe* bei weitem an der Spitze marschieren, dann folgen *toucher* > *vue*, *vue* > *ouïe*. Die Gesamtzahl aller vorkommenden Fälle wird auf 233 berechnet, was gegenüber dem Vorkommen der Synästhesie bei anderen Dichtern im Hinblick auf den verhältnismäßig geringen Umfang seines Gesamtwerkes außerordentlich viel ist. — G. R.]

Veikko Väänänen, *Le fabliau de Cocagne*. In: *Neuphilol. Mitteilungen*, Bd. 49 (1947), S. 3—36. [Der dem 13. Jahrh. angehörende Text ist deswegen bemerkenswert, weil er die erste dichterische Bearbeitung des Motivs vom Schlaraffenland in der abendländischen Literatur darstellt. Das 188 Verse umfassende Gedicht schließt mit der Moral: *Qui bien est, qu'il ne se remueve!* — Das dem Vf. unklar gebliebene (*ne foire ne marchiez n'i*) *quialt* ist zweifellos *calet* in der apronominalen Verwendung und Bedeutung 'nötig sein', für die Melander, *Neuphilol. Mitt.* 21, 43, und Schultz-Gora, *Archiv* 145, S. 307 Beispiele gegeben haben. — G. Rohlf.]

J. Vendryes, *Sur le suffixe -is du français*. In: *Etudes romanes dédiées à Mario Roques*, Paris, 1946, p. 103—110. [Zeichnet den geschichtlichen Werdegang des Suffixes von seinem lateinischen Ausgangspunkt (*recepticius*, *facticus*) zu der Verallgemeinerung in der Verbindung mit

<sup>1</sup> Vgl. dazu von dem gleichen Verfasser in dem vorhergehenden Band der Zeitschrift (14<sup>e</sup> année, p. 23—40) den Aufsatz 'Les transpositions sensorielles chez Leconte de Lisle'.

Verbalstämmen im Französischen (*levis, coulis, taillis*), zur Entstehung einer abstrakten Funktion (*le roulis, le plantis*), zur kollektiven Geltung (*le ramassis*) und schließlich zur völligen Loslösung vom Verbalstamm (*le lattis, maquis*). In der Orthographie kommt es nicht selten zu Verwechslungen mit der Partizipialendung *-i*, wofür als Beispiel auch *François le Champi* zu erwähnen gewesen wäre. Die für afrz. *larris* 'steiniges Gelände' angenommene Verknüpfung mit dem germanischen Ortsnamenelement *lar* (Goslar, Wetzlar) ist nicht haltbar: als Etymon ist von Tilander \**latericium* (zu *latus*, *-eris*) erkannt worden (*Remarques sur le roman de Renart*, 1923, S. 159 ff.). — G. Rohlf's.]

Walther von Wartburg, Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Wortschatzes. Lieferung 34—38, S. 857—1640, Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1944—1946. [Nachdem im Jahre 1941 im 178. Bande des *Archiv* (S. 154) über die letzte durch den Verlag Teubner besorgte Lieferung 33 berichtet werden konnte, trat, durch die Kriegsumstände bedingt, zunächst eine Stockung in dem Weitererscheinen dieses für die gesamte Romanistik so außerordentlich wertvollen Werkes ein. Erst im Jahre 1944 konnte durch die Übernahme des Werkes in einen Basler Verlag die Zukunft des FEW. neu gesichert werden. Mit der Lieferung 33 war der erste Halbband des 2. Bandes zum Abschluß gekommen (nachdem schon vorher der 3. Band mit den Buchstaben D—F erschienen war). Die Lieferungen, die wir heute anzeigen, bilden den 2. Teil des 2. Bandes, der in seiner Gesamtheit den umfangreichen Buchstaben C (und Q) umfaßt (zusammen 1641 Seiten)<sup>1</sup>. Mit dem neuen Halbband hat der Vf. eine in den bisherigen Plan tief einschneidende Neuerung eingeführt: die germanischen, orientalischen und überseeischen Elemente werden an dem ihnen zustehenden alphabetischen Platz nicht mehr behandelt, da sie in ihrer jeweiligen Gesamtheit zu Sonderbänden zusammengefaßt werden sollen. So wird also das FEW. von nun an sich ganz auf die Bearbeitung des rein lateinischen Wortmaterials, der vorlateinischen Elemente und der romanischen Neuschöpfungen konzentrieren. Schon seit langem hat sich das Gewicht dieses Wörterbuches von der ursprünglichen etymologischen Zielsetzung immer mehr zu einem wahren lexikalischen Thesaurus verschoben, der den gesamten Wortschatz Frankreichs aller Jahrhunderte, aller Landschaften und aller Mundarten möglichst vollständig zu erfassen, zu ordnen, linguistisch zu analysieren bestrebt ist. Damit ist ein Werk verwirklicht, wie es m. W. in dieser Vollständigkeit, Reichweite und wissenschaftlichen Durcharbeitung noch für keine andre Sprache besteht. Es ist billig, in diesem Zusammenhang auch einiger junger deutscher Romanisten (R. Hallig, W. Hering †, Karl König †, A. Kuhn, H. Lausberg, E. Poppe, A. Tausch) zu gedenken, deren selbständige Mitarbeit ein flotteres Fortschreiten des Werkes ermöglicht hat. Unter den 'grandes entreprises' der romanistischen Wissenschaft hat sich das FEW. überall die höchste Achtung zu erringen gewußt. Gegenüber dem von Druckfehlern, Irrtümern und Mißverständnissen wimmelnden REW. verdient die ungeheure Akribie, mit der jede Einzelheit des FEW. gewissenhaft überlegt und nachgeprüft ist, ganz besondere Anerkennung. In den neuen Lieferungen haben einige Artikel großen Umfang angenommen: *colaphus* 13 S., *coopere* 10 S., *cornu* 14 S., *crassus* 10 S., *credere* 12 S., *culus* 19 S. An die umfassende

<sup>1</sup> Inzwischen hat das FEW. mit dem Erscheinen von Lieferung 39, 40 und 41 (1947—1948) einen weiteren beträchtlichen Fortschritt gemacht. Es ist nun bis zum Buchstaben L gelangt, so daß jetzt etwa die Hälfte des Werkes fertig vorliegt.

Darbietung des übersichtlich gegliederten Rohmaterials schließt sich jeweilig eine kulturgeschichtliche und semasiologische Zusammenfassung, die, weil sie gleichzeitig auch die Zusammenhänge mit der Gesamtromania mit großer Sachkenntnis überprüft, stets zu dem Fesselndsten gehört, was das FEW. seinen Benutzern bietet: man vergleiche z. B. die Artikel *cor*, *cornu*, *craticula*, *credere*, *crux*, *quietus*, *cuneus*. Die Erfassung des gesamten gallo-romanischen Wortschatzes ermöglicht Feinheiten der etymologischen Analyse, wie sie bisher nicht möglich waren, z. B. in der Scheidung der semantisch sich eng berührenden Wörter (altfrz. und mundartlich) *corée* (zu *cōri* und *cuirice*, neufrz. *curée* (zu *corium*). Nur selten möchte der Rezensent gegenüber den sorgfältigen Überlegungen des Verfassers eine andere Meinung vertreten. Das auffällige *n* in *connétable* (*comes stabuli*) ist wohl nicht in einer Dissimilation des *m* gegenüber dem folgenden *b* zu sehen (S. 941), sondern in dem zu erwartenden altfrz. *conte-estable* ist *t* durch Dissimilation ausgefallen. — Sollte der auffällige Vokalismus von franz. *couleuvre*, span. *culebra*, siz. *culòvra*, der *ö* voraussetzt (S. 927), nicht einfach durch eine Metathese *cōlūbra* > \**cūlōbra* bedingt sein? — Nicht akzeptierbar erscheint mir die Zurückführung von *coutume* und *costume* auf *consuetudinem*. Die Annahme einer aus Assimilation und Dissimilation gewonnenen Zwischenstufe *-umne* wird mindestens durch das Italienische (*costume*) entschieden widerlegt. Es ist vielmehr von \**consuetumine* auszugehen mit einem Suffixwechsel, wie er in der Gruppe *-udine*, *-umine*, *-ugine* sehr häufig zu beobachten ist, vgl. das dial. ital. *testuggine* 'Schildkröte' (\**testuggine* statt *testudine*), prov. *iruge* 'Blutegel' (\**hirugine* statt *hirudine*), ven. *incugine* 'Amboß' (\**incugine* statt *incudine*): auch hier ist nicht daran zu denken, die auffällige Lautform phonetisch zu erklären. — Für das dem franz. *corvée* zugrunde liegende *corrogata* bietet jetzt die Ausgabe der Werke des Caesarius von Arles durch G. Morin einen Beleg bereits aus dem 6. Jahrhundert (S. 272). Nicht einleuchtend ist die neue für altfranz. *graal* 'Gral' gegebene Erklärung aus *cratalis* (zu *cratis* 'Flechtwerk') geflochtenes Gefäß, da für eine solche sachliche Grundlage kein Anhaltspunkt gegeben ist. Es sprechen auch sprachliche Bedenken dagegen, da altprov. *grazal*, heute im Ariège *grazal* 'jatte', Aveyron *grasal* 'plat profond à pied' (!) eher auf *gradalis* weisen, so daß diese von Vising befürwortete Grundlage wohl den Vorzug verdient, wobei man an ein Tafelservice zu denken hat, das ursprünglich aus mehreren Stufen bestand. — G. Rohlf.]

W. v. Wartburg, *Evolution et structure de la langue française*. Bern, A. Francke, 1926. 321 S. [Durchgesehene und mit Ergänzungen vermehrte Neuauflage des inhaltsreichen und anregenden Buches, das erstmalig 1934 im Verlag Teubner erschienen ist. Im Hinblick auf unsere einstige sehr lobende Anzeige (s. Archiv Bd. 165, S. 156) bedarf dieses Buch keiner weiteren Empfehlung. — G. R.]

Walther von Wartburg et Paul Zumthor, *Précis de syntaxe du français contemporain*. Berne, A. Francke, 1947. 356 S. [Gegenüber den vielen Darstellungen der französischen Syntax, die für den Benutzer meist nicht das Gewünschte bringen oder mit allerhand Mängeln behaftet sind, indem sie entweder zu elementar oder zu überladen oder terminologisch zu unklar sind, zeichnet sich das neue Buch durch Klarheit und praktische Vernunft aus. Es stellt den heutigen Sprachgebrauch in das Zentrum der Betrachtung, nicht ohne auch den Tendenzen des 'langage populaire' nachzugehen, soweit man es an einer solchen Stelle erwarten darf. Es gibt keine historischen und psychologischen Erklärungen, sondern ist rein deskriptiv angelegt. Demjenigen, der Auskunft sucht über das Richtige und



Falsche, über das Zulässige und Übliche, will es ein zuverlässiger Berater sein. Reichtum des Inhalts, übersichtliche Anordnung, prägnante Umschreibung des Gebrauchs und gut proportionierte Abstufung des Wichtigen und weniger Wichtigen sind die besonderen Vorzüge des neuen Buches. Ein Meisterstück sachlich knapper, alles Wesentliche gut herausarbeitender Darstellung sind die Ausführungen über den Tempusgebrauch, über die Negation, über die Anwendung des subjonctif, sowie das inhaltreiche Kapitel über die Wortstellung. Gelegentlich könnte eine Regel weniger apodiktisch gefaßt werden, z. B. § 1035: '*dans se substitue à à et à en devant les noms de lieux lorsque la présence d'un adjectif ou d'un déterminatif exige qu'ils soient précédés de l'article*', wenn man bedenkt, daß im heutigen Sprachgebrauch in *Amérique du Nord*, in *Afrique équatoriale* ganz geläufig ist. Ein sehr ausführlicher Index (S. 345—356) gestattet, schnell das aufzufinden, was man sucht. — G. Rohlf's.]

B. H. Wind, De quelques curiosités syntaxiques propres au français belge. In *Neophilologus*, vol. 31, p. 161—165. [Lenkt das Interesse auf den Einfluß des Niederländischen in der 'inneren Sprachform' des Brüsseler Französisch, z. B. *c'est une tête si dure que la pierre, qu'est-ce que c'est pour une station?*, *le peintre sa fille, jusque Paris, si ma mère me verrait, douze heures, le quart après, le quart pour 'Viertel vor', un propre col, le sale linge, je l'ai parlé, on peut la fier, cet homme n'est pas à fier*. — Es darf hier darauf hingewiesen werden, daß Huberta Frets solche germanischen Einflüsse auch in der Syntax der französischen Dichtungen von Verhaeren nachgewiesen hat (*L'élément germanique dans l'œuvre de Verhaeren*, Paris 1935). Das hier angeschnittene Problem verdiente es, auf einer breiten Basis ausführlicher behandelt zu werden, wobei auch das historische Alter der einzelnen Erscheinungen berücksichtigt werden sollte. — Zu dem obengenannten 2. Beispiel vgl. das bei Henri Bordeaux (*Le Barrage* 78) im Munde einer savoyardischen Bäuerin begegnende *qui est-ce donc pour un homme?*, das wohl auch germanischen Einflüssen (aus der Schweiz) seine Entstehung verdankt. — G. Rohlf's.]

## Iberoromanisch

*Revista de filología española*. Tomo 29 (1945). [Der Band ist anlässlich des 500. Geburtstages von Antonio de Nebrija dem Andenken des großen spanischen Humanisten und Philologen gewidmet. Er enthält in der Hauptsache Aufsätze, die sich mit Nebrija beschäftigen: A. Calderón y Tejero, *La casa natal de Antonio de Nebrija*. — M. García Blanco, *La casa de Nebrija en Salamanca*. — Ign. S. J. Errandonea, *¿ Erasmo o Nebrija?* — B. Sánchez Alonso, *Nebrija historiador*. — Ant. Marín Ocete, *Nebrija y Pedro Mártir de Anglería*. — Ant. de la Torre, *La casa de Nebrija en Alcalá de Henares*. — José M. a Madurell, *Algunas ediciones de Nebrija en Barcelona*. — Ant. Griera, *Transfusión lexical en los vocabularios de Nebrija*. — Bibliografía. — Crónica. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas.]

*Revista de filología española*. Tomo 30 (1946), cuad. 10—20. [C. Clavería, *La Gramática española de Rasmus Rask*. — G. Valli, *Ludovico Ariosto y Ginés Pérez de Hita*. — A. Lubac, *'Los toros' dans la littérature française*. — G. Gili Gaya, *Nosotros, vosotros*. — E. Juliá Martínez, *'El amor constante' de G. de Castro*. — Notas bibliográficas. — Análisis de revistas. — Bibliografía. — Necrologías.]

A. Mado Alonso y Raimundo Lida, *Geografía fonética: l y r implosivas en español*. In: *Rev. de Fil. Hisp.* Tomo VII, p. 313—345. [Diese

sehr eingehende Untersuchung, die die Verhältnisse in Amerika weitgehend mit berücksichtigt, behandelt verschiedene Phänomene, wie den Wandel von  $l > r$  (*calne*), von  $r > i$  (*poique*), die Assimilation von  $r$  und  $l$  (*vedde, fudda* in den Antillen, andal. *pedille*), den Verlust von  $-r$  und  $-l$ , (Ecuador *comé, coló, Manué, Migué*), den Wandel von vorkonsonantischem  $r > s$  (andal. *casne*, neumex. *pesla*). Für die Sprache der altspanischen Romanzen ist aufschlußreich der vokalische Auslaut in leon. *sale, mirare, zagale*. — G. Rohlfs.]

Paul Bénichou, Observaciones sobre el judeo-español de Marruecos. In: Rev. de Filol. Hispán., Tomo VII (1945), p. 209—258. [Auf seiner den 'Romances judeo-españoles de Marruecos' gewidmeten Abhandlung (RFH VI) läßt der Vf. eine sorgfältig durchgeführte Studie über die lautlichen und morphologischen Verhältnisse im Judenspanischen von Marokko folgen. Es wird gezeigt, wie das Judenspanische unter dem Einfluß der modernen spanischen Schriftsprache reagiert, sich diesem teils anpaßt, teils die archaische Entwicklungsphase bewahrt. Wertvoll sind auch die Ergebnisse einer lautlichen Analyse der arabischen Elemente im Kontakt mit der arabischen Landessprache. Typisch für das Judenspanische von Marokko ist einfaches  $r$  im Wortanlaut, der Verlust von  $y$  ( $< u$ ) in Berührung mit einem  $i$  z. B. *anio, gaina*, die Erhaltung des stimmhaften Lautes in Wörtern wie *preso* und *gozar*. Aus der Verbalflexion sei genannt der Ausgang der 1. Person im Pretérito fuerte (*hizi, hubi*), die Form *quizi* für *quise*, die Verallgemeinerung von *-emos* (statt *-imos*), z. B. *sintemos, durmemos, kendo* statt *haziendo* usw. — G. Rohlfs.]

Giuliano Bonfante, El nombre de Cataluña. In: Rev. de fil. hisp. vol. 6 (1944) S. 382 ff., vol 7, S. 389 ff. [Der Name der spanischen Landschaft hat neuerdings mehrfach die Etymologen beschäftigt. Nach der 1943 von Aebischer in der Festschrift für Fabra, S. 1—26 gegebenen Erklärung, die von dem Namen des Berges *Cada* (*Mons Catanus*) ausgeht, glaubt der italienische Romanist, daß der Name der gallischen Völkerschaft der *Catalauni* in dem spanischen Landschaftsnamen sich erhalten hat. Die *Catalauni* gehörten zur Gruppe der belgischen Stämme; und Belgier waren es, die in Katalonien sich niederliessen. Bis hierher ist alles in Ordnung. Und auch der zwischen *Catalauni* und *Catalani* bestehende Unterschied wird von Bonfante mit dem Hinweis auf eine Analogie nach *Hispani, Aquitani* als unwesentlich erwiesen. Eine absolute Bestätigung für die Richtigkeit der von B. gegebenen Deutung werden wir erst dann haben, wenn es gelingt nachzuweisen, daß der Volksstamm der *Catalauni* tatsächlich im heutigen Katalonien eine Rolle gespielt hat. — Fast noch bedeutungsvoller als diese Etymologie erscheint der von Bonfante gegebene Hinweis auf den Namen der *Castellanoi*, einer von Ptolemäus genannten im nördlichsten Spanien am Fuße der Pyrenäen wohnenden Völkerschaft. Bonfante möchte diesen Namen mit den *Catalauni* identifizieren. Aber könnte es sich nicht doch um eine andere eingesessene Völkerschaft handeln, deren Name Ptolemäus nur ungenau bekannt war und den er mit römischen *castella* in Beziehung brachte? Doch dafür fehlt einstweilen jede stützende historische Unterlage aus älterer oder jüngerer Zeit. — G. Rohlfs.]

Joaquín Casaldueiro, Fuenteovejuna. In: Revista de Filología Hispánica, Tomo 5 (1943), p. 21—44 [Gegenüber der von Menéndez y Pelayo gegebenen Beurteilung, die aus dem Geiste des 19. Jahrh. dieses Lopeche Meisterdrama zu ausschließlich vom politischen Gesichtspunkt als 'obra democrática' betrachtet, versucht der Vf. eine Würdigung des Stückes von den künstlerischen Werten aus, indem er 'la fuerza dramática de la obra, su forma y su belleza' betont. — G. R.]

Juan Corominas, *Indianorománica, Estudios de lexicología hispano-americana*. In: *Rev. de fel. hisp.*, tomo VI (1944), p. 2—35, 139—175, 209—250 [Während bisher die sprachlichen Berührungen zwischen dem amerikanischen Spanisch und Andalusien im Zentrum der sprachwissenschaftlichen Diskussion gestanden sind, wird in dieser wertvollen Aufsatzreihe nachdrücklich der Beweis dafür erbracht, daß ein großer Teil des für die spanischen Länder Amerikas charakteristischen Sprachgutes in den westlichen Teilen der iberischen Halbinsel beheimatet ist (León, Extremadura, Galizien). Wörter, deren Herkunft bisher nicht geklärt war und die man zum Teil auf die alten Indianersprachen hat zurückführen wollen, werden nunmehr im spanischen Heimatlande lokalisiert: arg. *garúa* 'llovizna' (canar. *garuja*), urug. *chantar* 'dar golpes' (gal. *chantar* 'plantar'), arg. *cuzco* 'perro' (leon. *cusco*), arg. *trizar* 'rajar' (leon. *trizar*) usw. Höchst bemerkenswert sind auch die Parallelen, die Corominas für grammatische, phraseologische und lautliche Erscheinungen beibringt, z. B. *despacio* 'leise' (astur.), *el día lunes* (leon.), *estuvo donde mí*, mex. *caíba* < *caiba* (salm., ast.), mex. *fierro* (ast.), arg. *unco* 'junco' (vgl. leon. *uñir* < *jungere*). Was hier nur mit wenigen Beispielen angedeutet werden kann, belegt Coromina mit reichen Materialien aus allen Teilen der hispano-amerikanischen Welt. Es zeigt sich dabei, daß die regionale Verschiedenheit dort bereits viel größer ist, als man gemeinhin annimmt. Ein ibero-amerikanischer Sprachatlas würde manche bisher unbekannte Zusammenhänge in besseres Licht rücken. Dürfen wir hoffen, daß die rührigen amerikanischen Hispanisten einem solchen Unternehmen ihr Interesse schenken werden? — G. Rohlf.]

V. García de Diego, *Manual de Dialectología española*, Madrid, 1946. 324 S. [Die bisherigen Ergebnisse der span. Dialektforschung zusammenzufassen und darzustellen, ist eine umfangreiche Aufgabe. Das Ergebnis ist dieses Handbuch, in dem, nach kurzen methodischen sprachgeographischen Erörterungen, die einzelnen span. Mundarten und, als eine besondere Gruppe, die pyrenäischen Dialekte behandelt werden. In diesem Zusammenhang wird auch ein besonderes Kapitel dem Baskischen hinsichtlich seiner Bedeutung für die span. Dialektologie gewidmet. Die Ausführungen über galicische Laut- und Formenlehre umfassen fast 100 Seiten und stellen eine neue, erweiterte Ausgabe der galicischen Grammatik des Vf. von 1909 dar. Anderen Dialekten wird nur geringer Platz eingeräumt. Dieser Gegensatz erklärt sich einerseits aus dem Vorzug, den Vf. den nordwestl. Mundarten, seinem Hauptarbeitsgebiet, gibt — das Katalanische wird bewußt unter Hinweis auf die umfangreiche Literatur nur gestreift — und aus der Tatsache, daß es bei manchen Dialekten, z. B. in erster Linie dem Andalusischen u. dem Mozarabischen, an den notwendigen Vorarbeiten fehlt, wie auch die einzelnen Bibliographien, welche den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind, zeigen. So gehen von diesem Handbuch viele wesentliche Anregungen zu neuen Arbeiten aus, von denen ich nicht weniger als 30 gezählt habe. Darum ist abschließend diesem nützlichen Handbuch in den nächsten Jahren eine 2. Auflage zu wünschen, in der durch neues Material das allgemeine Bild erweitert und zu einem Handbuch der hispanischen Dialektologie vervollständigt und seine Benutzung dann durch lat. u. romanische Wörterverzeichnisse erleichtert wird. — H. Janner.]

Samuel Gili Gaya, *Tesoro Lexicográfico 1492—1726*, T. I fasc. I, letra A. Madrid, Cons. Sup. Inv. Cient., 1947. 282 S. [Abgesehen vom *Diccionario de Autoridades* standen bisher für sprachwissenschaftliche und stilistische Untersuchungen über das Spanische des 16.—17. Jahrh. in erster Linie die Ausgaben von Nebrijas *Vocabulario de Romance en Latin*, die



Werke von Covarrubias, Herrera, Sánchez de las Brozas, Aldrete, Correas, usw. und auch Fontecha's Glossar zu den *Clásicos Castellanos* zur Verfügung. Daneben gibt es aber noch aus jener Zeit eine wahre Fülle von lexikographischen und etymologischen Werken und Fachwörterbücher, welche nur in seltenen Exemplaren oder als Manuskripte zugänglich sind. Darum wurde es mit Recht vor mehr als 25 Jahren in dem damaligen *Centro de Estudios Históricos* als eine dringliche Notwendigkeit angesehen, die schlummernden wortkundlichen Schätze des span. Blütezeitalters zu heben. Jetzt liegt nach langer, mühevoller Gemeinschaftsarbeit die erste Frucht dieses von Ramón Menéndez Pidal geleiteten Unternehmens vor, das nun von einem seiner berufensten Mitarbeiter veröffentlicht wird. Dieses erste Heft umfaßt allein den Buchstaben A. Es verdient wegen seiner tadellosen Drucklegung und übersichtlichen, durchdachten Planung lebhaftesten Beifall, zugleich auch Ermunterung zur baldigsten Fortsetzung. Zu dem ganzen Werk lieferten 93 gedruckte und unveröffentlichte ein- und mehrsprachige Wörterbücher aus spanischen und ausländischen Bibliotheken 55.000 Vokabeln, von denen jedes einzelne in einem historisch geordneten Artikel behandelt wird. Auf diese Weise treten erster Beleg (cfr. bei Lehnwörtern *arlequin* 1611, *aguacate* 1700, *ambage* 1720) oder letzter (cfr. *avo* 1627) in der Zeitspanne zwischen Nebrija (1492) und dem *Diccionario de Autoridades* (1726) in den Vordergrund und überflüssige Wiederholungen scheiden aus. Orts- und Eigennamen wurden nicht mit einbezogen, von Redensarten nur solche, welche von lexikologischem Belang sind. Der Vf. bekundet seine Ansicht durch die treffsichere Auswahl der Belege. Außerdem verdanken wir ihm eine knappe, aber aufschlußreiche Einleitung, in welcher er die Zielsetzung und Einrichtung der herangezogenen Wörterbücher im Rahmen der modernen Sprachgeschichte würdigt. — H. Janner.]

Versiones Castellanas del «Sendebär», ed. A. González Palencia Madrid-Granada 1946. (Cons. Sup. Inv. Cient.) 318 S. [Bereits im 12. Jahrh. wurde in lateinischer und französischer Fassung (Dolopathos) die Rahmenerzählung von den sieben weisen Meistern bekannt. Die orientalische Variante davon ist in der Hauptsache in span. Übersetzungen aus dem 13. Jahrh. überliefert — das arabische Original ist verloren — und war bis jetzt in vergriffenen Ausgaben oder in Manuskripten nur schwer zugänglich. Darum ist die vorliegende Sammlung der spanischen Fassungen zu dem Sindaba-Thema lebhaft zu begrüßen. Der Band enthält: *Libro de los engannos e los usayamientos de los mugeres*, *Scala Coeli* von Diego die Canizares, *Historia de los Siete Sabios de Roma* u. *Historia lastimera del Príncipe Erasto*. Der Wert dieses tadellosen Bandes wird noch dadurch erhöht, daß er in der Einleitung bibliographische Übersichtstabellen bringt, welche sowohl den Entwicklungsweg dieser Erzählungen wie auch den Stand ihrer Erforschung im 19. u. 20. Jahrh. beleuchten. Außerdem wird der kritisch herausgegebene Text dieser Versionen wohl auch für die historische Lexikologie nicht unbedeutend sein. Nur ein Beispiel: S. 78 steht: *puerco montés*, eine Wiedergabe des arab. *ḡabalī*, das bezeugt, daß *jabalī* noch nicht allgemein gebräuchlich war, wie auch das unveröffentlichte Madrider *Corpus Glossarum* zum altspan. Wortschatz bestätigt (erste Belege bei D. Juan Manuel, Juan Ruiz u. *Libro de la Montería*). — H. Janner.]

Yakov Malkiel, The derivation of hispanic *fealdad*(e), *fieldad*(e) and *frialdad*(e). Aus: University of California, Publications in Linguistics, vol. I, 1945, p. 189—213. [Sieht den Anstoß zu den Bildungen darin, daß ein altes neben *fieldad*, *fialdad* < *fidelitate* bestehendes *fealdad* zu *feo* gehörig bezogen und danach nun auch zu *frio* ein

friedlichkeit geschaffen wurde. Der Vf. unterschätzt die semantischen Werte und übersieht, daß ein unorganisches *l* oder *al* auch in *fortaleza*, altspan. *escureldat* erscheint und eine analogische Bildung nach *crueldad*, *beldad* viel näher liegt. Es ist zu bedenken, daß *feo* und *frio* den stamm- auslautenden Konsonanten verloren haben und daß diese phonetische Schwäche leicht zur Entleihung eines konsonantischen Stützlautes, der das Suffix tragbarer machte, führen konnte — ganz ähnlich, wie im Französischen *eautette* 'petite eau' (Kindersprache), *bœutier* 'tueur de bœuf' (Frang. Mo. 7, 145) gebildet worden ist. — G. Rohlfis.]

Antonio de Nebrija, Gramática Castellana. Edición crítica de P. Galindo Romeo y L. Ortiz Muñoz. Madrid 1946, 2 Bde. 304 u. 151 S. [Es handelt sich nicht um 'noch eine' Ausgabe der *Gramática Castellana* von Nebrija im Anschluß an die von Walberg (1909) und González Llubera (1926), sondern es liegt hiermit der erste Teil eines umfassenden Versuches vor, Nebrija auf Grund seiner lateinischen und spanischen Schriften eine endgültige Würdigung zuteil werden zu lassen, die ihm als Grammatiker, Humanisten, Philologen, Pädagogen und nicht zuletzt als Patrioten gebührt. Zweifellos ist seine *Gr. C.* dazu Ausgangspunkt und Schlüssel zugleich. Denn sie ist als erste volkssprachliche Grammatik innerhalb der Romania von grundlegender Bedeutung und von weitester Wirkung in den beiden folgenden Jahrhunderten gewesen, wenn sie auch nicht selten bekämpft (J. Valdés) oder von Nachahmern stillschweigend übergangen wurde. Ferner birgt sie Probleme, die die Hispanistik noch heute beschäftigen, wie z. B. der Wandel *s* > *j*. (*jabón*) (cfr. R. Menéndez-Pidal, *Gram. Hist.* § 37/2b). Ebenso lassen sich in ihr auch vielfältige Einflüsse erkennen, welche lateinische Vorbilder (Prisciano, Donato, Diomedes) und die mittelalterliche sowie zeitgenössische Literatur auf Nebrija ausübten. — Der 1. Band dieser kritischen Ausgabe, die nachträglich zum 500. Geburtstag (1444) von Nebrija erschien, enthält die Transkription der *Gr. C.* auf Grund einiger sehr seltenen Exemplare des Wiegendruckes sowie Textverbesserungen, wie sie sich aus dem kritischen Vergleich der Ausgaben und den Anregungen aus den übrigen Schriften von Nebrija ergeben. An die *Gramática* schließen sich zwei lose Blätter, an, das eine wichtig für die Orthographie und zu den *Introductiones Latinae* gehörig, das andere eine unveröffentlichte handschriftliche Abhandlung zu der *Repetitio Quinta*. Die folgenden kritischen Anmerkungen, Wörterverzeichnisse und Bibliographien legen Zeugnis von der wissenschaftlichen Gründlichkeit ab, mit der diese große Aufgabe in Angriff genommen worden ist. Der 2. Band enthält eine facsimile-Ausgabe der *Gramática* unter Verwendung der jeweils besten Version der 3 Wiegendrucke der Bibl. Nacional Madrid, Bibl. Colombiana und der Universidad Complutense. — H. Janner.]

Poema de Fernán González. Edición, prólogo y notas de Alonso Zamora Vicente. Clás. Cast. 128. Madrid 1946. 234 S. [Die bisherigen Ausgaben dieses Epos waren entweder fehlerhaft (Gallardo und Janer, *BAE* LVII), schwer erreichbar (Marden, 1904) oder für weiteste Leserkreise bestimmt (Luciano Serrano, Madrid 1943, zur Jahrtausendfeier Kastiliens). Die neue, hauptsächlich auf Marden beruhende kritische Bearbeitung stellt einen wesentlichen Fortschritt dar, da sie nicht nur die inzwischen erschienene wissenschaftliche Literatur berücksichtigt, sondern auch eine Fülle von etymologischen Anmerkungen und textkritische Verbesserungen bringt, die z. T. auf Anregungen von Ramón Menéndez Pidal zurückgehen (cfr. *ASNSL* 1905, 243—256). Auch die literarhistorische Einleitung beleuchtet bis jetzt wenig beachtete Merkmale dieses Epos, das zwar zweifellos zur geistlichen Dichtung gehört, aber auch volkstümliche,

humoristische und psychologisch feine Stellen (z. B. die Charakterisierung des ersten Grafen von Kastilien, *mesura, hieratismo*, S. XXIII) enthält. Vf. bezieht in seine Betrachtung ebenfalls die Quellen dieser von einem ungenannten Mönch von Arlanza verfaßten, um 1250 entstandenen Dichtungen ein, vor allem das Vorbild des *Chronicon Mundi* des Lucas von Tuy. Außerdem führt Z. in Fußnoten zu den einzelnen Verskapiteln die entsprechenden Prosastellen der *Primera Crónica General* an, um Vergleiche zu ermöglichen und Zusammenhänge zwischen unvollständigen Gesängen herzustellen. Obwohl scheinbar nur Anmerkungen, dürften diese Gegenüberstellungen ein glücklicher Versuch sein, die noch sehr im argen liegende stilistische Erforschung der spanischen Chroniken im besonderen und die Erhellung der literarischen Beziehungen zwischen ihnen und der spanischen Heldenepik überhaupt anzuregen. — H. Janner.]

## Italienisch

Deutsches Dante-Jahrbuch, Band 26. Weimar, Hermann Böhlhaus Nachf., 1947. [Vorwort des Herausgebers. — W. Goetz, zwei Nachrufe. — F. Koenen, Beatrice in der Divina Commedia. — August Vezin, Dantes und Cinos poetische Korrespondenz. — H. Ostlender, Dantes Kaiser und sein Veltro. — E. Staedler, Die politische Zweckdichtung des Niccolò da Ussano von 1426 in ihrem Verhältnis zu den Florenzstellen in Dantes Divina Commedia. — Joh. Kühn, Dantes Geschichtsphilosophie. — G. Ledig, Das Tragische in Dantes Inferno. — G. Ledig, Dante als Platoniker. — K. Streckfuss, A. F. Karl Streckfussens früheste Verdeutschung italienischer Dichterwerke. — W. Goetz, Deutsche Dante-Verleger. — Fr. Rauhut, Zwei Sonette von Michelangelo zu Dantes Preis. — Fr. Schneider, Literaturbericht.]

Eugène Anagnine, Giacomo Léopardi et J. J. Rousseau. In: *Annales de la Société Jean-Jaques Rousseau*, tome 28 (1939—1940), p. 53—79. [In Leopardis Denken hat Rousseau eine große Rolle gespielt. 'On sent que c'est un des rares penseurs, avec qui Leopardi a le plus de traits d'affinités, dont la pensée le trouble, le préoccupe, dont l'attitude en face de la vie, de la nature se rapproche le plus de la sienne'.]

Giov. Alessio, I nomi collettivi sardi in -ai. In: *Rendic. dell' Istituto Lombardo, Classe di Lettere*, vol. 74, p. 726—750. [Ausgehend von dem sardischen Ortsnamen *Iscurdi*, den der Vf. mit bask. *ezkurdi* 'Eichenwald' identifiziert, dessen altmediterrän-praelateinische Grundlage auch in lat. *aesculus* 'Art Eiche' stecken soll, rekonstruiert der Vf. aus dem heutigen bask. -di (das den Wert von lat. -etum, franz. -aie hat) eine altsardische Nebenform -adi, aus der durch Fall des d in jüngerer Zeit -ai hervorgegangen sein soll. Schon M. L. Wagner hat in einem ausführlichen kritischen Referat (*Vox Rom.*, vol. VII, S. 306—323) gezeigt, daß die Darlegungen Alessios mit Beweismitteln arbeiten, denen eine ernste wissenschaftliche Grundlage abgeht. Es ist ein 'bloßes Rätselraten', dessen Diletantismus nur allzu häufig kraß in Erscheinung tritt. Alessios Theorie, von einem Meister des Sardischen als haltlos erwiesen, bedarf daher keiner weiteren Widerlegung. — Es soll hier nur zu einem Gedanken Alessios Stellung genommen werden. Als ziemlich sicher darf gelten, daß in den sardischen Ortsnamen auf -ai (*Urai, Orgai, Palai, Gonnai, Garofai*) ein Kollektivsuffix zu sehen ist (so Terracini, Bertoldi). Terracini hat nun auf den Anklang dieser Namen an afrikanische Ortsnamen (*Auzai, Zarai*) und vor allem Personennamen (*Gutrai, Fazai, Gurai, Sabbatrai*) hingewiesen. Gegen eine solche Zusammenstellung wendet Al. ein, daß die



Kollektivfunktion mit den afrikanischen Personennamen nicht vereinbar sei (S. 733). — Dazu sei bemerkt, daß es auch in den romanischen Sprachen Suffixe gibt, die ebenso kollektiv sind, wie sie auch Personenbezeichnungen bilden können, vgl. ital. *orticaio*, *ginestraio*, *spinaio* neben *fornaio*, *capraio*, *pecoraio*, franz. *grenier*, *hullier* neben *chevrier*, *portier*, im griechischen Kalabrien die Ortsnamen *Daffinà* 'Lorbeerhain', *Caridà* 'Nußpflanzung', *Cannavà* 'Hanffeld' neben den aus Berufsbezeichnungen gewonnenen Familiennamen *Zuccalà* 'Topfhändler', *Piterà* 'Kleiehändler', *Laganà* 'Gemüsehändler', beide das griechische Individualsuffix *-ās* (< *-ēas*) fortsetzend. Die von Wagner ausgesprochene Idee, daß nicht alle die ungeheuer zahlreichen Ortsnamen auf *-ai* in Sardinien (ein Phänomen der sardischen 'Ortsnamensphinx') das Kollektivsuffix enthalten müssen, gewinnt durch solche Parallelen mehr Wahrscheinlichkeit. — G. Rohlf's.]

Amerindi Camilli, Pronuncia e grafia dell' italiano. Seconda edizione riveduta. Firenze, G. C. Sansoni, 1947. 125 S. [Das hier bereits in seiner Erstausgabe (1941) angezeigte Bändchen (s. Archiv Bd. 180, S. 139) ist durch verschiedene Nachträge, insbesondere die 'preposizioni articolate' betreffend, durch orthographische und interpunktionelle Regeln, sowie durch wertvolle für den Ausländer bestimmte Ratschläge bereichert worden. Für den Unterricht des Italienischen ist es ein unentbehrlicher und zuverlässiger Ratgeber. — G. R.]

A. Castellani, Il 'Vocabolario Sanese' del Fondo Biscioniano della Biblioteca Nazionale di Firenze. In: *Lingua Nostra*, vol. VIII, S. 65—78. [Die Veröffentlichung dieses aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jh. stammenden handschriftlichen Wörterbuchs bedeutet eine wertvolle Vermehrung unserer Kenntnisse des Regionaltoskanischen. Vieles, was hier verzeichnet ist, lebt noch heute, wie der Herausgeber nachweist, in der städtischen oder ländlichen Mundart von Siena fort. — G. R.]

Siegfried Heinemann, Wort- und Bedeutungsentlehnung durch die italienische Tagespresse im ersten Weltkrieg (Rom. Helvet., vol. 25). Zürich, Eugen Rentsch (Paris, E. Droz), 1946. 176 S. [Die Bedeutung dieser auf umfangreicher, gewissenhafter Dokumentation aufbauenden Arbeit besteht darin, daß sie höchst aufschlußreiche Einblicke gibt in die durch Neologismen bereicherte moderne italienische Umgangssprache. Sie zeigt die hohe Bedeutung, die der Zeitung als Vermittler neuen Wortgutes und neuer semasiologischer Funktionen zukommt. Sie gibt insbesondere ein eindringliches Beispiel für die Kanäle, auf denen in jüngster Vergangenheit fremdes Wortmaterial in das Italienische importiert worden ist. 'Am stärksten ist der sprachliche Einfluß bei der schwer zu definierenden durchschnittlich gebildeten Mittelschicht, für welche die Zeitung den Hauptlesestoff darstellt. Geringer, aber keineswegs unbedeutend, ist er bei den Gebildeten.' Besonders interessant ist das Kapitel, in dem gezeigt wird, wie das entlehnte Wort dem neuen Sprachsystem angeglichen wird in der Orthographie (*bolsecevicco*, *puccismo*, *asquittiano*), in der morphologischen Struktur (*orfelini*, *chellerina* 'Kellnerin', *i Sovieti*), im Genus (*la Home Fleet* nach *la flotta*, *un Taube* sc. *aeroplano*, *la landsturm* nach *la landwehr*), in der Übersetzung (*Medioeuropa*, *autodecisione*). Wie vom Fremdwort her durch Analogie spontan neue Sprachtypen sich durchsetzen, wird an guten Beispielen S. 156 ff. gezeigt, z. B. *anticarro* > *faro antinebbia*, *ligne Maginot* > *linea Sigfrido*, *les nouveaux riches* > *i nuovi ricchi*, *Versaglia* > *Vestfaglia* usw. — G. Rohlf's.]

Bruno Migliorini, Pronunzia fiorentina o pronunzia romana. Firenze, G. C. Sansoni, 1945. 145 S. [Gibt in der Form einer geistreichen

mit Humor und Satire geladenen Unterhaltung, die sechs aus verschiedenen Landschaften stammende Italiener miteinander führen, praktische und wissenschaftlich fundierte Regeln für alle jene sprachlichen Streitfragen und Dilemmas, die die 'gute' italienische Aussprache betreffen. Gegenüber der von Bertoni-Ugolini ('Prontuario') vertretenen 'pronunzia romana' wird hier mit guten Gründen, ohne in einen fanatischen 'campanilismo' zu verfallen, die sprachliche Suprematie von Florenz verteidigt. Was in der Unterhaltung belehrend geboten wird, betrifft Dinge, die für jeden Lehrer des Italienischen von wesentlicher Bedeutung sind, zumal sie in der üblichen Grammatik kaum ernstlich berührt werden. In einer 'Appendice' werden systematisch die Unterschiede zusammengestellt, die zwischen Rom und Florenz in der Aussprache des *e*, *o* und *z* bestehen, und sprachwissenschaftlich beleuchtet. — G. Rohlf.s.]

Bruno Migliorini, *Storia della lingua italiana*. In: A. Momigliano, *Problemi ed orientamenti critici di lingua e di letteratura italiana*, vol. II. 48 S. [Bespricht in gedrängter Kürze wichtige Teilfragen aus der Geschichte der italienischen Sprache von vielseitigstem Gesichtspunkt. Es ist das erste Gerippe zu einem größeren Werk, das zu schreiben niemand berufener ist als der Verfasser. — G. R.]

Euclide Milano, *I patronimici*. In: *Lingua Nostra*, vol. VIII (1947), p. 113—117. [Gibt Beispiele für die Mannigfaltigkeit der von Ortsnamen abgeleiteten Adjektiva (in der Regel 'aggettivi gentilizi' genannt). Die geographische Abgrenzung der durch die verschiedenen Suffixe bedingten Typen ist dadurch nicht leicht gemacht, daß zu einem Ortsnamen oft mehrere Bildungen existieren, z. B. zu Sciacca (Sizilien) *sciaccitano*, *sciaccano*, *schiacchino*, *sciachense*. Interessante Beispiele werden auch für die latinisierenden Bildungen gegeben, z. B. *teatino* (Chieti), *eugubino* (Gubbio), *giustinopolitano* (Capodistria), *scledense* (Schio), *tergestino* (Trieste). Gibt die Anregung zu einer systematischen und möglichst vollständigen Sammlung dieser Bildungen. In einem 'Postscriptum' berichtet Migliorini, daß geplant sei, durch Doktordissertationen die erwünschte Sammelarbeit für das gesamte italienische Sprachgebiet zu organisieren. Man wird sich dabei nicht darauf beschränken dürfen, die jeweilig gültige Form zu sammeln oder die verschiedenen Bildungen festzustellen, sondern es wird notwendig sein, darauf zu achten, in welcher Zone bzw. in welchen Ortschaften die einzelnen Bildungen üblich sind. Um einige Beispiele aus eigener Sammelarbeit zu geben: einen Einwohner von Siderno (Südkalabrien) nennt man in Caulonia *Sidernötu*, in Gerace aber *Sidernaru*; einen Einwohner von Carlopoli (Prov. Catanzaro) in Catanzaro *Garropulitanu*, in Gagliano *Garropulise*; die Einwohner von Nardò (Terra d'Otranto) in dieser Stadt selbst *Nardiati*, in Galatina jedoch *Nardiöto*. — G. Rohlf.s.]

Valeria Pestelli-Gori, *Sull' uso dell' articolo nella Divina Commedia*. In: *Lingua Nostra* 6 (1945), S. 28—44. [Eine fleißige Sammlung von Belegstellen für Auftreten und Fehlen des Artikels in den verschiedenen Kategorien. Auffällig das Schwanken in so vielen Fällen, wo man eine gewisse Regelmäßigkeit erwarten sollte, z. B. *Spagna* und *la Spagna*, *Paradiso* und *il Paradiso*, *natura* und *la natura*, *sua figlia*, *il suo figlio*. Es dürfte dabei die unfreiere Form der Versdichtung eine Rolle gespielt haben. Es wäre jedenfalls zu betonen gewesen, daß das einzige Beispiel für enklitisches Possessivpronomen (Inf. 29, 77 *signorso*) im Reim begegnet (: *morso soccorso*), wobei auch zu erwähnen gewesen wäre, daß der in den meisten Ausgaben hier auftretende Artikel (*dal signorso*) zu tilgen ist, vgl. bei Boccaccio *per signorto* (Dec. 5, 5), altlucch. *fratello*, *figliolata*, *figliuolti*. Aus diesem Beispiel mag man ersehen, wie wenig man aus Versdichtung bindende Schlüsse für syntaktische Erscheinungen ziehen darf. — G. Rohlf.s.]

Gerhard Rohlf s, Sprachgeographische Streifzüge durch Italien (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-histor. Klasse, Jahrg. 1944/46, Heft 3). München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1947. 67 S. mit 4 Abbildungen und 29 Karten. [Zeigt an ausgewählten Beispielen, welche sprachlichen und kulturgeschichtlichen Erkenntnisse aus dem italienischen Sprachatlas gezogen werden können. Weist hin besonders auf die Expansionsgebiete, auf die galloromanische Durchdringung, auf die Zonen alter Latinität, die Neuromanisierung Siziliens und Südkalabriens, die Verbreitungsgebiete keltischer und griechischer Wörter, die germanischen Einflüsse usw.]

Paolo da Certaldo, Libro di buoni costumi. A cura di Alfredo Schiaffini. Firenze. Felice Le Monnier, 1945. 271 S. [Das mit vielen volkstümlichen Sprichwörtern gewürzte Lehrbuch der guten Erziehung, das Paolo da Certaldo in der 2. Hälfte des 14. Jh. in florentinischer Alltagssprache verfaßt hat, wurde vor über einem Vierteljahrhundert von Salomone Morpurgo an nicht leicht zugänglicher Stelle in den 'Atti' der Crusa-Akademie (1921) erstmalig veröffentlicht. Der moralphilosophisch wichtige Text, der auch für die florentinischen Sprachverhältnisse seine Bedeutung besitzt, wird nun durch Schiaffini in einer handlichen Ausgabe einem größeren Publikum zugänglich gemacht. Anmerkungen erleichtern das Verständnis des Textes. In einer längeren Einleitung (S. 9—41) beleuchtet der Herausgeber die vom Vf. vertretenen Lebensregeln. — G. Rohlf s.]

## Rätoromanisch

Reto R. Bezzola und Rud. O. Tönjachen, Deutsch-romanisches Wörterbuch: Ladinisch (Dicziunari tudais-ch — rumantsch ladin. Chur, Lia Rumantscha, 1944. 1194 S. [Seitdem im Jahre 1937 das in Graubünden gesprochene Rätoromanische zur vierten nationalen Landessprache der Schweiz erklärt worden ist, hat auch das wissenschaftliche Interesse an dieser Sprache einen mächtigen Aufschwung genommen. Tragende Kraft aller Bestrebungen, die auf die innerliche und äußerliche Konsolidierung dieser Sprache gerichtet sind, ist die Lia Rumantscha (Der romanische Bund) in Chur, in der die früheren romanischen Sprachvereine seit 1919 zusammengeschlossen sind. Aus der Initiative und Betreuung dieses Bundes sind in den letzten Jahren neben einigen für den praktischen Schulunterricht dienenden Grammatiken zwei wertvolle deutsch-romanische Wörterbücher hervorgegangen, die auch für die romanistische Wissenschaft eine hohe Bedeutung haben. Die beiden Wörterbücher erfassen je eine der beiden Mundartengruppen, in die sich das rätoromanische Sprachtum Graubündens gliedert. Das von Bezzola und Tönjachen im Verein mit vielen arbeitsfreudigen Mitarbeitern geschaffene Werk umfaßt das Ober- und Unterengadin, das Münstertal und das obere Albulatal. Es war nicht leicht, allen vertretenen Gebieten in dem Wörterbuch eine gleichmäßige Behandlung angedeihen zu lassen. Man hat sich dahin geeinigt, die verbreitetsten mundartlichen Formen, da, wo stärkere Differenzen vorliegen, nebeneinander aufzuführen. Man findet also unter 'breit' das oberengadinische *led* neben dem unterengadinischen *lad*, unter 'Schlüssel' das oberengadinische *klev* neben dem unterengadinischen *klav*, als Plural von 'El' neben dem oberengadinische *övs* das unterengadinische *ouvs*, für den Hahn neben dem oberengadinischen *chöd* (verwandt mit franz. *cog*) das unterengadinische *gial*, für Hund neben dem unterengadinischen *chan* das oberengadinische *chaun* (das *kjem* gesprochen wird!), für 'Kopf' neben dem unterengadinischen *cheu* und *cho* das oberengadinische *testa*, für



'Lunge' neben dem unterengadinischen *leiv* (leve 'leicht') das oberengadinische *curaglia*. Dagegen sind Wörter und Lautformen, die nur sporadisch begegnen, nicht aufgenommen. So bringt das Wörterbuch für 'Mittwoch' nur das allgemein verbreitete *marcurdi* (*marculdi*), aber nicht das noch in Bergün übliche *mietsevna* (aus *miez* < *mediu* + *evna* 'Woche'), für 'Kinn' *mintun* und *misin*, aber nicht das *bech* des Münstertals. Diese Auswahl nach Beschränkung ist verständlich im Hinblick auf die vorwiegend praktischen Ziele, die das Wörterbuch sich setzt. Dafür ist es von erstaunlichem Reichtum in der Berücksichtigung 'synonymer' Ausdrücke. Für 'Felsen' gibt es die vier Bezeichnungen *spelm*, *grip*, *cripel*, *sass*, für 'Feld' *champ*, *cham-pagna*, *fuond*, *fuonz*, *cuttüra*, für 'kleiner Weg' *vietta*, *viina*, *senda*, für 'Eimer' *sadella*, *stenin*, *cuvagl*, *tschech*, *bazida*, *gialaida*. Große Beachtung ist den Redensarten geschenkt. Auch die für die Technik, Wissenschaft und die modernen Berufssprachen wichtigen Termini sind in hoher Vollständigkeit vertreten. Vieles, was bisher fehlte, mußte sprachlich geschaffen werden, teils durch Ausnützung des heimischen Wortschatzes, teils in Anlehnung an die anderen romanischen Sprachen. Hoch willkommen das dem Wörterbuch beigegebene Verzeichnis von Orts- und Eigennamen. Neben interessanten Formen von Vornamen, z. B. *Ambriesch* 'Ambrosius', *Tön* 'Anton', *Plesch* 'Blasius', *Cilgia* 'Cäcilie', *Andri* 'Heinrich', *Duosch* 'Theodosius', enthält es wichtige Namensformen romanischer Prägung, die für die Kulturgeschichte der Schweiz und den Ortsnamenforscher sehr beachtlich sind, z. B. *Tavo* — Davos, *Cadi* — Disentis, *Nossadunann* — Einsiedeln, *Cuttura* — Galtür, *Caschanutta* — Göschenen, *Crusch* — Grösch, *Glion* — Ilanz, *Damaist* — Imst, *Laad* — Latsch (Südtirol), *Danuder* — Nauders, *Aclas* — Nöggels (Tirol), *Turi* — Zürich. Das Wörterbuch präsentiert sich äußerlich, was Papier und Druckausführung betrifft, in einer Form, die man als höchste Qualitätsarbeit bezeichnen muß. Wir gratulieren der Lia Rumantscha und den Schöpfern des Werkes zu dieser bewundernswerten Leistung. — G. Rohlf.]

Ramun Vieli, Deutsch-romanisches Wörterbuch: Surselvisch (Vocabulari tudestg-romontsch sursilvan). Chur, Ligia Romontscha 1944. 916 S. [Für dieses Wörterbuch gilt das gleiche, was über die Entstehung des deutsch-ladinischen Wörterbuches von Bezzola-Tönjachen oben gesagt worden ist. Im Auftrag der 'Ligia Romontscha', wie dieser Bund sich im westlichen Graubünden nennt, hat Ramun Vieli, der uns bereits 1938 als Verfasser eines kleinen romanisch-deutschen Wörterbuches bekannt geworden ist (s. Archiv Bd. 175, S. 288), es unternommen, den Wortschatz des Rheintalgebietes (Surselvisch) und des mittleren Bündens so zusammenzufassen, daß die schriftsprachliche Tradition ebensosehr wie die geographische Bedeutung des ziemlich differenzierten Wortschatzes zu ihrem Recht kamen. Der Verfasser hat sich z. B. darauf beschränkt, für 'Kinn' nur das verbreitetere *mantun* zu geben, nicht das seltene — besonders im mittleren Bünden begegnende — *grugn*; für 'Kinnbacken' nur *missiala*, nicht das mittelbündische *ganaša*; für 'häßlich' nur *mitgiert*, nicht das in Mittelbünden übliche *paur* oder *por* (*Bauer*), für 'Zügel' nur *hottas*, nicht *frendé-vels*; für 'Zwilling' nur *schumellin*, nicht *zümbler*. Als Name der Eidechse wird nur *luschard* gegeben, nicht das folkloristisch interessante *quater pezzas* ('Vierfuß'). Ein ernstes Problem war die Behandlung der vielen deutschen Fremdwörter, die seit langer Zeit in der romanischen Sprache völlig eingebürgert sind. Hier hat der Vf., geleitet von dem verständlichen Wunsch, den fremden Einflüssen entgegenzuwirken, manch altes romanisches Sprachgut, das heute nur noch von schwacher Lebenskraft ist, bevorzugt und das deutsche Lehnwort ausgeschaltet. So findet man denn in diesem Wörterbuch weder *brušt*, *plech* 'Blech', *ziegel*, *kranz*, *fingerhut*, *spindel*, *hoker* 'Schemel',

*kupfer*, noch *pek* 'Bäcker', *metsker*, *sätler*, *schneider*, sondern *pèz*, *stuors*, *tievla*, *tschupi*, *dielà*, *fis*, *sutga pintga*, *ìrom*, *furnèr*, *mazlèr*, *sellèr*, *cusunz*, obwohl die deutschen Lehnwörter in der allgemeinen Umgangssprache die herrschenden Ausdrücke sind. Ob durch solche Bemühungen der romanischen Sprache gedient ist, wird erst die Zukunft zeigen (Das oben besprochene 'ladinische' Wörterbuch, das vor der gleichen Frage stand, hat sich für mehr Zurückhaltung und für eine größere Achtung vor dem eingebürgerten Germanischen entschieden). Abgesehen von diesem leichten Bedenken, das wir ausgesprochen haben, verdient auch der Verfasser dieses Wörterbuches unseren Dank für die ausgezeichnete Leistung. Obwohl weniger pompös sich präsentierend als das Werk der Kollegen aus dem Engadin, ist es eine reiche Quelle für die Kenntnis des im westlichen Bünden gesprochenen Rätoromanischen. Vieles, was in den älteren Wörterbüchern (Conradi, Carisch, Carigiet) verstreut ist oder heute nur noch in einzelnen Mundarten fortlebt, ist hier organisch zusammengefaßt und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht. Bei aller Reserviertheit gegenüber den nur vereinzelt auftretenden mundartlichen Ausdrücken, die den Vf. geleitet hat, ergibt sich auch aus diesem Werk ein ungewöhnlicher lexikalischer Reichtum für das verhältnismäßig kleine Gebiet. Für den Griebes werden drei verschiedene Worttypen verzeichnet (*pueglia*, *tagatsch*, *cadatsch*), für den Spalt drei Wörter (*sfendaglia*, *fessa*, *sgrema*), für 'brummen' vier Wörter (*murmignar*, *tugnar*, *tuntignar*, *gnugnar*) usw. Auch dieses Wörterbuch bringt am Schluß ein nützliches Verzeichnis von Personen- und Ortsnamen, aus dem wir folgendes herausheben: *Duf* — David, *Durisch* — Ulrich, *Bistgaun* — Sebastian, *La Punt* — Reichenau, *Set* — Septimer, *Pez Russein* — Tödi, *Rödan* — Rhône, *Luorscha* — Olivone, *Dialma* — Elm, *Degen* — Igels. — G. Bohlfs.]



# WEGBEREITER DER VERNUNFT

Ein philosophisches Lesebuch

von Dr. Carl Dyrssen

367 Seiten Halbleinen DM 8,50

„ . . . eine sehr schöne und praktisch brauchbare Einführung, die ich jedem in die Hand geben möchte, der sich einen Zugang zur Philosophie zu schaffen sucht.“

*Nicolai Hartmann, Göttingen*

## HERDERS HUMANITÄTSDIEE ALS AUSDRUCK SEINES WELTBILDES UND SEINER PERSÖNLICHKEIT

von Dr. Wilhelm Dobbek

214 Seiten, broschiert DM 8,50, Halbleinen DM 9,60

Herders Humanitätsidee hat bisher noch keine größere zusammenfassende Darstellung gefunden. Sie ist oft als „Stimmungshumanität“ verrufen und als zu unbestimmt und weichlich gekennzeichnet worden. Es wird hier der Versuch gemacht, zu zeigen, wie sie in der Sturm- und Drang-Zeit aus dem Prometheus-Ideal der schöpferischen Persönlichkeit (dem „Spiegel Gottes“ im Sinne Plotins und Shaftesburys) herauswächst.



GEORG WESTERMANN VERLAG  
BRAUNSCHWEIG



# WESTERMANN'S WÖRTERBÜCHER

ENGLISCH/DEUTSCH

Herausgegeben von Dr. Georg Daub

Band I: Englisch/Deutsch. XVIII, 819 Seiten, Halbleinen . . . DM 7,80

Band II: Deutsch/Englisch. XVIII, 1036 Seiten, Halbleinen . . . DM 7,80

Beide Bände zusammen bezogen . . . . . DM 14,—

DEUTSCH/ENGLISCH/AMERIKANISCH

Herausgegeben von Rüdiger Bindewald

116 Seiten, Pappband DM 4,50

## WESTERMANN'S TEXTE

AUS DER ENGLISCHEN REIHE

Neue Folge

Herausgegeben von Dr. Hans Schauer

T. S. ELIOT: MURDER IN THE CATHEDRAL

120 Seiten, kartoniert DM 2,30

Unveränderter Abdruck der englischen Originalausgabe des Verlages  
Faber and Faber, Ltd., London, vom November 1948, mit Anmerkungen  
versehen von Dr. Paul Wenzel



GEORG WESTERMANN VERLAG  
BRAUNSCHWEIG